Eur.
694
d.534

Eur. 694 d / 534 Freiburg

<36642044480014
<36642044480014
Bayer. Staatsbibliothek

58

Krieg's- und Friedensbilder

aus dem Jahre

1870

von Pfarrer Klein

zu

Fröschweiler

im Elsass

Nördlingen C. H. Beck.

C.R. R. BONG X.A.

311 68

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die vorliegenden **„Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870“** erschienen in erster Auflage 14 Tage vor Weihnachten. Diese ganze Auflage hat sich bis zum Feste vergriffen.

Einige Auszüge aus den über das seltene, einzigartige Büchlein gefällten Urtheilen mögen nachstehend eine Stätte finden.

Herr Universitätsbibliothekar Dr. **Schricker** in Straßburg schreibt in der „Berliner Nationalzeitung“:

„Nach Jahrzehnten wird das Gedächtniß an die Einzelnheiten „der Zeit von 1870 so zurückgetreten sein, wie etwa heute das an „die Befreiungskriege. Dann wird wohl der und jener fragen: „. . . Die Schachzüge der Diplomatie, die Aufmärsche, das Zusammentreffen der Armeen kenne ich, nun möchte ich auch wissen, „wie damals hüben und drüben Leute dachten und fühlten ꝛc. . . . „Wer so spräche, der wird dann unter vielen zuerst gewiß auf „folgendes Buch hingewiesen werden: Fröschweiler Chronik ꝛc.“ . . . „Das heißt also, das Buch hat bleibenden Werth, ja dieser „Werth wird immer größer, je mehr wir uns von den „Kriegsjahren entfernen“ . . . . . .

Herr Pastor **Funcke** in Bremen schreibt darüber:

„Gott segne den Mann, der das Buch geschrieben hat! Und „dies Buch konnte auch nur der Pfarrer von Fröschweiler schreiben . . . . Ich weiß nicht recht zu sagen, worin der Zauber des „Buchs besteht; daß aber ein wunderbarer Zauber darauf liegt, „das wage ich zu behaupten . . . . Wenn ich hiermit bitte: „„Kaufet das Buch! in jeder Buchhandlung findet ihr's! leset es, „allein oder im Familienkreis!“ — wenn ich so bitte, so weiß „ich, daß ich mir bald den Dank derer erwerbe, die meiner Bitte „Gehör geben“.

Herr Consistorialrath **Carl Gerok** in Stuttgart äußert sich, wie folgt:

„Ich habe das Büchlein mit tiefer Bewegung durchgelesen. Es ist „kein leichtes Unterhaltungsfutter, sondern eine tieferschütternde „Lektüre. Man schämt sich ordentlich der triumphirenden Kriegs- „und Siegeslieder, die wir daheim gedichtet haben, wenn man hier „in prosaischer Wirklichkeit, in tagebuchartiger Treue die Kehrseite „des glorreichen Krieges geschildert findet und in den Rahmen „einiger Tage auf dem kleinen Raume eines Dörfleins zusammen- „gedrängt findet, was man unter dem Ausdruck zu befassen pflegt: „„c'est la guerre!" Es giebt da und dort Bruchstücke von Orts- „chroniken, welche Landgeistliche während des dreißigjährigen Kriegs „aufgezeichnet haben. Solchen Aufzeichnungen möchte ich das Büch- „lein vergleichen" ....

Herr Assessor **Schönniger** in Nürnberg nennt das Buch in Nürnberger Blättern:

„ein äußerst lebendig und anschaulich geschriebenes Volksbuch..., „das uns einen mächtig ergreifenden und fesselnden Blick in die „Gefühle und Zustände Derjenigen thun läßt, welche überhaupt „einen Kampf in der Nähe miterleben müssen".

Herr Pastor **Niehlsen** in Potsdam schreibt:

„Die Blätter, die da vor uns liegen, sind von dem Pfarrer von „Fröschweiler aufgezeichnet, sie enthalten nur Selbstgeschautes, „Selbsterlebtes, aber sie spiegeln uns in der Geschichte eines „einzigen Dorfes die des ganzen großen Krieges ab".

Von Herrn Professor Dr. **Meßner** in Berlin geht uns folgende Besprechung zu:

„Unsere schnelllebende Zeit hat den französischen Krieg fast ver- „gessen, seinen Schrecken wie seinen Segen. Hier ist ein lebendiger „Zeuge, der gewaltig daran erinnert ... Diese Aufzeichnungen „sind mitten im Grausen des Krieges niedergeschrieben; wenigstens „sind sie so gedacht und versetzen uns, wie kein anderes bisher er- „schienenes Buch, in die grauenvolle Wirklichkeit einer Erstürmung „und einer Schlacht...... Dazwischen leuchten edle Thaten der „Tapferkeit, des Edelmuthes, der Feindesliebe auf beiden Seiten. „Das Buch schließt mit der Einweihung der Friedenskirche und „dem Besuche unseres geliebten Kaisers, so klingt der Kanonen- „donner in Glockenton aus" ...

Herr Consistorialrath **Stählin** in Ansbach urtheilt in der Ev.-luth. Kirchenzeitung:

„Eine vortreffliche Schrift, ein Volksbuch im besten Sinne! .... „Man kann über den letzten Krieg Unzähliges, Großes und Kleines,

„gelesen haben: einen so erschütternden Eindruck von dem, was der „Krieg ist und was er im Gefolge hat, wie er hier uns entgegen- „tritt, wird man kaum irgendwo anders empfangen haben. Wir „möchten sagen, es ist hier eine Physiologie des Krieges „von mächtiger Wahrheit gegeben. Man erschrickt und „erbebt in innerster Seele vor dem furchtbaren Ernst göttlicher „Gerichte und wird dann wieder gestärkt und erquickt in dem An- „schauen wunderbarer Bewahrungen und Durchhülfen des großen „Gottes.... In dem Erzähler tritt uns ein Mann entgegen „von feinem Sensorium für die innersten Triebe, die Leiden und „Freuden, die wahren Bedürfnisse des Volks —, voll Nüchternheit „und zugleich voll Character in Bezug auf die nationale Frage, voll „ächten, tief evangelischen und kirchlich gesunden Christentums"...

In durchaus entsprechender Weise urtheilen die großen politi- schen Zeitungen.

Voran die **„Augsburger Allgemeine Zeitung"**, in deren Be- sprechung es u. A. heißt:

„Wie um das vielgenannte Dorf die mörderische Schlacht ge- „wüthet, welche zuerst von Deutschland alle Gefahr einer Invasion „genommen hat, so hat der Verfasser, Pfarrer Klein in Frösch- „weiler, es verstanden, um die Idylle einer elsäßischen Dorfkirche „seine Erzählung zu gruppiren, von dem Plebiscit und seiner Auf- „fassung bei den Elsäßer Bauern, als ersten Vorboten des Gewitters, „das in blutigem Ringen über den Gefilden tobte, bis zu dem „Friedensbild, das den Kaiser des neuen Deutschen Reiches selbst „als Besucher der Kirche zeigt, deren Vollendung ein dauerndes „Denkmal dafür sein soll, daß das Deutsche Reich den Frieden „sucht und nicht den Krieg. Auf die Geschichte der ersten Kriegs- „tage und auf einzelne Episoden des Kampfes fallen dabei im „Einzelnen bemerkenswerthe neue Streiflichter, die zur Ergänzung „der Geschichte berücksichtigt werden können".

Dann die **„Kölnische Zeitung"**:

„Die Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870, von „Pfarrer Klein in Fröschweiler, gehören unter den vielen Schriften „über die letzte große Auseinandersetzung zwischen Deutschland und „Frankreich zu der Auslese, die einen eigenartigen, bleibenden „Eindruck hinterläßt".

Der **„Schwäbische Merkur"**:

„Mag man auch durch die vielen Erinnerungen und Schilder- „ungen aus der letzten ruhmreichen Kriegszeit fast übersättigt sein, „die vorliegenden Bilder wird dennoch Jeder mit Vergnügen lesen..,

„Es wird uns beim Lesen derselben, als ob wir selbst bei allem „Leid und Freud, welche der Verfasser schildert, mitbetheiligt ge= „wesen wären".

Die Verlagshandlung glaubt diesen Urtheilen von Männern, deren Stimme in die Wagschale fällt, und von Zeitungen, deren kritische Strenge hinreichend bekannt ist, nichts hinzufügen zu dürfen. Sie begnügt sich damit, den tiefen Eindruck, welchen diese Bilder aus bewegten Tagen auf jeden Leser hervorbringen, und zwar auf den Hochgebildeten ganz ebenso wie auf den Mann aus dem Volk, aus allen jenen Kundgebungen zu constatiren, und mit ihnen dem deutschen Publicum zuzurufen: „Leset selbst diese Aufzeichnungen eines wenn Euch auch noch bis jetzt unbekannten, doch bald vertraut werdenden Elsässers, der mit diesem Büchlein in die vorderste Reihe der deutschen Volksschriftsteller einrückt! Leset es für Euch allein, oder, wozu es sich ganz besonders gut eignet, leset es im Familienkreise vor! Einen tiefgewaltigen Eindruck und eine innerlich gehobene Seelenstimmung werdet Ihr daraus hinwegnehmen und das Buch gerne Eurem Bücherschreine einverleiben, das Euch und Anderen, denen Ihr es mittheilt, eine Quelle immer neuer Erquickung bleiben wird".

Die Verlagsbuchhandlung.

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder

aus dem Jahr

1870

von

Karl Klein,
Pfarrer zu Fröschweiler im Elsaß.

Zweite Auflage.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

„Kriegs- und Friedensbilder" sind es aus den großen Tagen von 1870—71, vom Verfasser, als persönlichem Zuschauer, treu nach dem Leben entworfen und unserm Volk, als Beitrag zur Geschichte in aufrichtiger Liebe gewidmet. — Sie kommen freilich spät: Die Begeisterung für Kriegsliteratur ist abgekühlt; der Rahmen ist beschränkt: er umfaßt blos unsere engere elsässische Heimath; die Farbentöne sind ernst: sie werfen Licht- und Schattenstrahlen nach hüben und drüben. Das sind keine günstigen Aussichten.

Indessen, wahrheitsgetreue Darstellungen bei sonstiger schwerer Arbeitslast wollen Weile haben und behaupten auch in späteren Zeiten ihren historischen Werth.

Andererseits dürften diese Schilderungen auch weiteren Kreisen zeigen, wie tief der Krieg das Volksgemüth bewegt und das Volksleben erschüttert.

Sollte endlich diese unpartheiische Chronik zur Besänftigung verderblicher Leidenschaften auch nur ein weniges beitragen, so wäre unsere Mühe reichlich belohnt.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Die Kriegserklärung.

Es gab auch in unsern Landgemeinden einzelne starke Geister, die nicht zu bewegen waren, einen Jazettel in die Urne zu werfen. Wenn sie bei einander saßen, schüttelte der und jener den Kopf und meinte, im Land drinnen müße was vorgehen und besonders in Paris könne es nicht mehr recht geheuer sein. Der welsche Schmied, der Gescheidteste im Dorf, wenn er so Abends mit seinen Gevattern vor Reisejockels Thür saß und das Pfeifchen lustig dampfte, und die Schelmenaugen so unheimlich blinzelten . . . der welsche Schmied sagte: „Ihr Männer! mit dem Kaiser gehts den Krebsgang, sonst brauchten wir nicht abzustimmen, ob er bleiben soll oder nicht. Was gilts, da steckt etwas dahinter.“ Und der Staubejörri drüben in Nähweiler, der wildborstige Republikaner, wenn er wieder so einen demokratischen Kraftspruch im Mühlhäuser Blättchen entdeckt hatte, der Staubejörri schlug mit seiner massiven Steinhauerfaust auf den Tisch, daß die Fenster klirrten: „Ihr Kapitalsesel! Stimmt nur ja; ihr werdet sehen, wir bekommens. Krieg giebts, sagt nur, ich hab's euch gesagt, und wenn die Großen sich rupfen, verlieren wir Bauern die Haare.“ So stands; aber das waren nur Ausnahmen in der großen, überwiegenden

Ja-Menge. Sie wurden leicht durch die weltlichen und geistlichen Ordnungsträger unschädlich gemacht, und der 8. Mai 1870, der Tag des Plebiscits, war ein glänzender Sieg und eine feste Bürgschaft für die Zukunft. Niemand in unserm Hanauerlande dachte an den jähen Ausbruch eines so verhängnißvollen Krieges.

Es verflossen einige Wochen; alles gieng im alten Geleise. Eine furchtbare Hitze brannte auf unserer Hochebene; die spärliche Heuernte war eingeheimst worden und die Waizenernte stand diesmal viel früher als gewöhnlich vor der Thür. Der Juli war gekommen. Plötzlich drangen in unser stilles Landleben dunkle Gerüchte von politischen Verwickelungen, von Krieg . . . Man sah einander fragend an: „Krieg? Für was? Mit wem?“ — Diejenigen Leute, welche Söhne bei der Armee hatten, erkundigten sich, was die Zeitung melde; wie es stehe; ob etwas zu fürchten sei. Wir beruhigten, so gut es gehen mochte, die besorgten Gemüther, und wieder vergiengen einige Tage. — Der Kriegslärm wurde aber allgemeiner, bedrohlicher; man fühlte einen schweren Druck, wie in der Luft, so im Herzen; man spürte, daß ein geheimnißvolles Schachspiel zwischen großen Mächten stattfände. Und das alles gieng so schnell, so riesig schnell! — „Jetzt, sagte am 12. Juli so recht trübselig ein reicher Bauer, jetzt haben wir falsch gemaust; der Staubejörri hat doch Recht gehabt — es gibt Krieg, o weh! es wird nicht gut gehen.“ Und siehe, das Gewitter stieg am Himmel immer höher, immer dunkler, bis am 19. Juli ein Blitz mit krachendem Donner die Brandfackel in Preußens Hauptstadt warf.

Der erste Eindruck der Kriegserklärung auf unsere Leute war betäubend, niederschmetternd. Frankeich in Fehde mit Preußen! Das gibt ein schweres Ringen, ein blutiges Trauerspiel, einen Kampf auf Tod und Leben. — Was aber jetzt anfangen? Es galt, den ersten Schrecken ruhig abzuwehren,

das geängstete Volk zusammenzuhalten und hinzuweisen auf den Alles regierenden, lebendigen Gott. Man erholte sich auch wieder, der Brand war ja nicht mehr zu löschen; aber sofort hatte sich unser elsässisches Volk in zwei grundverschiedene Parteien getheilt, welche während des ganzen Krieges einander feindselig gegenüberstanden und auch jetzt noch (wer mag Schuld daran sein?) zu keiner brüderlichen Aussöhnung gelangen können.

Bei den Einen offenbarte sich eine unbändige Freude, getragen von zuversichtlicher Siegesgewißheit und bitterem Feindeshaß gegen die Preußen — bei den andern ein tiefer Ernst, gepaart mit schweren Befürchtungen für das Vaterland und aufrichtigem Mitleid für stammes- und glaubensverwandte Gegner. Beide waren fest entschlossen, ihre Pflicht mit Darangabe ihres Gutes und Lebens zu thun, die einen in wildem Fanatismus, die andern im Hinblick auf den Lenker der Geschichte.

Der Schauplatz des Krieges.

Wo wird der Kampf losbrechen und zu blutigem Austrag kommen? In Paris und durchs ganze Land ertönte die Losung: „Nach Berlin! nach Berlin!" und auch im Elsaß glaubte man allgemein, die Schlachten würden auf deutschem Boden geschlagen, das linke Rheinufer in schnellem Siegeslauf erobert und den stolzen Teutonen das caudinische Joch aufgehalst werden. Die Franzosen waren ja bis jetzt die mächtigste Nation der Erde, und es hatte doch der Kaiser Napoleon in seiner Proclamation angekündigt: „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache

vertheidigt, ist unbesiegbar. Ein jeder thue seine Pflicht, und der Herr der Heerschaaren wird mit uns sein."

Der Auf- und Einbruch nach Deutschland war also beschlossen und von einem Tage zum andern erwartet, zumal der Kriegsminister Le Boeuf im Senat erklärt hatte: Frankreich ist archiprêt, d. h. bereit bis zum letzten Gamaschenknopf, und jedem Soldaten der Boden unter den Füßen brannte, einen Triumphzug nach Berlin mitzumachen. Wie bereit und schlagfertig Frankreich wirklich war, hat sich dann in den Tagen vom 20. Juli bis zum 5. August und während des ganzen Feldzugs herausgestellt; und in welcher Richtung der Angriff geschehen sollte, war auch eine heikle Frage, zumal ganz unerwartet Süddeutschland wie ein Mann sich erhoben und das Schwert gezogen hatte.

Wir da unten im Hanauerlande meinten, ein Theil des französischen Heeres würde über Straßburg in Baden, Württemberg, Bayern einfallen, und die Hauptmacht von Metz aus durchs Nahethal oder über Saar-Louis Preußen angreifen. Daß die Bewaffnung und Mobilisirung in Deutschland rechtzeitig bewerkstelligt werden könnte, um der französischen Invasion erfolgreich zu widerstehen, das glaubte in Frankreich und auch im Elsaß kein Mensch. Und daß vollends ein deutsches Heer über Weißenburg ins elsässische Unterland eindringen würde, davon hatten wir keine Ahnung. Wir hätten zwar besonders hier, auf unserer strategisch so wichtigen Hochfläche, Gründe genug gehabt, um nicht so ganz ohne Befürchtungen den Ereignissen entgegen zu sehen. Die Verheerungen des 30jährigen Krieges, die Eroberungszüge Ludwigs XIV., die Schlacht zwischen Oesterreichern und Franzosen anno 1793, deren Spuren jetzt noch vorhanden sind, hätten uns witzigen sollen. Aber wie nun einmal die Menschen in Kriegszeiten sind: Jeder ist auf schwere Heimsuchungen, auf Blutvergießen, Brand und Verwüstung gefaßt; daß aber das alles seine

Heimat, sein Dorf, sein Haus, seine Person treffen könnte, daran denkt Keiner.

Man harrt in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; man späht mit unheimlicher Gier nach Neuigkeiten, nach Schlachtendonner und Siegesbotschaften, wenn nur das alles in gehöriger Entfernung geschieht und keine Scholle von unsern Feldern, kein Stein von unserer Hütte zerbrochen wird. O Blindheit und Lieblosigkeit des menschlichen Herzens! — Wir sollten aber gar bald erfahren, daß gerade unsere Gegend zum Schauplatz der ersten Ereignisse und zur Walstatt einer der blutigsten Schlachten ausersehen war.

Die ersten Husaren.

Mac Mahon, der große Held und Herzog von Magenta, hatte den Oberbefehl über das erste Corps der Rhein-Armee erhalten, und diese Wahl wurde von jedermann mit freudiger Zuversicht begrüßt; denn der Klang seines Namens, sowie der Ruhm seiner Thaten war für den Schutz des Elsaßes und für einen raschen, siegreichen Einfall in Süddeutschland von guter Vorbedeutung.

Er war jedoch in seinem Hauptquartier in Straßburg noch nicht eingetroffen, und General Ducrot, der Commandeur der I. Division, der eine Reihe von Jahren Festungsgouverneur in Straßburg und Befehlshaber der französischen Truppen im Elsaß gewesen war, stand indessen auf dem Plan und leitete die Operationen und Bewegungen bis zur Ankunft des Marschalls. Die östlichen Departemente waren bereits in Belagerungszustand versetzt worden; unaufhörlich brauste die Locomotive auf der Eisenbahnlinie Hagenau-Bitsch-Saargemünd

mit bedeutenden Truppentransporten an Reichshofen vorüber. Wir waren noch immer der Ueberzeugung, es gelte einen kühnen Angriff über Straßburg, Metz oder Saarbrücken: da erschienen am 22. Juli die ersten Soldaten in Fröschweiler. Es war eine etwa 40 Mann starke Abtheilung vom dritten Husarenregiment. Sie hatten den Befehl, als sogenannte Grandegarde (Große Wacht) von unserer Hochebene aus das Sauerthal, die Straße von Wörth an Dieffenbach vorüber nach Sulz u./Wald, die Straße von Wörth durchs Liebfrauenthal über Lembach nach Weissenburg, sowie das Gebiet zwischen Fröschweiler, Langensulzbach, Mattstall, Lembach in nordöstlicher Richtung zu überwachen; auch etwaige kleinere Recognoscirungen auszuführen.

Es war eine wehmüthig freudige Bewegung im Dorfe, als diese ersten Vertheidiger des Vaterlandes angeritten kamen. Das Landvolk hat ja überall, und besonders im Elsaß, eine warme Liebe zum Waffenrock, eine große Begeisterung für den Soldatenstand. Aus allen Häusern strömten die Leute zusammen und beschauten sich mit Rührung und Vergnügen diese schmucken Reiter in ihren zierlichen Uniformen, mit ihren Schnurrbärtchen, Säbeln und Pistolen, und die netten feurigen Pferde (bald waren es ungarische, bald arabische Pferde) mit den Husaren und den zwei Heubündelein auf dem Rücken. Das war ein gewaltiges Gaudium! Wie kam da so mancher. der auch einmal Soldat gewesen, und parlirte französisch in einigen Oui und Comment und wieder deutsch, wie er auch gerne mitgienge, die Preußen dreschen zu helfen. Und wie stand da so manches Mütterlein, die einen Sohn bei der Armee hatte, welcher jetzt auch in den Krieg mußte, und meinte, die hellen Thränen in den Augen, ob er doch davon kommen würde, und wenn er nur jetzt auch da wäre, daß sie ihm noch ein paar Strümpfe und ein bischen Geld und ihren segnenden Händedruck mitgeben könnte. Der eine oder der

andere unter den Reitersmännern war wohl auch ein Ditscher, ein Elsäßer oder Lothringer — doppelte Freude! Mit dem konnte man reden; der mußte erzählen, wo sie in Garnison gelegen, wo es jetzt hinaus sollte, ob wirs gewinnen würden, ob er nicht gar vielleicht den Jörri in Lyon, oder den Peter in Bar-le-duc gesehen? Und wie hat man die hungrigen, durstigen Waffenbrüder in die Häuser aufgenommen, sich gestritten, wer den oder jenen oder gar den brigadier oder den maréchal des logis beherbergen würde! — Es waren auch wirklich so herzig liebe Leutchen, diese Husaren, und sie mußten fort in den Krieg — wer weiß, wo sie kämpfen, bluten und sterben werden? Da soll uns gewiß kein Schoppen Wein zu tief im Faß, kein Gläschen Schnaps zu fest im Kruge, keine Speckseite zu hoch im Kamin, kein Ei zu lieb im Neste sitzen. Die sollen uns willkommen sein und liebevoll traktirt werden. Und in der That, es war eine Begeisterung im ganzen Dorfe, die man nicht beschreiben kann, ein Wetteifern, wer am längsten bei ihnen bleiben, am zärtlichsten sie bewirthen könnte. Und als am Abend die grande garde an der Wörther Hohl bivouakirte und die muthwilligen Renner, an kleine Pfähle angebunden, im Grase herumschnüffelten und die Speckomeletten lustig im Abendroth dampften und der Weinkrug schäumend unter den frohen Gesellen kreiste, das war ein still heimelich Kriegsbild, wobei auch der friedlichstgesinnte Hanauer miteingestimmt hätte: „Was kanns schönres geben, als Soldatenleben?“

Später hat sich an der Wörther Hohl ein Kriegsbild aufgerollt, bei dessen Anblick die Haare sich sträubten und einem das Mark in den Gebeinen erstarrte.

Die ersten Jäger.

Die Husarenabtheilung blieb aber nicht lange in Fröschweiler. Schon nach zwei Tagen wurde sie durch eine Schwadron berittener Jäger (Chasseurs à Cheval) abgelöst, deren Regiment Nr. 11 in Niederbronn campirte und von dem General Baron v. Bernis befehligt war. Sie hatten dieselbe Aufgabe wie ihre Vorgänger, die grande garde wurde aber diesmal nicht an die Wörther Hohl verlegt, sondern ganz nahe ans Dorf, droben ans Ende der Schindergasse, in einen dicht mit Obstbäumen bepflanzten Grasgarten, von wo aus eine weite Aussicht, sowohl nach Norden und Nordosten in die Vogesen, als auch nach Osten und Süden über das Sauerthal gegeben war. Es waren dieselben muntern, liebenswürdigen Jungen, dieselbe hübsche Uniform in dunkelgrüner Farbe, mit rothen Hosenstreifen, schwarzen Brustschnüren und die persische Pelzmütze in der Stirne; dieselben leichten, lustigen Pferde und auch dieselben Waffen, nur trugen sie, nebst dem gewöhnlichen Cavalleriesäbel, kurze Stutzerflinten. Auch wurden sie wie ihre Vorgänger von Groß und Klein freundlich bewillkommnet und reichlich bewirthet. Alles wetteiferte in geschäftigem Zutragen von Brod, Fleisch, Butter, Wein ꝛc.; sogar der nimmersatte Christelsepp brachte es über sich, einen Laib Brod aus dem Schranke und einen Firnenkäs vom Herzen zu geben.

Der alte dicke Küfer, welchem der Obstgarten gehört, hatte sich ebenfalls herzugemacht und beschaute sich, still vergnügt, das Schurzfell überm Bauche und den Ziehriemen in der Hand, das neue fröhliche Treiben. Und der Fettigjöckele, der auch einmal Kommisbrod gegessen, was wußte der

nicht alles zu erzählen aus seinen Soldatenjahren, wie er in Montpellier so guten wohlfeilen Wein getrunken und der Eifer Tibold, wie er den Marschall Bazaine als Lieutenant gekannt und den Mac Mahon als Oberst seines Regimentes gehabt habe; und der Majerhenner, wie es jetzt schwere Zeiten wären und es auch wieder kommen könnte wie anno 1814, wo die Preußen, Bayern, Russen und Oesterreicher unser armes Land jahrelang drangsalirten; aber die Soldaten sollten nur mit fröhlichem Gottvertrauen ins Feld ziehen; der Franzos könne es doch unmöglich verspielen. So gieng es fort bis in die Nacht hinein; noch viele andere kamen, und es war zu verwundern, was sie alles brachten und wußten, und wie guten Muthes sie waren.

Die Jägerschwadron war von einem wackern Offizier, dem jungen liebenswürdigen H. v. Lapierre, commandirt. Man sah es dem Manne an, daß er sich der schweren Aufgabe seines Berufes bewußt und von dem Wunsche beseelt war, denselben mit Drangabe seines Lebens ritterlich zu erfüllen. Ich lud ihn ein, unser einfaches Abendbrod mit uns zu theilen, und er nahm das Anerbieten freundlich dankend an. Es gab sich die Rede von allem und jedem; von der ungeheuren Tragweite der ersten Schlachten; von dem verhängnißvollen Laufe und Ausgang dieses Krieges. Er hatte die Ueberzeugung, der Aufbruch nach Deutschland würde in den ersten Tagen geschehen, und Frankreich würde, Dank namentlich seinen vortrefflichen Waffen, den Sieg davon tragen. In allen seinen Worten aber und Hoffnungen lag eine edle Würde, die uns allen den wohlthuendsten Eindruck machte! — Ich wollte ihn nöthigen, die Nacht im Pfarrhause zuzubringen; er willigte aber nicht ein, und ich begleitete ihn zurück ins Lager. Unterwegs sagte er: „Ist kein Mann in Ihrer Gemeinde, der die Umgegend genau kennt, und der den Muth hätte, diese Nacht in Civilkleidern eine ganz anonyme Recognoscirung ins Unter=

land zu machen? Ich möchte so gerne wissen, wie es über Wörth draußen bei Sulz, Hatten &c. aussieht." Ich wandte mich an die jungen Männer, die bei anbrechender Nacht noch zahlreich im Bivouak standen, mit der Bitte, es möchte doch der eine oder der andere diesen nächtlichen Gang antreten. Der Wüstnertoni erklärte sich alsbald bereit; es wurde ihm ein versiegeltes Schreiben an den nächsten Bürgermeister übergeben, welches dieser öffnen, mit etwaigen Nachrichten versehen und wieder versiegelt an den folgenden Bürgermeister absenden sollte. So patrouillirte dieser Nachtbote über Wörth, Preuschdorf, Sulz, Betschdorf, Rittershofen, Hatten &c., kam unangefochten den andern Mittag wieder zurück, und in der Depesche stand von allen Bürgermeistern die Meldung unterzeichnet: „Nichts vorgefallen."

Es war 8 Uhr geworden; noch wären unsere Bauersleute und besonders unsere Jugend stundenlang in Küfers Grasgarten bei den Soldaten geblieben; Herr v. Lapierre aber bedeutete ihnen gütig, sie hätten sich nach Hause zu begeben; er ließ im Lager alles Feuer auslöschen; die Mannschaften legten sich zur Ruhe auf ihre Mäntel; spähend stand eine Schildwache unter dem großen Birnbaum, und die stille schwarze Nacht lagerte über dem Höhenrücken.

Der erste Feind.

Schon mehrmals war in Fröschweiler, Wörth und Umgegend Alarm erschollen: „die Preußen kommen! die Preußen kommen!" Wer hats gesagt? Wo sind sie? — Ja das aus dem allgemeinen Wirrwar noch herausbringen! Die Einwohner liefen zusammen, stürzten

durcheinander, die Jägerschwadron sprengte hin und her, das ganze Regiment kam von Niederbronn und patrouillirte überall herum — die Preußen kamen nicht, und alles gab sich wieder zufrieden. Doch war einem nicht mehr ganz heimlich zu Muthe. Die Eisenbahn dröhnte so geheimnißvoll von Reichshofen über den Großenwald herüber; die Windstille fieng an, drückend sich auf die Gemüther zu legen. Plötzlich, früh Morgens am 24. Juli, kam der Schloßjakob leichenblaß von Elsaßhausen hereingelaufen und schrie aus vollem Halse: „Die Preußen kommen! die Preußen sind da! ich habe sie gesehen, sie sind durch Elsaßhausen geritten! Ich habe ihnen den Weg zeigen müssen.“ . . . . Und die Lanze Bäbi hinterdrein! „O weh, ihr lieben Leute, jetzt sind wir alle verloren! Sie haben den Säbel überzwerg im Maul und in jeder Hand eine gespannte Pistole!“ Und wie die so durchs Dorf schrieen, so rannten alle andern zusammen und schrieen nach, und war eine Bestürzung, ein Jammern und Heulen, als stünden hunderttausend Panduren drunten am Kirchhof, die wollten alles mit Haut und Haar massacriren. Und als sie schaarenweise ums Pfarrhaus sich drängten und besonders die Weiber die Hände über dem Kopf zusammenschlugen und wimmerten und krakelten, als wäre schon alles verloren, und wir sie ermahnten, sie sollten doch stille sein und alles Gott befehlen — kam von Wörth aus, in vollem Galopp ein Gensdarm heraufgesprengt und bestätigte die Kunde, es sei ein Trupp Preußen mit gezückten Schwertern und gespannten Gewehren durch Wörth gesaust und hätten Krieg! Krieg! geschrieen, und er eile nach Niederbronn, das Regiment zu benachrichtigen, daß diese Einreißer gefangen und erschlagen würden. Da wurden unsere Leute wieder ruhiger, und alles, was nur Beine hatte, Groß und Klein, stand opferwillig bereit, das Vaterland retten zu helfen.

Der Jägeroffizier, ein junger todesmuthiger Recke, den

das geringste Zeichen von Angst und Feigheit wüthend machte, konnte keinen Augenblick mehr ruhig auf der Stelle bleiben; er sauste mit seinen Leuten hin und her, spähte nach allen Richtungen, Berg ab, Feld ein, kam wieder zurück, und wenn der eine oder der andere unter bangem Herzklopfen und schweren Ahnungen sich den Schweiß von der Stirne rieb, rief er: allons mon brave! pas peur! nous mourons pour la patrie. „Wohlan, mein Braver! keine Furcht, wir sterben fürs Vaterland!“ Und wer's verstand und ein ehrlich Christenherz im Leib hatte, der mußte Thränen in die Augen bekommen und denken: „B'hüt euch Gott! Gestern noch auf stolzen Rossen, Heute durch die Brust geschossen; Morgen in das kühle Grab.“

So vergiengen unter stetem Hin- und Herreiten, Auflauern, Wiederkehren, Stillehalten; unter allerlei guten Wünschen und Ermuthigungen; Feldflaschen Austrinken und Wiederfüllen und unblutigem Dreinschlagen etwa anderthalb Stunden. Da kam der Gensdarm wieder und meldete: das Regiment sei von Niederbronn aufgebrochen und ziehe über Gundershofen dem Feinde entgegen. — „Die sollen das Wiederkehren verlernen“ meinte siegestrunken der Lindenbauer! — „Ja wenn sie nicht durchbrennen oder gar eine Hinterhut nach ihnen kommt“, munkelte der übergescheidte Willibald, „die sind schwerlich allein.“

Das Jägerhäuflein aber hatte sich von dannen gemacht, um, wo möglich, den frechen Eindringlingen den Rückzug zu verlegen. —

Das erste Treffen.

Das feindliche Heer bestand aus dem württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Graf Zeppelin, drei badischen Offizieren und vier Dragonern. Sie hatten den Befehl, über Lauterburg eine Recognoscirung ins Land herein zu machen, ob etwa schon bedeutende Truppenmassen im Unterelsaß concentrirt wären; hatten Sulz, Wörth, Fröschweiler glücklich passirt und waren von Elsaßhausen aus auf einem wenig gangbaren Waldwege soweit vorgedrungen, daß sie die Eisenbahnlinie von Gundershofen bis Niederbronn und auch ein gut Stück des Hanauergebietes überblicken konnten. —

Hatten sie ihren Josuas- und Calebsdienst schon gethan oder wollten sie denselben nachgehends erst erfüllen, darüber schweigt, aus guten Gründen, unsere Geschichte. Was sich aber auf dem einsamen, von nahen Waldungen umgebenen, zwischen Eberbach, Gundershofen und Reichshofen gelegenen **Schirlenhof** zugetragen, und welch Schicksal die verwegenen Reiter dort ereilt hat, das soll der Nachwelt mitgetheilt werden.

Sie waren in dem Gehöfte eingekehrt; hatten ihre Pferde in Stall und Schuppen untergebracht, wollten auch von dem harten Ritt ein Weilchen rasten, und schon dampften die Eierkuchen lustig in der Pfanne und sollten auf französischer Erde desto besser schmecken . . . . da entsteht plötzlich Lärm . . . . das ganze Jägerregiment ist im Anzug, der Hof ist umzingelt. . . . Was jetzt? — Messer und Gabeln fallen aus den Händen, die Schwerter fahren aus der Scheide, sie stürzen heraus, verbarrikadiren sich hinter ihre Pferde — es fällt ein

erster Schuß und streckt einen französischen Unteroffizier zu Boden; — es fallen wieder Schüsse — Lieutenant Winsloë ist tödtlich getroffen, andere sind verwundet; einige Sekunden verzweifelter Gegenwehr; die Uebermacht hat gesiegt; zwei Offiziere, zwei Dragoner sind gefangen; Winsloë ist im Verbluten; Graf Zeppelin aber und zwei andere Dragoner sind entkommen. Das Regiment macht Kehrt, rückt am Abend unter allgemeinem Jubel wieder in Niederbronn ein; in Paris wird eine bataille du Schirlenhof mit Illuminationen gefeiert, und auch in Fröschweiler war, als unsere Jäger wiederkamen, die Freude so groß und die Begeisterung so allgemein, daß unsere guten Leutchen des Gebens, Fragens, Lobens und Verwunderns nicht müde, und auch die Soldaten des Essens und Trinkens und Erzählens nicht fertig werden konnten bis in die Nacht hinein. Als Siegesbeute hatten sie eine kurze Cavallerieflinte und einen dicken hölzernen Klöpfel mitgebracht, der zum ewigen Andenken in Fröschweiler aufbewahrt bleibt. Wie diese Trophäen aber angestaunt und gepriesen wurden!

Graf Zeppelin soll, wie die Großenwalder Ueberlieferung meldet, auf dem Rappen des getödteten französischen Unteroffiziers entronnen und eine Weile nach der Schlacht in den Schirlenhof zurückgekehrt sein und die Zeche bezahlt haben. Ob dem also sei, muß er selbst am besten wissen, denn er lebt noch, und wenn ers auch nicht gesteht, so wird doch vielleicht die Geschichte auch über diese Frage noch ins Klare kommen. — Jedenfalls ist er ein kühner Reitersmann; denn seine Retirade nach der Pfalz hinab bekundet nicht allein eine sehr genaue Kenntniß unserer Oertlichkeiten, sondern auch eine Todesverachtung, die einem Bewunderung abnöthigt. Er ist vom Schauplatz des Kampfes in nordöstlicher Richtung durch den Großenwald durchmarschirt, **mußte** unweit Fröschweiler quer über die damals schon sehr belebte Reichshofener Heerstraße — zog dann, immer in Begleitung des legendenhaft

gewordenen Rappen am Waldessaum hinüber nach dem Gebirge, und als an jenem Abend der Wendlingpeter (tröst ihn Gott!) am Bergesabhang zwischen Nähweiler und Linienhausen, dicht am Wald, die Kühe weidete, kam da auf einmal ein seltsamer Mann, der kein Franzose sein konnte, führte ein müdes Schlachtroß am Zaume und fragte, ob er nicht etwas Milch bekommen könnte. — Da schaute ihn der Wendlingpeter erschrocken an . . . „Ja, ich würde euch schon gerne ein wenig Milch geben, wenn ich ein Geschirr hätte, in das ich melken könnte.“ — „Da läßt sich abhelfen“ sagte der Mann; — zog ein ledernes Ding aus der Tasche, woraus man trinken und wohinein man auch melken kann, und der Wendlingpeter melkte ganz wacker drauf los, und die Milch schmeckte dem fremden Herrn so trefflich, daß er sich noch einmal melken ließ, und dann gab er dem verdutzten Kuhhirten ein Zwei-Frankenstück, sagte Dank und guten Abend. Und das alles, während vielleicht 300 Schritte dort drüben französische Cavallerie auf- und abjagte und den Prussien im Walde vermaledeite, aber nicht in den Wald kam, denselben zu erschlagen. —

Graf Zeppelin zog weiter; kam am selben Abend ins Günsthal; trank sich beim sogenannten großen Peter zwei Schoppen rothen Wein, die er mit einem Zehn-Frankenstück bezahlte, und stand den andern Tag nach seinem strapazenreichen Kundschaftsritt mit wichtigen Erkundigungen auf bayrischem Gebiet. Dem Wendlingpeter aber ist dieser Abend und sein Melken in den ledernen Becher bis auf's Todtenbett unvergeßlich geblieben.

Die Dragonerjagd.

Es waren, wie gesagt, zwei Dragoner aus der Schirlenhofer Bataille entronnen und hatten, während ihre Kameraden in den Niederbronner Gefängnißmauern stille Betrachtungen anstellen konnten, im Großenwald Obdach und Herberge gesucht und gefunden. Der eine war am Fuße verwundet, und es mag ihm der Rückzug auf Schuhmachers Rappen, durch Hecken und Dornen, kein besonderes Gaudium gewesen sein. Item, sie waren in direkt südlicher Richtung, nicht weit von Eberbach fortmarschirt, hatten auf dem Albrechtshof, vulgo Laushof, zwischen Morsbronn und Wörth um Civilkleider und Erquickung gebeten und hofften von dort aus durch den nahen Hagenauer Forst, der bis zum Rhein hinabreicht, wieder in ihre Heimath zu gelangen. Sie sollten aber gar bald erfahren, was die Elsäßer können, wenn es gilt, das Vaterland gegen die Barbaren zu retten. Es kam heraus, es seien noch etliche Preußen im Walde versteckt, und siehe, das Regiment in Niederbronn konnte darüber ruhig schlafen; aber in Sauerhofen konnte man nicht mehr ruhig schlafen. Ja, Sauerhofen ist kein gewöhnlicher Punkt auf der Landkarte! Wer's kennt, der weiß: da sind eminente Geister, Philosophen und Dichter; (ist doch einer da, der ganz fest überzeugt ist, er reiche dem Schiller wenigstens bis an die Knöchel!) Da sind besonders unvergleichliche Patrioten. Hui! wenn die auf den Tisch schlagen und sich ins Zeug werfen, die Welt zu theilen! — So begreift sich's denn, daß man in Sauerhofen nicht mehr ruhig schlafen konnte, bis jene heillosen Kerle gefangen und von der Erde vertilgt wären. Es wurde zunächst unter den Patriciern zur Landesrettung conventionirt;

die Unerhörtheit solch einer Invasion mit all ihren Gefahren und Greueln ins gehörige Licht gesetzt, die Volksentrüstung durch Frakturausdrücke auf den nöthigen Wärmegrad getrieben und daß ichs kurz sage, der mit allgemeinem Jubel begrüßte Entschluß gefaßt, einen Streifzug in den Wald zu machen, um die Banditen todt oder lebendig nach Sauerhofen zu bringen. Nun denke sich, wer kann, das Städtchen in solch einem großen Momente! Diese Begeisterung! Diese Wuthausbrüche! Diese Todesverachtung und Siegesfreudigkeit! Schade, daß nur zwei und nicht Hunderte von Preußen im Walde liegen. Gestern haben sie nicht **einen** gefangen, heute würde jeder ein Dutzend niedermachen. — Wer wird aber die Expedition commandiren? Was fragen? Seht dort auf dem weißen Schimmel den racheschnaubenden Feldherrn, wie er so elegant frisirt, so todesmuthig unter den Fenstern der Honoratiorendamen auf- und abgaloppirt, daß die Funken stieben! Ich gab mein Ehrenwort, daß er noch vor der ersten Schlacht Reißaus nimmt uud über den Kniebis entläuft!*) Und dort der Hauptadjutant an der Spitze (der Name ist mir gerade ausgefallen, schadet aber nichts), er ist Soldat, sogar Unteroffizier gewesen — man erkennt ihn übrigens an der Stimme, und die Preußen sollen ihn erkennen an den Streichen — wie der, in jeder Faust eine Pistole, unter die tosende Menge brüllt: „Wo sind sie? Wo sind sie?“ Allons enfants de la Patrie! und die Menge brüllt es nach. . . . Seht, wie das begeisterte Bürgerheer mit Flinten, Messern, Sensen, Heugabeln, Pfählen und allen möglichen Mordinstrumenten, Tod und Vernichtung schwörend, durch die Straßen wogt, und fort gehts ohne Furcht und sonder Wanken hinaus, hinaus in die blutige Schlacht. Nur einer, der weise Aesculap, steht philosophisch lächelnd hinter dem Gartengitter und murmelt in den Bart:

*) Ist auch in der That am 4. August schon durchgegangen

„O wer einen Maulkorb wüßte, solche Exemplare zu bändigen! — Nimmt aber doch Verbandzeug und sonstige Heilmittel, läßt anspannen und fährt still sinnend hinterdrein nach dem Schauplatz des Kampfes.

Was unterwegs sich zugetragen, welcherlei vive la France! und sonstige Kraftsprüche in die Waldesgründe schallten, weiß der Erzähler nicht. — Nur so viel weiß er: Als die Hauptmacht schlagfertig den Albrechtshof, vulgo Laushof umzingelt und der erste Sprecher das feindliche Heer zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade feierlich aufgefordert hatte, traten da heraus — zwei junge unbewaffnete Burschen und standen wie weiland Vercingetorix vor Cäsar, stillschweigend vor ihren Siegern. „Da sind sie! da sind sie! wir haben sie! vengeance! à bas là Prusse!" erscholls aus hundertfachen Kehlen — ohne was sonst noch jeder, der sich im Kampf besonders hervorgethan, an Flüchen, Drohungen und patriotischen Herzensergüssen herausbrüllen konnte.

Ueber dem Großenwald spielte ein friedliches Abendroth, der Feldzug war über alles Erwarten gelungen, freudestrahlend rückten die Heerführer mit den Beifall heulenden Legionen und den gefesselten Barbaren in Sauerhofen ein; es klirrten die Thore des Carcere duro und drinnen lagen, die ganze Nacht mit Flüchen und Verwünschungen gepeinigt, zwei gefangene Dragoner! Den andern Morgen wurden sie, wie gewöhnliche Missethäter, in zerrissenen Kleidern, ohne Kopfbedeckung, von Gendarmen durch Fröschweiler nach Niederbronn geführt, und nie wird der Erzähler den Blick vergessen, den einer von ihnen einem ungewaschenen Maul auf den ächt patriotischen Spruch: „Geköpft g'hören sie!" von der Straße hinauf ins Fenster warf. —

. . . . Du schüttelst den Kopf, lieber Leser, und denkst: O Sauerhofen, wohin hat sich dein Patriotismus verstiegen! — Sei still und schelte mir nicht des elsässischen Volkes

überschwengliche Tapferkeit! In Germersheim da drunten oder in Offenburg dort drüben wäre die Dragonerjagd auf zwei verwundete Franzosen aufs Haar dieselbe gewesen.

Ein Besuch im Lager zu Niederbronn.

Am Nachmittag desselben Tages reiste der Erzähler mit einigen Verwandten und Freunden nach Niederbronn, um sich die Dinge in der dortigen Gegend, namentlich das Lager, worin das Jägerregiment cantonnirt war, näher anzusehen. Der Krieg erweckt ja unter vielen anderen gefährlichen Leidenschaften auch ganz besonders die Neugier und den Vorwitz, daß man gerne Augen und Ohren überall hinträgt, wo man eigentlich nichts zu thun hat, und wo einem das Lauschen zuweilen übel eingebrockt werden kann, wie dem seither verstorbenen Dornenmeyer (Gott hab ihn selig), der während der Schlacht unter einem gehobenen Ziegel zu Schmiedjacobs Scheune hinauslugte, bis eine Granate herangepfiffen kam und just über seinem Schädel einschlug, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er besinnungslos auf den Heuboden stürzte.

Wir machten uns also auf den Weg, und als wir den Großenwald passirt hatten, sahen wir schon aus der Ferne die Eisenbahnwagen, welche unaufhörlich hin und her brausten; trafen auch gleich in Reichshofen einiges Fußvolk und Artillerie, welche dort campirten, und kamen endlich nach allerhand Strapazen und Hindernissen nach Niederbronn. Da war ein Leben, ein Getöse, ein Durcheinander, ein Hin- und Herwogen von neugierigen Philistern, Herren und Bauern, Soldaten, Weibern und Kindern! Und auf allen Angesichtern

nur eine Frage: „Wie wird es gehen? und in den wenigsten Herzen ein: B'hüt uns, lieber Herr Gott!

Wir gelangten ins Lager. Auf dem schattigen Badeplatz, wo sonst von Römerszeiten her die fröhliche Lebewelt ihre Rheumatismen wegverdaut — standen jetzt, reihenweise an kurzen Pfählen angebunden, hunderte von muthigen Streitrossen, die bald liebkosend die Köpfe zusammenstreckten, bald wüthend auf einander losschlugen, bald ungeduldig den Boden zerstampften. Und neben ihnen standen oder lagen bald einzeln, bald gruppenweise die Mannschaften. Der eine putzte am Geschirr, der andere stopfte sein Pfeifchen, andere spielten Karten, wieder andere tranken Bier und sangen ein Liedlein aus der Heimat; alle so vergnügt, so sorgenlos, als stünde kein Wölkchen am Himmel und kein deutscher Soldat in Waffen. Mitunter spazierten einige Offiziere vornehm durch die Reihen — schöne, interessante Leute — die schauten so hell, so zuversichtlich in das bunte, fröhliche Treiben, ertheilten Befehle, streichelten ihre Pferde, schalten den oder jenen Delinquenten. . . . . Wir kamen und giengen und standen und gafften — das alles war ja so neu, so sehenswerth — und doch auch so ernst und bedenklich.

Da drängte sich plötzlich eine zahlreiche Versammlung in die Curhalle. Was gibts? — Lieutenant Winsloë war seinen Wunden erlegen und sollte zur Ruhe bestattet werden.

Wir arbeiteten uns durchs Gedränge. Da stand mitten im Kreise der Sarg, worin der Gefallene gebettet war, und auf dem Sarge lag das blutige Offiziersröckchen und das Dragonerkäpplein und die silbern gewirkte Schärpe. Und um den Sarg herum standen die französischen Offiziere, so ernst und würdevoll, theilnehmend und mitleidig, daß unser einem ganz seltsam zu Muthe wurde und die Thränen in die Augen stiegen und der Seufzer im Herzen sich erhob: Ach daß doch Eintracht wäre auf Erden, und Gerechtigkeit und Frieden sich

küßten unter den Völkern! Pfarrer Simon stand oben am Sarge, las mit bewegter Stimme den 90. Psalm; sprach auch ein kräftig Bußgebet über die Versammlung. Da hat doch mancher vielleicht rückwärts gedacht an die Kindergebetlein auf der Mutter Schoos und aufwärts geschaut zum Lenker der Schlachten. Von einem wenigstens hat der Erzähler diesen Eindruck mit heim genommen. Es war ein junger, bildschöner Artillerieoffizier. Der stand da am Sarge des gefallenen Feindes mit gefalteten Händen, und man sahs ihm an: der betet mit und ist kein Wallensteiner und auch kein Mucker, sondern ein gläubiger Christ und ein tapferer Soldat.

Der Todtenbaum wurde gehoben, von französischen Jägern getragen; die Offiziere gaben das Geleit und feuerten die üblichen Salutschüsse dem fremden Waffenbruder nach ins Grab. — Wir giengen wieder nach Hause; auf dem Rückweg wurde aber wenig gesprochen: das erste vergossene Blut wollte uns nicht aus dem Sinn. Es waren die ersten großen Tropfen, die dem Landmann warnend bedeuten, daß das Gewitter am Horizonte steigt und Sturm und Verheerung seinen Fluren und seiner Hütte drohen.

Die ersten Regimenter und der Gänsemarsch.

Mit dem Abmarsch und Vorstoß in Feindesland sollte es indessen noch keine Eile haben, und es mußte wohl mit der Schlagfertigkeit Frankreichs nicht ganz geheuer sein. Kein Mensch wußte, wo es eigentlich hingehen sollte. Der Staubejörri sagte: „Der le Boeuf wird die Hörner schon anrennen!“ Der Fischertoni: „Man will sie

hereinlocken, um ihnen den Kittel auszuklopfen!“ Andere meinten, der Kaiser habe befohlen, alle Heeresmacht Frankreichs zu vereinigen und dann plötzlich, wie ein Donnerwetter, über sie herzufahren; wieder andere: „man wolle Preußen vom Meere aus angreifen, dann müßten sie wieder zurück und wir kämen hinterdrein und sprengten sie alle gegen den Mond.“ So diskurrirten sie untereinander, und jeder behielt Recht; denn wer in solchen Zeiten noch Vernunft und Gottvertrauen bewahrt, der schweigt und denkt:

„Du aber, mein Herze, sei still! sei still!
Es fallen die Würfel, wie Gott es will.“

Das ist des Herrn Sache, der die Völker wieder einmal mit der Kriegsruthe züchtigt.

Das Gewitter sollte sich noch nicht entladen, und doch war Fröschweiler bald nicht mehr das friedliche Dörfchen mit seinen still heimelichen Obstgärten, Wiesen und Fluren, sondern ein tosender Tummelplatz immer zahlreicher anrückender Truppen. Die Jägerschwadron wurde durch das Bataillon Jäger zu Fuß (Chasseurs de Vincennes) Nr. 13 abgelöst. Die kamen leichtfüßig und wohlgemuth unter schmetterndem Fanfarenklang das Dorf hereinmarschirt, trieben sich da in Gassen, Höfen und Häusern herum, suchten und kriegten auch allerlei Proviant und bezogen des Abends ihr Lager in der obern Mulde der Bitzenmatt zwischen Küfers und unserm Grasgarten. — Dann kam unter Spielen und Singen der Marseillaise das 18. Linienregiment, marschirte bis unten ans letzte Haus, schwenkte nach links und schlug seine Zelte an dem schönen breiten Hügelrücken hinterm Gottesacker auf. Dann kam das 96. Linienregiment und campirte theils auf Wiesen, theils auf offenen Feldern zwischen Fröschweiler und Nähweiler. Es traf auch eine Compagnie Geniesoldaten ein, die vorläufig keinen bestimmten Posten einzunehmen hatten.

Wir waren also mit Soldaten, nach denen wir im An=

fang ein so sehnliches Verlangen hatten, bereits reichlich gesegnet, und unserer Begeisterung, sowie unsern Kammern und Kellern standen Proben der Ernüchterung und Entsagung bevor, die wir glücklicherweise nicht ahnten; sonst wäre manchem, auch dem unüberwindlichen Gruseltoni, das Herz in die Stiefel gefallen.

Bevor aber der Erzähler zur genauern Schilderung der französischen Soldaten übergeht, wie sie verpflegt wurden, disciplinirt waren, wie sie sich hier zu Lande aufgeführt und welchen Eindruck sie unserm elsässischen Volke hinterlassen haben, muß derselbe noch eines seltsamen Gerüchtes erwähnen, welches in jenen Tagen sich plötzlich wie ein Lauffeuer verbreitet hat. Wer es eigentlich aufgebracht, ob es überhaupt irgend welchen Grund hatte, muß dahingestellt bleiben, es sei denn, daß der Kronprinz des deutschen Reichs dem verehrten Publico den nöthigen Aufschluß geben wollte. Item, in Kriegsläuften durchbricht die menschliche Phantasie alle möglichen Schranken — und so hieß es denn: Auf dem Scheitel des Schwarzwaldes, gegenüber von Straßburg, ziehe Tag und Nacht allerlei Fußvolk, Wagen und Reiter und Kanonen vorüber; das könne man deutlich merken und mancher Steckelburger*), der das Gras im Schwarzwald wachsen hört, hatte auch schon den Lärm und das Gerassel vernommen, und das sei ein Schabernack, den der Kronprinz dem Marschall Mac Mahon spielen wolle, als sammle sich dort ein großes Heer, Baden und Württemberg zu vertheidigen, während es doch nur einige hundert Leute und so und so viele Reiter, Wagen und Geschütze und zwar immer dieselben wären, die dort in regelmäßigem Gänsemarsch auf und ab patroullirten . . . . . und der Kronprinz in einer ganz andern Gegend seine Schwaben und Bayern zusammentrommle! Aber der Marschall würde

*) So heißt man die ächten Straßburger.

sich durch solch Gaukelspiel nicht narren lassen, sondern zu seiner Zeit am rechten Fleck über den Rhein setzen und ihnen sagen, wo Barthel den Most holt.

Wars eine Fabel, die ein Spaßvogel der neugierigen Bevölkerung zum Zeitvertreib hingeworfen hatte, oder wars der richtige Volksinstinkt, welcher für die lange Verzögerung des Aufbruchs nach Deutschland eine Entschuldigung und für das etwaige Aufgeben des Angriffsgedankens zum Voraus einen Trost verlangte? — Auch wurde in jenen Tagen in Fröschweiler bekannt gemacht, daß, wer noch Waizen draußen hätte, der sollte ihn so bald wie möglich heimschaffen, zumal, wie der Wodlijörri verkündigte, man nicht wisse, was geschehen könnte. So waren auch schon alle Geistlichen vom hochlöblichen Directorio aufgefordert worden, für den Sieg der französischen Waffen zu beten, und allerlei Liebesgaben in Geld, Charpie &c. zu sammeln und zur Verpflegung der Verwundeten in Bereitschaft zu halten. Alles deutete darauf hin, daß in baldigster Zukunft folgenschwere Ereignisse zu erwarten wären.

Wir wollen aber nicht heulen, ehe wir geschlagen werden, und kehren ein Weilchen zu unsern Truppen zurück, um mit denselben nähere Bekanntschaft zu machen.

Das Frühstück in Berlin und das Abendessen in Fröschweiler.

Wir müssen nun erzählen, wie die Truppen verpflegt, d. h. mit Speis und Trank und allem Nöthigen versorgt wurden: eine unerquickliche Aufgabe; denn auf diesem Gebiet hatte die Kriegsbereitschaft Frankreichs in der That unglaubliches geleistet. Wie beschämend aber auch solche Thatsachen für eine ruhmreiche Nation sein mögen, sie stehen einmal da wie verhängnißvolle Marksteine in dem Bereich ihrer Geschichte und fordern Betrüger und Betrogene (sie sind ja bei weitem nicht alle gebrandmarkt und bei weitem nicht alle ernüchtert) vor den Richterstuhl der kommenden Geschlechter. — Wir waren also mit 6000 Mann Soldaten heimgesucht, hatten auch bereits alle in aufrichtiger Vaterlandsliebe nach Kräften unsere Pflicht gethan. Da meinten wir denn, Kaiser und Reich, für welche unsere Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieselben zu ernähren, und glaubten in stupider Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brod, Fleisch, Wein, Kaffee, Tabak und dergleichen. Und die guten Michele*) glaubten das auch, blieben den ersten Tag bei fröhlichem Humor, schliefen des Nachts gemüthlich unter ihren Zelten: kommt Zeit, kommt Rath. Und der Morgen kam, und die kleinen Kaminchen waren schon allenthalben im Lager ausgestochen, und die blechernen Kochtöpfe standen bereit, die er=

*) So nennt man im Elsaß die Soldaten der Infanterie.

warteten Suppenvorräthe zu verarbeiten; — aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für dießmal erspart. Soit! Einmal ist Keinmal . . . Der Soldat ist heiterer Laune, zündet ein Pfeifchen an, schnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, singt ein Liedlein, und gibt sich zufrieden. Allein dieser harmlose Selbstbetrug sättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt strömten Offiziere und Mannschaften schaarenweise ins Dorf herein, drangen in die Häuser — anständig, verlegen, das Geld in der Hand — „Pardon Monsieur, Pardon Madame, könnten wir nicht Brod, Speck, Eier, Gemüse kaufen?" „Kaufen?" war damals noch die allgemeine Antwort — „nicht kaufen; da nehmt den Laib Brod und das Stückchen Fleisch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen." — „Merci Monsieur, merci Madame." Aber noch waren die nicht zum Hofthor draußen, da kamen schon wieder andere: „Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegessen . . . die Lebensmittel sind nicht angekommen . . . könnten wir hier nicht Brod, Kartoffeln, Wein, Aepfelwein oder sonst etwas kaufen?" Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da standen die hungrigen Gesellen, bittend, flehend pour l'amour de Dieu: man mußte sich erbarmen, und wiederum hieß es: „nicht kaufen! da habt ihr Brod, Kartoffeln, Milch" oder was sonst noch vorhanden. Und auch diese waren nicht abgefertigt, da drängten sich schon wieder andere heran, und so gings im ganzen Dorfe in allen Häusern bis in die tiefe Nacht. Großer Gott, wenn man zurückdenkt, dieses Getöse, dieses Durcheinanderwogen, dieses Suchen, Betteln nach Lebensmitteln! Und wie auch die Einwohner wetteiferten in selbstverläugnender Liebe und an jenem Abend in manchem Hause weniger gegessen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das

unter so viele? Wie mancher ist nach langem vergeblichen Suchen hungrig unter sein Zelt gekrochen, ohne vive la France! zu rufen, und was mußte erst werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen diese Noth keine Abhilfe finden sollte? Und der Morgen kam, und die Sonne stand am hohen Himmel, und 6000 Menschen lagen, lungerten, marodirten da herum und sollten ihr Blut vergießen, und der Hunger glitzerte zu ihren Augen heraus . . . O Napolium, wo warst du? Wo waret ihr Marschälle, Senatoren, Generäle, Intendanten und alle ihr goldverbrämten Possenreißer, die ihr in heillosem Spielerwahnsinn diesen Krieg vom Zaune gebrochen und in Berlin frühstücktet, während eure Soldaten hier im eigenen Lande mit der tuchenen Flinte um die Ecke herumschossen? Wo waret ihr in jenen unheilschwangeren Tagen? Ihr waret nicht da! ihr sahet nicht die Rathlosigkeit, die Erniedrigung, die Blöße und Schande eures Heeres, die matten, hungrig bleichen Gesichter und die finstern Blicke und die zornigen Geberden und die drohenden Bewegungen eurer Soldaten; ihr hörtet nicht das Klagen, Murren, Fluchen, Verzagen und Verzweifeln eurer Offiziere und Mannschaften . . . O wenns damals losgegangen wäre, sie hätten mit Löwengrimm gefochten — wer weiß? — vielleicht . . . oder mit Verachtung das Schwert in die Scheide gestoßen. Aber es ging nicht los, sondern wie die Welle die Welle, so trieb eine Stunde die andere, und dabei war in diesem fürchterlichen Wirrwarr kein Mensch, der Bescheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verschafft hätte. Alles rannte in wilder Auflösung durcheinander, Wuth und Entrüstung flammten auf allen Lippen. „Wo ist denn der Proviant? und wenn keiner da ist, warum ist kein General auf dem Plan, der solchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir sind verrathen; man will uns hier drauf gehen lassen! Wir gehen zum Feinde über!“ O Schmach und Schande! . . . Dort oben vor der

Kirche stand der Sous-Intendant militaire — der Erzähler sieht in seiner Lebtage stehen — umringt, belagert, von allen Seiten geängstet; sie heischten Fütterung, sie flehten, brüllten! . . . Dort stand er, weinend wie ein Kind, die Hände überm Kopf zusammenschlagend: „Ich habe ja nichts; ich kann nichts geben! Man hat mich im Stich gelassen; die Einwohner müssen helfen, sollen um Gottes Willen helfen!" Wer konnte solchem Nothgeschrei widerstehen? Es wurde sofort bekannt gemacht, jede Haushaltung solle auf der Stelle einen Ofen voll Brod backen, allerlei Nahrungsvorräthe sammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen. Es wurden Staffeten in alle umliegenden Ortschaften gesandt mit der Aufforderung, dort das Gleiche zu thun, und Brod, Fleisch, Kartoffeln, Wein, Schnaps 2c. in aller Eile nach Fröschweiler zu senden. Jetzt fiel wieder ein Lichtstrahl in jene gräßlichen Stunden. Noch am selben Abend und besonders am folgenden Tag strömten aus Fröschweiler, Morsbronn, Langensulzbach, Görsdorf, Preuschdorf, Spachbach, Diefenbach und noch weiter her die Beiträge so freudig, so reichlich, daß dem herzzerreißenden Elend gesteuert wurde und wieder frischer Lebens- und Kampfesmuth ins Lager einkehrte. Was mußte aber damals schon jeder vernünftige Mensch von solch einer Kriegführung denken? Mußte man sich nicht fragen: „Wenn der Soldat im eigenen Lande auf Selbsthilfe, Betteln und Marodiren gewiesen ist, was soll es, wenn er Sieger — was muß es, wenn er geschlagen wird, im fremden Lande geben?"

Was die französischen Soldaten unter Disciplin verstanden.

Auch bei diesem Kapitel ist dem Erzähler nicht rosig zu Muthe; denn es ist eine Thatsache, eine unerhörte Thatsache, daß in der französischen Armee, so wie wir sie hier kennen gelernt und beobachtet haben, von Disciplin fast keine Spur mehr vorhanden war. Das mochte uns in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung weniger aufgefallen sein, wir hatten ja nur eine Hand voll Cavalleristen, und die waren eher zum Besuche als zur Vertheidigung des Landes gekommen. Wie aber einmal mehrere tausend Mann in Fröschweiler zusammengefluthet waren, mein Gott, welch klägliches Bild geistiger und sittlicher Verkommenheit hat sich da vor unsern Augen entfaltet! Ihre ganze Erscheinung machte sofort den Eindruck: Diese Leute haben auch nicht die ersten Stufen socialer Bildung durchschreiten dürfen; die haben keine Ahnung davon, daß der Soldat keine Maschine sein darf, die instinkt- oder gewaltmäßig in Bewegung gesetzt wird; daß der Soldat einen gewissen Gedankenhorizont haben muß: „ich bin ein lebendiges Glied am Leibe meines Volkes; auf mein Betragen, meine Mitwirkung kommt unendlich viel an" . . . die sind bloße Nummern — wie sie selbst sagen, rohes Kanonenfutter pour la Gloire de la France. Und Hand in Hand mit der grenzenlosesten Unwissenheit gieng denn auch die moralische Verwährlosung unserer Truppen. 's ist herzzerreißend zu sagen: Dieses schlampige, verlotterte Wesen! Die Leute hatten gar keine militärische Haltung; kein Soldaten-Ehrgefühl; da lungerten sie herum wie müssige heimathlose Bettler; und

diese abscheuliche Trunkenbolderei, diese wüthende Karten- und Würfelspielsucht! dieses ewige Abbrüllen von allerlei Schund- und Schandliedern! dieses wüste Fluchen, unfläthige Zotenreißen! man empört sich heute noch, wenn man zurückdenkt. — Aber unterdrücken wir diese peinlichen Erinnerungen. Derlei Greuel gibts bei anderen Armeen ebenfalls genug zu sehen und zu hören. — Unser Schaden lag noch tiefer. Wo der Soldat ein ungebildeter, sittlich verdorbener Mensch ist, da kann von Mannszucht keine Rede mehr sein. Und so weit war es bei uns gekommen. Die Bande der Ordnung und der Zucht waren zerrissen. Jeder that, was ihm recht däuchte. Der gemeine Mann kam und gieng, wie es ihm beliebte; entfernte sich von seinem Truppentheil, aus dem Lager und kehrte wieder, wenn er es für gut fand; that seine Schuldigkeit oder that sie nicht, ganz nach persönlichem Ermessen. Begegnete ihm der Corporal — nicht die geringste Achtung; kam ein Befehl, — er hatte keine Ohren. Derselbe Befehl? Er lachte! Eine Drohung! Er zuckte die Achseln! — Eine Strafe? Allons donc! Und der Corporal ging seines Weges, und die Donnerwetter folgten ihm nach; und die pieds de nez spielten hinter seinem Rücken — er mußte hören und merken und bekam doch kein Magengrimmen und verhängte auch keine Züchtigung, er wollte nicht, er konnte nicht — „que voulez-vous? c'est la guerre."

Und bei meiner Treu, der Corporal hatte ganz Recht und konnte über die Anerkennung seiner Person und Autorität noch meisterlich zufrieden sein; denn siehe, dort kommt sein Vorgesetzter, und er machts ihm gerade so! Und der Sergeant hebt sich von dannen und verschluckt seinen Ingrimm und thut auch keine Klage gegen den pietätslosen Rebellen; denn er weiß wohl, und dieses behagliche Selbstgefühl ist die süßeste Genugthuung für seine mißhandelte Würde: „Heute Abend, Morgen früh mach ich's meinem Lieutenant gerade so

— o, er wird sichs gefallen lassen! Was wollt ihr? Krieg ist Krieg!" Unglaublich, nicht wahr? und doch historisch; und wie der Sergeant dem Lieutenant, so machts der Lieutenant dem Capitän und einer dem andern bis zu den höchsten Spitzen in schrankenloser Willkür, — ach, sie wissen es nicht einmal mehr, in gegenseitiger tiefster Verachtung. O, wenn man sich diese Tage und Zustände vergegenwärtigt! Wie oft ists vorgekommen, daß die Soldaten den Gehorsam unbedingt verweigerten, ihre Vorgesetzten beschimpften — ja bedrohten, und was geschah? — 's ist Krieg, hieß es, man kann nicht strafen. In Rothbach gieng die Zucht- und Schrankenlosigkeit so weit, daß der Hauptmann von seiner Compagnie nicht allein mit Verwünschungen überhäuft, sondern auch vor Faustschlägen nur durch die Dazwischenkunft des Ortspfarrers bewahrt wurde. Auch hier ist ähnliches vorgefallen. Es war am Freitag Abend (5. August) als die Turcos zum Dorf hereinmarschierten. Jedermann wollte sich diese Wüstensöhne anschauen, und so giengen wir denn in Begleitung eines befreundeten Hauptmanns die Straße hinauf. Ueberall wimmelte es von Menschen, — Soldaten, — ein furchtbares Gedränge. — Da geschah es, daß unser guter Capitän aus Versehen einem gemeinen Soldaten auf den Fuß trat. „Wer heißt sie mir auf den Fuß treten? ich lasse mir nicht auf den Fuß treten!" grob, frech, widerlich herausfordernd. Der Hauptmann schwieg und verbiß seinen Zorn, und als ich ihm sagte: und diesen Menschen lassen Sie nicht sofort einsperren? „Mein Herr — ich kanns nicht thun, morgen würde er mir eine Kugel durch den Kopf jagen!" Ist das möglich? Ja, es ist Thatsache. Es war so weit gekommen, daß nicht allein aller Ordnung, allen Rangstufen, aller Botmäßigkeit Hohn gesprochen wurde, sondern auch die Offiziere sich wirklich fürchten mußten, und mehr als einmal ist es ganz laut zu unsern Ohren gedrungen: „Diesem, jenem fliegt einer dieser Tage eine Mirabelle in den Schädel." . . .

Und als bei Weissenburg General Douay gefallen war, und die Fama darauf hindeutete, es habe ihn eine französische Kugel getroffen, fand man das gar nicht so besonders ungeheuerlich, zum Beweis, daß diese schauderhafte Tradition sich bereits eingebürgert hatte.

Aber, um Gotteswillen, wie war das alles möglich geworden? Die Geschichte wird es lehren; an diesem tiefen sittlichen Verfalle sind nicht Frankreichs Offiziere und Soldaten, sondern Frankreichs Priester und Regenten Schuld! Der französische Soldat besitzt, wie überhaupt sein Volk, schöne Geistesgaben: eine scharfsichtige Intelligenz, eine schnelle Fassungskraft, eine überaus reiche Phantasie. O wenn dieser Mann nicht von Kindesbeinen an stiefmütterlich behandelt worden wäre! Aber seine Eltern, seine Kirche, sein Vaterland, ach! sie alle haben fast gar nichts für ihn gethan. Er ist selten, vielleicht niemals in eine Schule gekommen; er kann in 60 bis 80 Fällen von 100 weder lesen noch schreiben; damit ist alles gesagt — und von diesem Soldaten wollte man allen Ernstes militärische Disciplin verlangen?

Der französische Soldat ist von Haus aus nicht verdorbener, unsittlicher, irreligiöser als irgend ein anderer. Aber was kann er dafür, daß ihm die Religion zur Comödie oder zum Fetischismus gemacht worden ist? Was konnte er dafür, daß die Corruption von Oben alle Schichten des Volkes durchfressen und in ihrer zersetzenden, Fäulniß verbreitenden Gährungskraft auch bereits den Wehrstand ergriffen hatte? War es seine Schuld, wenn die vielen auswärtigen Kriege des Kaiserreiches die Armee zu einem Haufen ruhm- und genußsüchtiger Prätorianer gemacht? wenn das ewige, liederliche Lagerleben die Mannszucht gelockert und die Sittlichkeit untergraben hatte? wenn die letzte Kriegserklärung allem sittlichen Bewußtsein geradezu ins Angesicht schlug? wenn die gewissenlose Ausrüstung und Verpflegung der Truppen die verhäng-

nißvollste Emancipation nach sich ziehen mußte? Nein, das alles war nicht seine Schuld. Der französische Soldat, wie er hier anno 1870 leibte und lebte und erst noch glorreich untergieng war das bejammernswerthe Product seines großen Vaterlandes, und die Niederlage am 6. August und die weltgeschichtliche Schmach des ganzen Feldzuges kommen nicht auf seine Rechnung, sondern derer, welche heute noch das reichbegabte französische Volk dem Abgrunde entgegenführen.

Eine Soiree im Lager zu Fröschweiler.

Das 48. Linienregiment campirte, wie gesagt, auf dem schönen freien Wiesenabhang hinter dem Gottesacker. — Der Capitän, ein kleines feuerrothes Männchen, der vorgestern erst die Epauletten aufgesetzt bekommen hatte; der Lieutenant, ein schlanker, flotter Bursche, ehemaliger St. Cyrien, und der Unterlieutenant, so ganz im vollen Sinn des Wortes ein guter braver Junge, gebürtig aus Bitsch — waren seit einigen Tagen unsere Gäste. — Wir hatten die Leutchen lieb gewonnen, so gut es gehen mochte, gastfreundlich bewirthet, und so wollten sie uns denn auch, wie überhaupt die Franzosen keine Gefälligkeit unerwidert lassen, alle möglichen Gegendienste und Artigkeiten erweisen. Am Sonntag Abend wurde unserm Hause ein Ständchen gebracht, wobei die Marseillaise natürlich nicht fehlen durfte, und dem Hausvater die Einladung übergeben, den andern Tag das Abendessen avec ces Messieurs im Lager zu theilen. Warum nicht? Da gibts gewiß viel Interessantes zu sehen und zu hören, und das passirt einem einsamen Dorfpfäfflein sobald nicht wieder. Also angenommen.

In der Voraussicht aber, daß dort unten am Bitzematter Buckel nichts gewachsen und auch nichts zu kaufen, respective zu erfechten sei, wurden am Montag auf anonymem Wege allerlei Zugemüse-Kleinigkeiten an den Küchenmeister befördert, und gegen 1/26 Uhr traf der Erzähler unter freundlichem Willkomm beim Rendezvous ein. Welch ein herrlicher Sommerabend, und welch ein unvergleichlich reizendes Panorama vor unsern Blicken! Dort hinten, nordöstlich am Horizonte, die pfälzischen Berge mit ihren hochaufragenden Spitzen, die wie unheimliche Fragezeichen nach unserm Hanauer Ländchen herüberschielen . . . dann unsere Vogesen, die treuen Grenzwächter, mit ihren waldbedeckten Höhen, Gebirgspfaden, Schluchten: Scherrhohl, Pfaffenschlick &c., dann, immer näher heran, der Liebfrauenberg, der ehrwürdige Trotzkopf, im dunkeln Gewande, das alte Kloster auf dem Rücken, das malerisch gelegene Görsdorf zu den Füßen, . . . dann das Sauerthal mit seinen langen grünen Wiesenteppichen, seinen Mühlen, Hopfenanlagen, Erlengruppen — Wörth, das anmuthige Städtchen in der Mitte. — Dann unsere baumbekrönten Anhöhen, unsere Rebhügel, Obstgärten und über dem ganzen Bilde die goldenen Strahlen der Abendsonne . . . O Heimat, so schön, so schön! Und hier oben auf dem Höhenrücken dicht neben dem Friedhof, wo unsere Todten schlummern, das regste fröhlichste Leben. Da stehen die niedlichen Zelte, reihenweise, gassenweise, eine wahre Nomadenstadt auf blühendem Gefilde; und diese bunte, hin- und herwimmelnde tausendköpfige Bevölkerung . . . Die einen holen Wasser, die andern tragen Holz; wieder andere machen ihr Lager zurecht; noch andere schreiben Briefe, wichsen ihre Schuhe, putzen ihre Gewehre, packen ihre sieben Sachen zusammen; noch andere sitzen oder liegen rauchend, schäckernd, zankend vor dem kochenden Suppentopf. Dort drüben spielen sie Karten . . . horch wie sie schnattern, lachen, fluchen — was gilt's, sie trumpfen einander mit

Faustschlägen nieder? — 's hat nichts zu bedeuten. — Weiter unten blinde Kuh . . . alle möglichen Sätze, Posituren, Grimassen . . . o sorglose, glückselige Kinder — wenn nur der Bismarck nicht wäre!

Plötzlich im ganzen Lager ein greulicher Spektakel. Alles rennt in wilder Unordnung durcheinander . . . „Ho! ho! haltet ihn fest! Haltet ihn fest! — Der Capitän stürzt unter die brüllende Menge . . . „Was ist denn?" — Was ist's? Da läuft einer herum mit rattenkahl rasirtem Kopf, ganz abscheulich weiß, ein wahres Ungeheuer, und hat einen schwarzen chinesischen Zopf mitten auf dem Schädel. Den Aufzug beschreiben! unmöglich . . . „Ho! Ho! haltet ihn fest! Bringt ihn her!" — Ja festhalten . . . Der Kerl läuft wie besessen hin und her mit seinem chinesischen Zopf, keiner kann sein habhaft werden, bis sie ihn endlich umringen und mit Gewalt heranschleppen. Der Capitän: „Animal! was hast du gemacht? — Ich hab mich scheeren lassen." — „Ach, du hast dich scheeren lassen! Was hast du denn auf dem Kopf?" — „Ich habe nichts auf dem Kopf." — „Comment? und der Haarbüschel da?" — Der greift auf den Schädel, zieht den Zopf in die Höhe — ein Riesengelächter erhebt sich von allen Seiten . . . „Ich wußte es nicht . . . der hat mir das überm Scheeren zum Spaß gethan" . . . Der Capitän: „Geh fort . . . daß du mir morgen nicht so vor's Angesicht kommst" — und der drollige Possenreißer verschwindet unter seinen lachenden Kameraden.

Aber Unterlieutenant B. will jetzt die Honneurs machen. Da hat er eine große Kiste hergeschleppt, die dient als Tisch, andere Kisten bedeuten die Stühle; Teller, Löffel, Messer, Gabeln hat er unterm Kriegsgeräthe oder auch bei den Nachbarn aufgegabelt; Salz, Pfeffer, Senf, Wein, Cognac hat er zweifelsohne erfochten . . . Jetzt bringt er die Suppe — richtig, die gelben Rüben, Erbsen, Bohnen sind drin — schmeckt

gut in dieser dürren, hungrigen Zeit — dann bringt er Boeufsteaks, halb blutig, gesalzen, gepfeffert, daß einem der Schweiß ausgeht. Thut nichts — Krieg ist Krieg! Dann wäscht er die Teller mit einer Brodkruste und stellt sie wieder auf; 's kommt noch etwas. Unabläſſig rührt er die Pfanne; die Sauce wird schließlich ganz schwarz — noch ein wenig Senf, Wein, Pfeffer dazu — jetzt . . . wir müssen dran: kleine zerschnittene Nieren (wo er die erbeutet?), ein Hauptregal, wie er gutmüthig überzeugt ist; läßt sich auch mit einiger Energie schon bewältigen — dann eine Tasse Kaffee, worüber noch ein halb Stündlein in gemüthlichem Gespräch vorüberfließt. Es wird allmählich stille im Lager; schwarze Schatten gleiten vom Liebfrauenberg herab ins Thal; der Abendstern leuchtet so ruhig in der blauen Ferne. — Auf Wiedersehen, ihr wackern freundlichen Leute! . . .

Sie sind die letzten auf dem linken Flügel — Gott weiß, wo sie kämpfen, siegen oder verbluten werden; — wir haben sie nie wiedergesehen.

Der Spion.

Hat einer existirt? Was war's für ein Landsmann? Welche Dienste hat er geleistet, und wie ist's ihm ergangen? Antwort: Droben im Oberdorf, nahe beim Schollenbrunnen wohnte seit einigen Jahren ein seltsamer Kauz, dessen Conterfei etwa folgende Züge bilden: mittlere Größe, untersetzter Körperbau, graue, katzenähnliche Augen, falber, ungewöhnlich langer Vollbart — flink wie ein Hase, verwegen wie ein Spitzbube — seines

Zeichens ehemaliger Zuave, jetzt Haarschneider, Schröpfer, Zahnausreißer und — Wildschütz. Manchen Bauern hat er schon über den Löffel balbirt, daß ihm die Augen geblutet — und manchem Edelmann das Reh vor der Nase weg stibitzt, und halfen keine Donnerwetter und keine Reitpeitsche. Denn von Xaveri ist es buchstäblich wahr:

Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo seine Büchse zielt!
Und dennoch hat die harte Brust
Die Liebe auch gefühlt —

Nota bene die Liebe zum bedrohten Vaterland, dem er, bei Gefahr seines Kopfes, redlich gedient hat. Doch laßt uns erzählen.

Eines Tages, es war am 26. Juli, ritt General Ducrot in Begleitung seines Leibadjutanten (der Name ist nicht nennenswerth) auf der Heerstraße zwischen Reichshofen und Fröschweiler hin und her, sei's, daß er seine geographischen Kenntnisse erweitern oder auch sonstige Anstalten zur Vertheidigung des Landes treffen wollte. Mitten im Großenwalde, gerade am Waldhüterhäuschen, begegnete ihnen Xaveri. Auf einen Wink des Leibadjutanten sprach der General zum Xaveri: „Seid ihr ein Franzose?" Xaveri antwortete: „Ich meine es!" — „Ein rechter Franzose?" Der Gefragte, ohne den Seitenhieb zu merken, antwortete wieder: „Ich bin ein Franzose." — „So kommt morgen früh hinab nach Reichshofen in's Schloß, ihr seid mein Mann, und sollt es nicht bereuen." — Den andern Morgen, punkt 5 Uhr, trat Xaveri in's Schloß, und vor ihm standen der Marschall Mac Mahon und der General Ducrot und andere verhängnißvolle Persönlichkeiten, und der Marschall sprach zum Xaveri: „Da nehmt diesen Laufpaß und dieses 20 Frankenstück und geht über Nähweiler, Steinbach an die bairische Grenze, wo möglich über die bairische Grenze, spionirt alles aus und kommt, so schnell euch die Beine tragen, wieder

nach Reichshofen. Für jeden Gang kriegt ihr 20 Franken, für jeden Baiern, den wir fangen, 25 Franken, und wenn's gelingt, eine Wacht aufzuheben — 100 Franken." Dem Xaveri läuft's siedig heiß über den Buckel . . . 20 Fr., 25 Fr., — 100 Fr. . . . Heiliger Sankt Joseph! da kann ich mir helfen . . . . denkt's, hofft's und eilt in's Gebirge. — Bald ist er in Steinbach, und schleicht von dort noch 2 Kilometer weiter bis hart an die bairische Grenze. Da ist alles ganz ruhig. Xaveri lugt und horcht — alles ganz stille. Xaveri dreht sich, bückt sich, geht auf, geht ab, späht nach allen Winden, sieht nichts, hört nichts . . . Gut, er macht Kehrt und will den Rückmarsch antreten . . . aber da wuselts wieder in allen Gliedern: 20 Fr., 25 Fr., 100 Fr., und der Himmel hängt auf's neue voll Baßgeigen, und alle Sterne sind 20 Frankenstücke . . . Was soll ich thun? — Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und — Xaveri setzt über die Grenze. — Zuerst 50 Schritt — 100 Schritt — nichts da — noch 200 Schritt . . . da begegnet ihm der lange Caspar aus Hirschthal. „Helf Gott, Xaveri, wo kommst du her?" — „Dank dir Gott, Caspar, auch hier?" — „Was gibt's neues? was suchst du da?" — „Weiß nichts, wo gehst du herum?" — Und so stehen sie ein Weilchen beisammen, blinzeln einander in die Augen, und beiden juckt's hinter den Ohren (denn der Caspar gehört auch zur Spionenzunft) . . . . Da sagt der schlaue Xaveri zum langen Caspar: „Kamm mit nach Fischbach, wir wollen ein Schöpplein trinken." Der ist's zufrieden; sie gehen nach Fischbach in die Kneipe und schöppeln und schöppeln, bis dem langen Caspar die Augen thränen und das Herz und das Maul aufgeht, und so erzählt er denn unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Xaveri alles, was er weiß, was er gesehen — wie nämlich auf 2—3 Stunden keine Soldaten in der Gegend wären als die bairische Wacht da in Fischbach und die habe ja nichts zu bedeuten 2c. Und wie der Xaveri das alles weiß,

läßt er noch ein Schöpplein kommen, bezahlt die ganze Zeche, reicht dem Caspar die Hand zum Abschied und macht sich von dannen. — Mit Windesschnelle setzt er über die Grenze, mit nie geahnter Glückseligkeit saust er durchs Gebirge heimwärts, — eine ganze Welt voll großer Gedanken durchrauscht seine Seele. — „Hurrah, Xaveri! du armer Teufel, jetzt ist's auch einmal an dir, dein Schäflein zu scheeren .... Wartet nur, ihr flachshaarigen, dickstämmigen Baiern, Schwaben — verdammte Ketzer ... wir wollen euch den guten Morgen schon wünschen .... Was hat der Marschall gesagt? für jeden Gang 20 Fr.! für jeden Baiern 25 Fr. — für die ganze Wacht 100 Fr.! — und ist eine Wacht ausgehoben, dann kommt eine andere, stärkere ..... allons, enfants de la Patrie ....“ — Lange vor Abend ist er in Reichshofen und berichtet, ganz außer sich vor Freude, was er gesehen, gehört — und wie er dem langen Caspar den Bären angebunden, und wie in Fischbach drüben eine bairische Wacht, 40—50 Mann stark, warm und flügg zum Ausheben sitze ꝛc. ꝛc. Da sagt der Marschall: „Brav, Camerad, du bist ein Mordsfranzose — die wollen wir kapern, und du sollst das Trinkgeld haben. — Unterdessen gehst du morgen früh wieder nach Fischbach und schaust, ob keine Veränderung stattgefunden, keine Verstärkung eingetroffen — gehst Tag für Tag über die Grenze. — Ich halte Wort: 20 Fr., 25 Fr., 100 Fr. und ist's ein Regiment“ ... Xaveri ist der glücklichste Mensch auf Erden, jeden Morgen läuft er nach Fischbach — den langen Caspar sieht er nicht wieder —, aber ruhig und harmlos stationirt die bairische Wacht auf demselben Fleck. — Und alle Abend, wann er dem Marschall oder dem General Ducrot seine Kundschafterberichte erstattet, und der Marschall siegesgewiß die Wacht allernächstens aufzuheben verspricht, wird's ihm siediger und wuseliger in allen Gebeinen ... „Das kann nicht fehlen, ich krieg's, ich hab's, ich hab's ganz gewiß .....“ Ja, ja, Xaveri, du sollst's

kriegen .... sobald der Marschall es hat, sollst du's kriegen ... nur noch eine kleine Geduld.

Wo eigentlich der Has im Pfeffer lag.

Wir standen am 31. Juli: der gute Xaveri konnte es schier nicht mehr aushalten, warum doch der Marschall die Bayern in Fischbach nicht fangen, respective in das schnappende Brusttuchsäcklein hineintreiben wollte; und unsere Soldaten hier in Fröschweiler, bei welchen täglich ein gut Stück Appetit verloren gieng, waren ganz außer sich vor Ungeduld nach einem widerstandskräftigen Frühstück aus des deutschen Michels Küche, und unsere Landsleute, denen die Haut über den Kopf gezogen wurde, konnten es alleweil auch gar nicht mehr begreifen, warum nicht endlich so ein kleiner Abstecher in die sonnige, wonnige Pfalz gemacht wurde. Und dort unten an der Saar, bei Forbach, Saargemünd, an der Mosel bei Metz, Diedenhofen wird's wohl den Zunftgenossen Xaveri's und den Soldaten und Bauern gerade so gegangen sein. Warum denn, ein für alle mal kein Marche! kein Vorwärts? Wo lag denn eigentlich der Has im Pfeffer? Das ahnten damals nur wenige und die durften es nicht sagen; heute mögen es Crethi und Plethi wissen, denn die Geschichte hat uns ihre Lectionen mit Faustschlägen eingebläut.

Die Diplomatie, d. h. die Kunst, Fürsten und Völker hinter's Licht zu führen, hatte allzu hastig die Würfel geschüttelt und den Fehdehandschuh hingeworfen, bevor die eigene Brust gepanzert war. — Frankreich hatte zur Zeit der Kriegserklärung eine Armee von 567,000 Mann, Nota bene auf

dem Papier, in Wirklichkeit aber nur 340,000 Mann. Das war allerdings ein fatales Rechenexempel. -- Doch, die Fureur française ist ja unwiderstehlich! Wenn diese 340,000 Mann schnell mobilisirt, gut bewaffnet, genial commandirt werden, so dürfen die Teutonischen Massen die Sonne verdunkeln — die französischen Schaaren werden im Schatten fechten und — siegen. Für Waffenmaterial war genügend und im Ganzen vortrefflich gesorgt: 1,077,500 Chassepotflinten; gezogene und glatte Rohre, Laffeten, Munitionswagen für 800 Batterieen. Und mußte auch hier ein bedeutender Abzug geschehen, weil es an Bespannung und Bedienungs-Mannschaften fehlte, so konnte doch die Feldarmee, einschließlich der Mitrailleusen, 927 Geschütze in Activität bringen. Und wenn diese 927 Kanonen am rechten Ort und zur guten Stunde losdonnern, und die Mitrailleusen, diese höllischen Ungeheuer, ihre Todesschlünde aufsperren, wie sollen die Preußen der Vernichtung entrinnen? — Mit Heeresmacht und Waffenrüstung stand es also, trotz beträchtlicher Reductionen, nicht übel; die Möglichkeit war vorhanden, wir konnten es glauben, wir durften es hoffen: der gallische Hahn wird dem preußischen Adler die Federn ausrupfen und die Wacht am Rhein wird zwischen Mainz und Köln ihr stolzes Liedlein eine gute Weile nicht mehr singen.

Aber ... aber ... jetzt kommen die erschrecklichen Aber ... — aber wie die Armee von einem Tag zum andern auf den Kriegsfuß hinüberzaubern? Da lag der Has im Pfeffer. — Die Eintheilung des Heeres in bedeutendere Corps war nur für die Kaisergarde, für die algerischen Truppen und für die Besatzungen von Paris und Lyon vorhanden. Nun mußten beim Ausbruch des Kampfes die einzelnen Corps erst gebildet, die Commandostellen geschaffen, die ganze Kriegsorganisation in's Leben gerufen werden. Alles war centralisirt; die Corps sowie die Divisionen hatten keine Intendanturen. Jetzt sollten

plötzlich die Transportwagen, die Lagergeräthschaften, die Pulver- und Geschützmunitionen zusammengerafft und schleunigst an die Grenze geschleppt werden. Ja, wenn ein Dutzend Eisenbahnlinien vom Innern Frankreichs nach den östlichen Provinzen offen gestanden wäre! Aber es gab deren nur vier. Welche Schwierigkeiten, Mißverständnisse, Stockungen mußten da überall hemmend, verwirrend eintreten? Und in dieser ganzen ungeheuren Bewegung kein einheitlicher Gedanke, der alles berechnet, keine durchgreifende Disciplin, die alles beherrscht, keine Detailordnung, die alles erleichtert hätte! War's wohl unter solchen Verhältnissen möglich, eine sofortige Offensive zu ergreifen?

Als der Kaiser am 28. Juli nach Metz kam, standen höchstens 210,000 Mann auf dem Plan; kein einziges Armeecorps war in schlagfertigem Zustand. Die Reserven irrten im Lande umher und suchten ihre Depots, ihre Regimenter; und rückten dann einzelne Reservecolonnen heran, so waren sie nicht ausgerüstet, hatten keine Kochgeschirre, keine Feldflaschen, keine Zelte. Es fehlte an Trains, an Pferden, Ambulanzen, Verpflegungscolonnen, Krankenwärtern, Thierärzten, Trainsoldaten, Verwaltungsbeamten. Bei der Artillerie paßten viele Geschirre nicht; die Munitionsreserven waren nicht angerückt, nicht ausgebildet. Für die Mitrailleusen fehlte es an einzelnen Stellen gänzlich an Munition. Eine Menge von Karten waren angekommen, umfaßten aber nur deutsches Gebiet, und doch wäre ein bischen Geographie auf französischem Boden so arg vonnöthen gewesen. Es gab ganze Armeetheile, deren Standort man im Hauptquartier nicht kannte! — Und wie sah es mit der Frage um die Lebensmittel aus? Schon vom 1. August ab waren die Armeecorps an der Saar auf den Reserveproviant in Metz gewiesen, und hier zu Lande mußten die Soldaten durch Betteln, Marodiren, Stehlen, Erpressen ihr schmachvolles Dasein fristen. — An die Fest-

ungen hatte man gar nicht gedacht; in Straßburg waren 2000 Mann, Metz war gar nicht bewaffnet, Diedenhofen hatte 1000 Mann, worunter 600 Mobilgardisten mitleidenswerthen Andenkens. — So stand's am 28. Juli, als Napoleon, der oberste Feldherr, nach Lothringen kam. Das war die klägliche Kehrseite zur siegesathmenden Proclamation: „Der Krieg wird in Gegenden geführt werden, die von Hindernissen und Festungen starren, und welches auch der Weg sei, den wir jenseits der Grenze nehmen werden, wir werden auf ihm die ruhmvollen Spuren unserer Väter finden!"

Rechnet man zu diesen materiellen Nothständen die moralischen Mängel und Gebrechen, an welchen das französische Heerwesen krankte: die wiederholten Anwerbungen, das Ersatzsystem, die langen Beurlaubungen, den Mangel an tüchtigen Unteroffizieren, das peinliche Verhältniß zwischen den älteren und jüngeren Offizieren, die Nepotenwirthschaft in höheren Sphären, den verheerenden Einfluß der politischen Parteien, die himmelschreiende Disciplinlosigkeit, — und dabei doch das übertriebene Selbstgefühl, die lächerliche Unterschätzung des Feindes, — so hat man auf die Frage, warum der Angriffsplan nicht ausgeführt wurde, die einfache Antwort: Es war nicht möglich. Das ganze Land freilich und besonders Paris verlangten Siege, und so wurde der Marschall Bazaine am 31. Juli beauftragt, mit dem 2., 3. u. 5. Corps zwischen Saargemünd und Saarbrücken in Deutschland einzufallen; die Generäle aber erklärten einstimmig, das Vorhaben wäre unausführbar aus Mangel an Munition und Lebensmitteln. Kein Wunder, wenn auch Mac Mahon die Weisung erhielt, in den ersten 8 Tagen keine größere Operation vorzunehmen, was der bairischen Wacht in Fischbach und unserm Heimathsländchen als eine kurze Galgenfrist zu gute kam.

Es wird immer trüber.

Wie schon bemerkt, diese trostlose Lage der Dinge kannten wir damals nicht. Wer in aller Welt hätte es gewagt, an der Kriegsbereitschaft, an der Unüberwindlichkeit Frankreichs zu zweifeln? Einem solchen „Prussien" hätte man droben auf dem Kirchenplatz maustodt geschlagen, und hätt' ihm kein Doctor geholfen . . . denn in diesen Tagen ist jeder Blick, jedes Wörtlein von unglaublicher Wichtigkeit. Die Vaterlandsliebe — das Feuer der Leidenschaft hat alle Gemüther mit Fieberwahnsinn entflammt, und wehe dem Propheten, der seinem Volk den Schleier seines Verhängnisses lüften wollte! So kann man sich denn unmöglich eine Vorstellung von der Freude, von dem Heidenspektakel machen, der am Abend des 2. Augustes in Fröschweiler entstand, als von Bitsch herüber die Kunde eintraf: „Die französische Armee hat die Grenzen überschritten; Saarbrücken ist in Brand geschossen und erobert worden; der Kaiser hat selbst commandirt und der kleine Lulu hat eine Kanone losgedrückt und die Feuertaufe erhalten." „Vive la France! Jetzt geht's los; jetzt zieht die Feldhosen an, ihr Preußen, Baiern, Schwaben! An den Rhein . . . . nach Berlin! Morgen marschiren auch wir über die Grenze" . . . und auf allen Gassen in allen Tönen das ewige Gekreische: Allons, efants de la patrie! Auch unter dem Bauernvolk waren einzelne ganz verrückt vor lauter Begeisterung. Ach leider! . . Es war der letzte Hoffnungsstrahl, der noch einmal grüßend unsere Finsterniß erhellte. Der Morgen des 3. Augustes kam; herrlich leuchtend stieg die Sonne am Himmel — jedermann harrte bebenden Herzens der Dinge, die geschehen sollten. Es geschah nichts — son=

dern es traf die Nachricht ein, der Vorstoß gegen Saarbrücken sei bloß eine gewaltsame Recognoscirung gewesen, um den Feind zu zwingen, seine Flügel zu entfalten, und die Armee stehe noch auf französischem Gebiet, und der Kaiser wolle die Offensive noch nicht ergreifen .... Und so blieb denn alles beim Alten: kein Aufmarsch, keine Bewegung nach der Grenze. Da schwand auch bei unsern Soldaten und bei der ganzen Bevölkerung das letzte Vertrauen auf den lang gehegten Angriffsplan. Wir waren gefangen, belagert, geopfert, und allen Herzen drängte sich kläglich enttäuschend, unbeschreiblich ängstigend die Gewißheit auf: Jetzt erbarm sich Gott, unsere Heimat wird zum Schauplatz blutiger Vertheidigungskämpfe werden.

Daß diese eiserne Nothwendigkeit über uns hereinbrechen würde und mußte, merkten wir sogleich an allen Maßregeln, die jetzt getroffen wurden. Es rückten immer stärkere Heerescolonnen heran; das 8. Bataillon Jäger zu Fuß; das 76., das 78. Linienregiment; mehrere Batterien des 20. Artillerieregiments; die fuhren kreuz und quer auf unsern Höhen herum und faßten endlich Posto unten am Dorf, rechts von der Wörther Straße. Die Offiziere fiengen an, den Ernst der Lage zu erkennen; schauten fragend, stutzend bald zu den Vogesen, bald zum Schwarzwald hinüber: „Wo ist die Pfalz? wo ist der Rhein?" aber nicht mehr wie ehedem mit siegesfreudiger Zuversicht: „Wie weit haben wir zu ihnen?" sondern mit augenfälliger Verlegenheit: „Wie weit haben sie noch zu uns?" — Auch die Soldaten waren nicht mehr so sorglos, so ausgelassen; ein ganz anderes, eigenthümlich dumpfes Getöse durchbrauste die Reihen. Der Chassepot wurde fester an die Seite gedrückt; man sah schöne, furchtbar entschlossene — auch bange, bleiche Gesichter. —

Und ob das in der menschlichen Natur oder im Herannahen des Feindes liegt: je größer die Gefahr, desto ungeduldiger

der Kampfesmuth, desto grimmiger der Nationalhaß. Wenn nur in dieser Periode noch das Commando mächtiger, und die Verpflegung und Ausrüstung der Truppen besser gewesen wären! Aber da war, außer dem Marschall Mac Mahon, keine erhabene, imponirende Persönlichkeit; da war keine, dem Soldaten so wohlthuende, für Seele und Leib unentbehrliche Ermunterung und Fürsorge. Da liefen sie herum, wie wenn sie kein Vaterland und keinen Kaiser hätten: müde, hungrig, durstig, unzufrieden, klagend, fluchend, drohend — und wir konnten doch keinen Proviant aus der Erde stampfen.

Allmächtiger Gott, wenn doch Lebensmittel gekommen wären! Wenn doch irgend ein General das nöthige Vieh und die noch vorhandenen Vorräthe an Mehl, Wein, Obstwein 2c. im Namen des Gesetzes oder mit Gewalt requirirt hätte! Wir hätten ja alles gegeben ... Aber da war keine Stimme noch Antwort, und so gieng denn auch alles drunter und drüber. Die Soldaten brachen in die Gärten, rauften das Gemüse aus dem Boden, das unreife Obst von den Bäumen; sie stürzten in die Felder und verheerten die Kartoffeläcker; sie erstürmten bereits einzelne Keller, raubten in den Höfen die Gänse, Hühner, kurz, was sie in der Wuth und Verzweiflung nur finden konnten. Da gab es Scenen ... tragicomische Scenen! Der deutsche Bauer mit dem französischen Soldaten in Zank und Handgemenge um die liebe irdische Habe! Die Einwohner verloren dann auch natürlich alle Begeisterung für's Vaterland, die Geduld und die Besinnung. Sie liefen den Soldaten nach in die Felder, Gärten, Gehöfte und Keller — sie wollten sich wehren, sie klagten, schalten, heulten — „wenn nur einmal die Preußen kämen". Sie rannten haufenweise zum Bürgermeister, vor's Pfarrhaus: „Herr Jeses! sie nehmen uns ja alles, die machen's ja ärger als die Kosaken!" Und gieng der Bürgermeister oder sonst einer zum General und seufzte über dieses heillose Wesen: „Was wollen Sie,

war die Antwort, meine Mannschaften müssen gegessen haben!" — O Erinnerung an jene düsteren Stunden! Was haben wir in jenen Tagen, noch vor der großen Trübsal, erfahren und gelitten! Der Erzähler hatte in aller Eile 20 Pfund Kaffee und 26 Pfund Schmalz aufgetrieben zum Austheilen unter die hungernden Krieger. — Wie das durch die ersten, welche etwas bekommen hatten, bekannt geworden war, drangen sie schaarenweise in den Hof, in's Haus, in die Küche hinein, ein Stückchen Papier, ein Laubblatt in der Hand: „Sie haben Kaffee? Sie haben Fett? O geben Sie mir auch einige Bohnen, geben Sie mir auch ein Tröpflein Schmalz." Es war zum Erbarmen, zum Vergehen; in einem Nu war alles verschwunden. — Aber wie erst nichts mehr da war! Dieses Betteln, Wimmern, Drängen, Klagen, — sie hätten einen zerrissen. — Man konnte nur betheuern, daß nichts mehr vorhanden sei, mitklagen, mitjammern und Haus und Gemeinde dem allmächtigen Gott befehlen. Es wurde Abend. Der Gottesdienst in Reichshofen mußte gehalten werden. Ein handfester Wächter blieb bei Weib und Kindern, weil die Rückreise in später Nacht nicht mehr möglich war, und der Chronikschreiber pilgerte schweren Herzens hinab nach der Eisenhütte. Dort unten, theils der Straße entlang, theils auf den nahen Hügeln, lagerten bedeutende Truppentheile, Artillerie und Fußvolk, unter andern, gerade zwischen der sogenannten alten Kirche und der Caserne, ein ganzes Zuavenregiment. Die waren so eben angekommen und wurden jetzt zu unüberwindlichen Heerschaaren geweiht. War's zum Lachen oder zum Heulen? Da stand ein Priester und vor ihm defilirten, Mann für Mann, diese auserlesenen Streiter und wurden eingesegnet und mit Rettungsmedaillen versehen. Das war eine Ceremonie! Wer nur jenen alten, graubärtigen Zuaven gesehen hätte, der mit übereinander geschlagenen Armen, achselzuckend, der Segnungsparade seiner Waffenbrüder zusah! ein Bild von

zauberischer Originalität — und der Priester, so finster ernst, so ketzermaledeiend . . . . . Uns stimmte dies alles eher zum Heulen . . . . seltsame Gedanken schwirrten einem durch den Kopf . . . . wer weiß, was die hereinbrechende Nacht in ihrem dunkeln Schoße birgt; ob nicht morgen an den Weissenburger Linien große Waffenthaten geschehen, und ob nicht endlich auch der arme Xaveri zur Ruhe kommt!

Die Schlacht bei Weissenburg.

4. August.

Bei Tagesanbruch mußten wir heimwärts ziehen. Die Artillerie mit ihren Kanonen, Mitrailleusen und Munitionswagen stationirte noch auf Graf v. Leusse's Bierkeller und den nahen Anhöhen; hunderte von Zelten bedeckten die nach dem Großenwald aufsteigenden Hügelrücken; ein munteres, freudiges Getöse wogte durch die Morgenluft. Zwischen der Caserne aber und der alten Kirche, wo gestern Abend die Zuavenbenedeiung stattgefunden, rastete jetzt auf der Straße und hüben und drüben auf den Chausseegräben ein Regiment Turcos. Ha! da waren sie endlich, die schmerzlich ersehnten Söhne des Propheten, die fürchterlichen und gefürchteten Sturmcolonnen der Wüste. In der That, Verwunderung und Schrecken erregende Horden. Wir machten uns näher heran: Auffallende, orientalische Kleidung; kupfergelbe, sonnenverbrannte Gesichter; ruhig stupide und wieder lebhafte intelligente Figuren; mitunter prächtige numidische Typen; kleine verschrumpfte und hohe markige Gestalten; dann und wann ein baumstarker Neger: o weh, deutsche

blondlockige Jugend; wo die einbrechen, gibt's Heulen und Wehklagen. Wir mußten weiter. Kaum waren wir in Fröschweiler, da rief ein Kranker in Nähweiler um Beistand. Wir eilten auch dort hinüber und sahen zum zweiten Mal die gestern gebenedeiten Zuaven, an einem Wiesenabhang in nordöstlicher Richtung gegen Langensulzbach-Lembach campirend. Es war etwa 9 Uhr. Schon gleich in Oberdorf konnte man merken, daß verhängnißvolle Begebenheiten im Anzuge waren. Alles war in der größten Aufregung: die Offiziere standen gruppenweise zusammen; flüsterten einer dem andern etwas ins Ohr: Blicke und Geberden deuteten unruhig nach dem Liebfrauenberg hinüber. Die Soldaten wogten auf und ab; es toste wieder so ganz eigenthümlich durch die Massen; es fielen auch einige Worte: „il y a du nouveau là bas! dort unten gibt's neues"; oder „ça commence à chauffer, der Brand geht los". Fragte man den einen oder den andern: „Was gibt's?" — „Ich weiß nicht", war die Antwort, oder: „c'est une petite affaire d'avantpostes du côté de Wissembourg, ein kleines Vorpostengefecht bei Weissenburg." Unsern Bauern war der ganze Alarm noch ein Räthsel; sie ahnten aber doch mit sicherm Instinkte: jetzt muß es anders werden; entweder Franzosen oder Preußen. -- Und plötzlich, wie wenn ein unsichtbarer Feuerreiter herüber geflogen wäre, plötzlich verbreitete sich die Hiobspost und der Kanonendonner verkündete es dröhnend durch die Berge, daß die Deutschen Weissenburg überfallen hatten und der erste Waffentanz dort unten an der Grenze aufgespielt wurde. Nun denke sich einer in unsere Mitte; diese Bestürzung, dieses Aufbeben aller Gemüther. Sie kommen! sie kommen! Herr Gott, sie kommen herüber! Und dieses Durcheinanderrennen und Durcheinanderfragen: Wo? wo? Wer ist in Weissenburg? Wo ist der Marschall? Wo ist der Ducrot? Dieses angstvolle Zappeln zwischen Furcht und Hoffnung — dieses fieberheiße Bangen nach guter Bot-

schaft: „Wie steht's? wer wirds gewinnen? werden sie hinausgeschlagen? — Noch nichts neues?" — Und die tollen, wüthigen Siegespropheten: „sie kommen nicht herein, oder nicht lebendig hinaus! in der Scharrhohl müssen sie untergehen, am Schafbusch kriegen sie die letzte Oelung." Und die Furchtsamen: „ja, ja! — 's geht nicht gut dort unten, horch wie's donnert!" — Und die Verzagten: „sie kommen, sie kommen, Herr Jeses, sie kommen!" Da gab's wieder Auftritte — noch steht alles so lebendig vor unsern Augen — wer's nur beschreiben könnte! — So vergiengen, als wären sie an die Ewigkeit gebunden, vier bange entsetzliche Stunden . . . und die Staffeten sprengten hin und her, und die Generale commandirten, und die Soldaten schwirrten durcheinander . . . da kam, gegen 2 Uhr, die erste Kunde — man wollte, mußte die Wahrheit so lange als möglich verhehlen. — „Ein kleines Gefecht hat stattgefunden; General Douay hat unvorsichtig angegriffen — zu wenig Mann — ce n'est rien, ce n'est rien." Aber der unsichtbare Feuerreiter sauste hinterdrein: „Die Franzosen haben's verloren, Weissenburg brennt, General Douay ist gefallen, der Feind ist im Lande." — „Und so war's auch. Die Deutschen hatten unter der Führung des Kronprinzen die Grenze überschritten, Weissenburg überrumpelt, die Besatzung hinausgeschlagen; unter mörderischem Feuer und schweren Verlusten den Bahnhof, den Gaisberg erstürmt; die ersten Turcoschaaren vernichtet, 1 Kanone und das ganze Zeltlager erbeutet, 1000 Gefangene gemacht und ihr siegreiches Banner aufgepflanzt auf vaterländischer Erde. — War das Rien? — Das war nicht Rien. Das war viel, sehr viel, mehr als genug. Denn mit dieser ersten Niederlage giengen die Weissenburger Linien verloren; war die erste Grenzfestung erobert, die glorreiche Tradition des französischen Heeres wo nicht gebrochen, doch bedenklich erschüttert; der Kampfesmuth der deutschen Armee unendlich gehoben; das ganze Unterland

vom Feinde überfluthet; das Elsaß schmachvoll preisgegeben und moralisch verloren! Das war nicht Rien, wir werden es später noch sehen. — Es war der erste Wetterschlag, der Frankreichs Stern den Untergang prophezeite.

Aber, um's Himmelswillen, wie war das möglich geworden? Hat man denn wirklich nicht gewußt, daß der Kronprinz dort unten in der Pfalz ein mächtiges Heer unter seine Fahnen sammelte? Und wenn man's gewußt, hat denn der Marschall Mac Mahon mit seinen Generalen glauben können, die rauflustigen Baiern und Schwaben blieben dort ruhig sitzen und rauchten ihr Pfeifchen oder bliesen Trübsal nach Noten, bis wir kämen, und jagten sie mit der Marseillaise von dannen? Eine sonderbare Strategik. — Warum hat man nicht gleich eine bedeutende Armee an die Grenze geworfen, Weissenburg armirt, die umliegenden Anhöhen befestigt, die so wichtigen, dem Feinde so verderblichen Engpässe der Vogesen nicht verschanzt? War denn die ganze Position nicht vertheidigungsfähig? Man gehe hin und staune über den freveln Leichtsinn, über die unverzeihliche Untreue. Freilich, daß unter den ersten Brandgranaten die Turcos in Weissenburg herumgelaufen seien wie herrenlose Banden, ohne Gewehre, ohne Munition — das glauben wir nicht. Daß der General Douay um 11 Uhr noch hemdärmelig in Steinselz beim Frühstück gesessen und auf die Meldung eines Adjutanten: „das Gefecht nimmt eine schlimme Wendung" — die Antwort gegeben habe: „c'est une bagatelle, je viendrai tout à l'heure" — ist eine kleinliche Rache des verwundeten Patriotismus. Aber noch einmal: warum hat man zum Schutze, zur Vertheidigung des Vaterlandes nichts, fast gar nichts gethan? Und wo ist während des Kampfes der große Ducrot geblieben? War nicht an jenem Tage der General Douay seinem Obercommando unterstellt? Hatte er nicht den braven, unglücklichen Waffenbruder gezwungen, die Schlacht

anzunehmen? Und war er nicht selbst der heillose Mort ou Vivant, schon früh Morgens mit dem 76. und 78. Linien-regiment von Fröschweiler gegen Lembach, resp. Weissenburg aufgebrochen? Kreuzbataillon! wo ist er geblieben? Warum hat die ganze hier liegende Armee keinen Vorstoß, sei's gegen Lembach, sei's gegen Sulz, sei's am Gebirge hinab unternommen? Das sind Fragen, das sind Räthsel; keine Pariser Phantasie wird sie regelrecht entschleiern — der einfältige Bauersmann aber schüttelt den Kopf und denkt im Stillen: Da ist's nicht geheuer zugegangen.

Und der gute Xaveri? Ach ja, fast hätt' ich ihn vergessen, den armen Teufel! Der Magnet seines Schicksals hatte ihn an jenem Tage wieder durch's Gebirge, nach Steinbach gegen Fischbach getrieben. Und wie wonnig und rosig war gerade am 4. August die Sonne über seinen Calebspfaden aufgegangen, und wie tanzten die 20 Frankenstücke wieder so zauberisch in seinem Gehirn! Denn gerade an diesem Tage sollten die Baiern abgefaßt und nach Reichshofen geschleppt werden. Mehrere Regimenter waren abmarschirt, das schmerzlich erwünschte Wildprett zu kapern. Xaveri taumelte vor Lust und Entzücken. Da begegnet ihm gegen 4 Uhr hinter Lembach der Briefträger: „Was gibt's neues?" — „Neues? Weissenburg brennt!" — Was?" — Weissenburg brennt, die Schlacht ist verloren, sie kommen, sie kommen!" — „Heiliger Sankt Joseph, jetzt ist alles verloren!" — da steht er wie vom Blitze getroffen. Noch ein paar Minuten: „En arrière! en arrière! rufts auf allen Flanken!" Der ganze Troß macht Kehrt. — Xaveri entrinnt mit der allgemeinen Retirade und zieht am Abend trübselig und alle Heiligen verwünschend am Schollenbrunnen herauf in sein Haus. O tempora, o mores, zum ersten 20 Frankenstück erhält er kein zweites, den Marschall kann er nicht mehr zu Gesicht bekommen; der schönste Traum seines Lebens ist in Nichts zerronnen, und so rächt er

sich denn auf die furchtbarste Weise . . . . . an seinem verrätherischen Bart. Den andern Tag kannte ihn kein Mensch mehr — und die Fischbacher sollten auch um keinen Preis am 6. August das Vergnügen haben, ihm die Hand zu drücken — oder das Lebenslicht auszublasen.

Folgen der Schlacht bei Weissenburg.

Die Fama erzählt, der Kronprinz habe nach beendigtem Kampfe, unter ungeheuerm Jubel das Schlachtfeld beritten, zum erstenmal seine siegreichen Truppen, zum letztenmal seine gefallenen Getreuen begrüßt und sei dann auch in hochherziger Feindesliebe herangetreten und habe vor dem starren Bilde des erschlagenen Galliers (Douay) sein Haupt entblößt und der Schaar von Braven, die ihre Tapferkeit mit dem Heldentode besiegelt, ein Wörtlein freundlicher Anerkennung gezollt. So ziemte sich's dem deutschen Feldherrn. Großmuth legt ein Oelblatt in die Wunden des Besiegten und ein Lorbeerblatt an die Krone des Siegers. Aber lassen wir solche Betrachtungen.

Dem Erzähler zuckt's immer noch in allen Fingerspitzen, und er kann es nicht verschmerzen; der Tag bei Weissenburg war ein Unglück, viel größer, viel folgenschwerer als man glauben sollte. Denn in Kriegszeiten, und besonders bei den ersten Schlachten, kommt es viel weniger auf den materiellen Verlust einer Festung, eines Landstriches — und weil doch einmal Menschenleben geopfert werden müssen — auf den Verlust einiger Hunderte oder Tausende von Soldaten an als auf die moralische Erschütterung des Heeres und

der Bevölkerung; denn nicht die Schwerter sinds allein, sondern vor allem die muthigen Herzen, die nächst Gott über Sieg und Niederlage entscheiden. Man habe es nur einmal mit erlebt und gesehen, wie in solchen Zeiten die Einbildungskraft in zügelloser Spannung auflodert und alle Sinne der Menschen eine fieberhafte Empfänglichkeit, eine unglaubliche Tragweite erreichen! Was die Leute alles sehen, hören, glauben, wie von Zaubermächten gebannt, die absurdesten, unmöglichsten Dinge! Wie die Schreckensnachrichten und Schreckensbilder mit Blitzesschnelle durch die Lüfte fliegen, betäubend auf die Landleute niederstürzen und alle Herzen durchschauern, aufjagen, peinigen zum Rasendwerden: Ha! das sind noch ungeschlagen die meisten verlorenen Schlachten.

So war's auch am Abend des 4., in der Nacht und am Morgen des 5. Augustes. Man sollte es nicht für möglich halten — und mancher lächelt jetzt still vergnügt bei der Erinnerung an die vergangenen Tage — und doch ist es Wahrheit: Wenn dreimalhunderttausend wilde Menschenfresser zähneknirschend durchs Liebfrauenthal heraufgebrochen wären, die Angst, das Wehgeheul hätte nicht ärger sein können, als wie am Donnerstag Abend alle Geister zusammenbrüllten: Die Preußen kommen, die Preußen kommen! sie kommen! sie machen alles hin, sie nehmen alles weg, alle Männer von 15 bis 60 Jahren; o du großer Gott im Himmel dort oben erbarm dich, was fangen wir jetzt an? — „Seid doch ruhig, seid doch in Gottes Namen ruhig; sie sind ja Menschen; sie werden euch nicht umbringen!" — „Ja drunten in Steinselz, drunten in Cleeburg — alles Vieh, alle jungen Leute haben sie mitgenommen." Da half kein Bitten, kein Trösten; eine unaussprechliche Panik hatte sich mit Bleigewicht auf alle Herzen geworfen; sie glaubten steif und fest, es sei alles am letzten.

Und wenn nur zu den einheimischen Verzagten nicht

auch noch die Auswärtigen aus der Umgegend nach Fröschweiler heraufgerannt wären! Aber es begreift sich, die Barbaren waren hinterdrein, und die Angst vor den Mordbrennern trieb sie vorwärts unter den Schutz des hier versammelten Heeres. Es war noch nicht Nacht, da kamen schon die Grenzwächter von Lembach herein und baten flehentlich, wir sollten sie doch im Heuschober übernachten lassen; da kam eine ganze Schaar von Jünglingen aus Görsdorf bebend an allen Gliedern, wir möchten ihnen doch eine Zuflucht im Hausgang gestatten; da stürzten plötzlich zum Doktor S. vier alte Jungfern herein, im Nachtgewande, all ihre Habe in zugebundenen Strümpfen haltend und fleheten händeringend, der gute Mann möchte doch ihren Mammon vor den Räubern verstecken. Und so überall. Das war der Eindruck der Schlacht von Weissenburg auf unser Volk. Und nun sage einer: „Das sind aber furchtsame, feige Hasenfüße, diese elsässischen Bauern . . . Wie? Nicht mehr Courage vor'm Feind? nicht mehr Standhaftigkeit für's Vaterland?“ Wer so sprechen wollte, der weiß nichts; der hat keinen Krieg erlebt; der kennt nicht des Volkes innerstes Seelenleben; der hat keine Ahnung von den fürchterlichen, unsichtbaren Kräften, die in solchen Tagen das Volksgemüth erschüttern.

Wie war's denn drüben in der Pfalz, in Baden und noch weiter nach Deutschland hinein? Hatten nicht auch dort die Leute beim bloßen Turconamen schon Gänsehaut bekommen uud manche den Bündel geschnürt, bevor noch ein französischer Soldat gegen die Grenze kam?

Doch wie stands nach dieser ersten Schlacht bei unserm Heere! Suum cuique! (Jedem das Seine!) Man denke sich so recht hinein in die Realität der Geschichte. Frankreich ist die erste Militärmacht der Erde: die französische Armee hat Sieges- und Ruhmestraditionen wie keine andere in Europa: Krimm, Italien, China, Mexiko rc. Jetzt wird auf einmal

mir nichts dir nichts der Krieg gegen Preußen erklärt. Die französische Armee wird natürlich wie bisher ihren Waffenberuf glorreich erfüllen: sie wird ausmarschiren, angreifen und siegen. Das versteht sich von selbst, das kann gar nicht anders gehen; das ist ein unbestreitbarer Glaubenssatz vom Kaiser bis zum bescheidensten Soldaten herab. Aber siehe da, diesmal fallen die Würfel anders — der große Schweiger in Berlin ist uns zuvorgekommen. Die französische Armee ist nicht ausgerüstet; nicht schlagfertig; sie verhungert im eigenen Lande; sie liegt an der Grenze und kommt nicht vorwärts, nicht einmal nach Landau, geschweige nach Berlin. Die Rollen sind getauscht; sie kann nicht angreifen, sie wird angegriffen, plötzlich, unversehens, und (was bislang ihre Aufgabe nicht gewesen) sie muß sich vertheidigen! Es gibt Schläge, harte, greuliche Schläge — von den Baiern, von den Preußen — die fechten mit Löwengrimm; die schreiten vorwärts und wenn der Boden weicht; die haben eine furchtbare Artillerie und zielen wie Schwarzkünstler; die lassen sich auch vor Zuaven, Zephiren und Turcos nicht bange machen; die brechen massenhaft über die Grenze, und wenn die ersten Reihen niedergemäht sind, so stehen wieder Tausende, Hunderttausende hinterdrein. Kurz, das ganze Rechenexempel ist auf den Kopf gestellt, und die letzten Strahlen der Abendsonne leuchten bei Weissenburg über rauchende Trümmer und blutige Leichen.

Soll das auf eine Armee, auf eine französische Armee nicht einen tiefen, erschütternden Eindruck machen?

Ja es ist Thatsache, jene erste Niederlage hat auch bei unserm Heere die große Geringschätzung des Feindes, die allzufreudige Siegeszuversicht gewaltig herabgestimmt. Das müssen unsere Leute in Sulz beim Rückzug der Geschlagenen ohne Zweifel gemerkt haben; das haben auch wir am Donnerstag Abend noch den einzelnen Flüchtlingen und Verwundeten wohl

angesehen; das konnte man besonders am Freitag Morgen, als die Ueberbleibsel jenes Kampfes hier anlangten, mit Händen greifen. Die Generale machten finstere, bange Gesichter; die Offiziere standen schweigend, betroffen zusammen; die Soldaten zogen bewegt und ängstlich vorüber. Und diese tiefe, unheimliche Ruhe! Man spürte es Hohen und Niedern ab: schwere Ahnung durchwühlt ihre Brust; das Herannahen eines mächtigen, furchtbar entschlossenen Feindes, die sichere Aussicht auf eine blutige Völkerschlacht durchbebt ihre Herzen; ihre Begeisterung ist dahin; ihre moralische Kraft ist gebrochen; sie werden kämpfen, sie werden sich mit Verzweiflung vertheidigen, aber — nicht siegen.

So stand's bei der Armee. Und nun sage einer: Waren das die Helden, die in einem Siegesflug ganz Deutschland erobern wollten? Wie? nicht mehr Muth, nicht mehr Entschlossenheit angesichts des heranrückenden Feindes? Wer so sprechen wollte, der weiß nichts, der kennt nicht die Weltgeschichte, die auch zu den Heeren spricht: „Heute mir, morgen dir!", der ahnt nicht die dunkle Verkettung zwischen Schuld und Strafe im Leben der Völker; der weiß nicht, daß der Schrecken wie ein geheimnißvolles Gericht aus höhern Sphären niederfahrend, auch die todesmuthigsten Legionen einmal ergreifen kann und die glorreichsten Fahnen in den Staub wirft. Sie werden deswegen nicht weniger tapfer fechten — das wird der 6. August in blutigen Ziffern schreiben, aber es gilt von ihnen: „Ave Caesar! morituri te salutant. Heil dir Cäsar! dich grüßen, die da sterben."

Ein Reiterstücklein eines sechszehnjährigen Jünglings.

Bevor aber der Chronikschreiber in der Erzählung großer Ereignisse weiter geht, muß derselbe noch einige kleinere Begebenheiten mittheilen, zumal es ihm weniger darauf ankommt, die nackte geschichtliche Thatsache der Schlacht bei Wörth zu behandeln (worüber, beiläufig gesagt, schon so Vieles geschrieben und phantasirt worden ist), als ein möglichst vollständiges Bild seiner persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen zu geben. Und dem geneigten Leser sind vielleicht solche umständliche Schilderungen auch nicht ganz unwillkommen, weil sich in denselben doch manches sagen läßt, das nicht blos unser Volksgemüth eigenthümlich berührt, sondern auch für manchen deutschen Landsmann von Interesse sein dürfte. Nach diesem Präambulo fahren wir weiter.

Wir haben in Fröschweiler auch ein Schloß und eine gräfliche Familie. Beide ragen hoch hinauf in die graue Vorzeit und hatten schon viele Ahnen, als Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und Cuno Eckbrecht von Dürckheim als treu verbündete Cumpane zuweilen auf Burg Drachenfels zusammenhausten, und jener Cuno, in Verbindung mit seinen Gevattern anno 1552 am Tage Sankt Johannis die Reformation in hiesigen Landen einführte. Ja, ein edles, altes Haus! Denn sie haben für Gott und Vaterland ritterlich gestritten und gelitten, wie denn jener Wolf von Dürckheim auf Schloß Windstein anno 1676 den letzten bewaffneten Widerstand des Elsaßes gegen Ludwig XIV. erst dann aufgab,

als die Flammen über seiner Burg und über seinem Haupte gen Himmel schlugen.

Der jetzige Schloßherr, Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, ein biederer Edelmann, war in den letzten Tagen, welche der Catastrophe des 6. August vorausgiengen, nicht mehr in Fröschweiler, sondern in Metz, wo er die Kriegstelegraphie in's Leben rufen sollte. Seine Gemahlin aber, eine wackere muthige Seele, war hier geblieben, und leitete mit großer Umsicht und gütiger Festigkeit das gräfliche Haus. Der älteste Sohn stand als Ulanenoffizier drüben bei Hatten, ein braver Ritter; wir werden noch von ihm hören und einen Lorbeerkranz auf seine Ruhestätte legen. Der zweite Sohn stand als Mobilgardeoffizier auf den Festungswällen in Straßburg und hat dort, so gut es gehen mochte, gegen die Belagerung protestirt bis zur Capitulation am 28. September. Die zwei jüngsten Söhne waren hier und standen der Mutter treu und brav zur Seite.

Schon gleich nach der Kriegserklärung und sobald die ersten Truppen angerückt kamen, war das Schloß das natürliche Hauptquartier der höheren Offiziere. Dort weilte auch die ganze Zeit der alte General Moréno, dem unser Elsäßer Wein frühmorgens so trefflich schmeckte, und der alle Tage mit etlichen hundert Mannen durch die Gebirgspässe streifte, aber in der deutschen Sprache niemals so weit kam, daß er Pfaffenschlick*) sagen konnte, sondern immer nur Paperlick, woher denn auch ein gewisser Wein diesen Namen bewahren wird bis auf die spätesten Zeiten. Der gute alte General Moréno, der übrigens leidend war, wurde durch General D'hérillier abgelöst, und letzterer quartirte sich mit seinem Stabe im Schloß ein, als am 4. August die Schlacht bei Weissenburg geschlagen wurde. Man kann sich denken, wie es damals schon

*) Ein Engpaß in den Vogesen.

in diesem stillen Hause zuging. D'hérillier war ein lebhaftes, würdiges Männlein, außerordentlich beweglich, streng, und warum nicht auch tapfer?

Unter seinen Stabsoffizieren war freilich einer, der die Coquetterie so weit trieb, daß die feinsten Spitzen an seinem Nachthemde nicht fehlten, was natürlich das Gaudium seiner Cameraden höchlich erregte. Dieses als kleine Beilage. Doch weiter in der Erzählung. Gegen 4 Uhr — das Unglück bei Weissenburg war geschehen, und es war zu vermuthen, daß der Feind ohne Zögern mit einem Theil seiner Schaaren nach Sulz heraufrücken würde — trat General D'hérillier an den jüngsten Sohn heran und fragte: „Wüßten Sie nicht einen Mann, der sofort nach Sulz und weiter hinab reiten könnte, um dem Oberst, welcher den Rückzug zu decken hat, diese Depesche zu überbringen?" — Einen Mann in Fröschweiler unter dem armen Bauernvolk? Da ist kein solcher Mann. Aber Tausende von Soldaten, Hunderte von Offizieren sind da. — Doch der gute 16jährige Jüngling denkt nicht so weit, sondern wie wenn das ganz einfach und gefahrlos wäre: „General, ich reite hinab!" Wahrhaftig. „Jacob, Jacob, meinen Araber, schnell meinen Araber!" — Der Araber muß zum Stall heraus; Sattel und Steigbügel werden übergeworfen; die Sporen sind angeschnallt, die Depesche steckt in der Brusttasche, im Nu sitzt er droben, und ohne daß die Mutter nur bedenken kann, was das auf sich habe, sprengt er von dannen, daß das Feuer unter den Hufen blitzt, der schöne, kühne, aufopferungsfrohe Jüngling. Du armes Kind, b'hüt dich Gott und komm bald wieder! — Wir schauen ihm nach; wie ein Pfeil fliegt er die Straße hinab; wir sehen ihn nicht mehr; einige Augenblicke dort drüben, jenseits Wörth, sehen wir ihn wieder; es geht bergan, an den Pappeln vorüber . . . jetzt ist er verschwunden. . . . . B'hüt dich Gott! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Er saust durch

Merkweiler, Kutzenhausen — in Sulz wollen sie ihn anhalten, — die blonde, begeisterte Gestalt ist verdächtig — sie jagen ihm nach — sie wollen ihn greifen — Hurrah! Vorwärts! immer zu — Sulz vorüber — links hinab — den Wald entlang — dort kommt die Retirade, kläglich, jammervoll — alles in wilder Auflösung, in rasender Flucht.

Er sprengt an den Oberst heran, überreicht die Depesche. (Was war der Inhalt? Gott weiß es!) und rückwärts — die Deutschen sind auf den Fersen — fliegt der Araber mit dem treuen Kinde der Heimat zu.

Es wird Abend — er kommt nicht. Es wird Nacht — er kommt noch immer nicht. Bei Kutzenhausen, Merkweiler stoßen die Trümmer des Heeres durcheinander; er kann nicht vorwärts, doch Angst? die kennt er nicht . . . Gefahr? die fürchtet er nicht. Ruhig zieht er durch's Getümmel, still sinnend, in poetischen Phantasien, wie immer, reitet er heimwärts — endlich zwischen 9 und 10 Uhr kommt er. Der Mutter den ersten Händedruck, dem Araber eine Liebkosung, dem General einen kurzen Bericht, und der bescheidene Jüngling zieht sich zurück und weiß nicht mehr, was er gethan hat.

Wir aber wissen es, und wenn dem harmlosen Knaben damals Niemand für seine Treue gedankt hat, so wird der jetzige Dragoner, so bald es noth thun sollte, deßwegen doch wieder neid- und furchtlos sein Leben in die Schanze schlagen.

Einzug der Turcos.

Es ist nachgehends behauptet worden, der Marschall Mac Mahon habe durchaus nicht die Absicht gehabt, hier in Fröschweiler eine Schlacht zu liefern, sei aber durch einen bestimmten Befehl des Kaisers Napoleon dazu gezwungen worden. Wir können das nicht näher untersuchen. Jedenfalls war an die Offensive nicht mehr ernstlich zu denken; zurückweichen aber, und Straßburg und die Eisenbahn von Hagenau nach Saargemünd preisgeben, wollte man auch nicht, und so war denn der Befehlshaber moralisch und strategisch genöthigt, den Vertheidigungskampf in dieser übrigens so außerordentlich günstigen Position aufzunehmen. Das stand vielleicht schon vor der Niederlage bei Weissenburg, jedenfalls nach derselben, unwiderruflich im Kriegsrathe fest, und wenn wir naive Bauern es nicht auch gewußt haben, so sollten doch unsere Ahnungen und Befürchtungen nur zu bald in Erfüllung gehen. Schon im Laufe des 4. August kamen die Truppen massenhaft von Reichshofen herüber: Artillerie, Fußvolk, Zuaven &c. &c., wir können sie nicht mehr alle besonders namhaft machen, die Menge war zu groß; das Getümmel zu verworren. Auch wurden sie je nach ihren Divisionen, Brigaden — rechts ab gegen Elsaßhausen, Mörsbronn — vorwärts gegen Wörth — links gegen Langensulzbach, Nähweiler detachirt und in Schlachtordnung aufgestellt. Die Generale: Ducrot, Raoult, Maire, D'hérillier, Colson &c. &c., letzterer Chef des Generalstabs, waren alle hier; kamen und giengen, ordneten, commandirten, planten, so gut es gehen mochte. Ihre größte Verlegenheit und Besorgniß waren die Karten; sie kannten, weiß Gott, das Elsaß nicht und hatten

eben keine Karten. Und so wurden denn in aller Eile die Schulkarten, die Katasterkarten, die Dorf- und Feldpläne der Gemeinde requirirt und geographischen Messungen und Berechnungen unterworfen. Ist's eine Vermessenheit, wenn der Erzähler hier seines Herzens aufrichtige Meinung ausspricht? Wenn nur diese hohen, unfehlbaren Herren hier zu Lande ein ordentliches Menschenkind um Rath gefragt hätten! Wir hätten ihnen gesagt, wo die Pfalz liegt, wo der Rhein seine Wogen treibt, wo die Berge und Bäche und Straßen und Pfade hinausgehen. Aber sie waren alle viel zu hochmüthig und elsaß-feindlich, — und wir waren von vorn herein (dafür hatte man schon anno 1866 gesorgt) eine nichtswürdige Bevölkerung, für welche ein Sieg keine Freude, eine Niederlage kein Unglück sein sollte. Warum wohl? Darüber müßte man den Leibadjutanten des Generals Ducrot fragen; an dem aber ist das Wort in Erfüllung gegangen: „Und er verstummte."

Auch der Marschall war am Donnerstag Abend in Fröschweiler, erschien einen Augenblick im Schloß und wechselte einige Worte mit dem General D'hérillier, zog sich aber bald wieder zurück; wo er die Nacht zugebracht, wissen wir nicht; wahrscheinlich in Straßburg, noch wahrscheinlicher in Reichshofen. Dort bekam er die besten Lectionen. — Es war, wie schon angedeutet, eine große, unheimliche Bewegung. Unser armes Dörflein war zu einem tosenden Heerlager geworden. Wir konnten nichts mehr thun als zusehen, abwarten, Hab und Gut, Leib und Seele dem allmächtigen Gott befehlen, stille sein und uns in unser trauriges Schicksal ergeben. Und dennoch! wie drohend und dunkel auch die Gewitterwolken über unsern Häuptern hiengen, viele, ja die meisten hatten noch Hoffnung, denn die Vaterlandsliebe klammert sich immer wieder mit unzerreißbarer Zähigkeit an die Möglichkeit eines Sieges. Das liegt eben so im Charakter

des Volkes, auch eines vor 200 Jahren erst eroberten Volkes. Und als die vielen Truppen kamen, ein Regiment nach dem andern, und die vielen Kanonen und Mitrailleusen allzumal, da loderten noch einmal die Flammen der Begeisterung auf, und man vergaß Weissenburg in der beruhigenden Zuversicht: sie können doch noch hinausgeschlagen werden. Besonders aufgemuntert wurden unsere Leute gegen Abend, als es hieß: „die Turcos kommen". — Sonderbar mit diesen Turcos: Ist's, weil sie Araber sind, aus Afrika kommen, braune und schwarze Gesichter und ein wildes, kriegerisches Aussehen haben? Was es nun sei — in der Phantasie unsers Volkes, und wohl auch ein bischen in der unserer Nachbarn über'm Rhein, waren die Turcos von jeher eine Art sagenhafter Ungeheuer, die alles vor sich niederwerfen und sengen und brennen und morden und schänden ohne Pardon, ohne Erbarmen. Und so strömte denn die ganze Bevölkerung hinauf in's Oberdorf, um diese Heldenschaaren zu bewundern. Natürlich war auch dießmal wieder das leidige Weibervolk vorne dran mit der Nase und gaffte und schnatterte: „Siehst, Bärbel, das sind jetzt Turcos, das sind Wilde! Große Zeit . . . . . sind aber doch schöne Leute, ... es schauert einen wahrhaftig, wenn man sie anlugt. — Schau, Gretel, dort ist ein kohlschwarzer . . . . ha! ha! ha! dort ist noch einer . . . . Meinst, Heinerle, wollen wir so einen mit heim nehmen? — Man möchte mit Fäusten dreinschlagen. Später freilich soll in Deutschland eine ähnliche Turcos-Affenliebe ausgebrochen sein. Das läßt sich eben bei diesem Geschlecht nicht ändern.

Und die Turcos marschirten vorüber, frisch und wohlgemuth, und streckten die Hälse hinaus und sperrten die Mäuler auf und krächzten und brüllten ihr eigenes Feldgeschrei — und durch ihre Beine liefen Hunde und auf ihren Schultern tanzten Katzen und Vögel, Affen und weiße Ratten, eine Menagerie sondergleichen. So zog der ganze Troß die

Schindergasse hinunter und campirte dicht am Waldessaum auf den jähen Hügeln, Görsdorf gegenüber, wo jetzt noch das berühmte zerschossene Turcohäuschen steht und Zeugniß gibt von dem mörderischen Kampfe, welchen diese Wüstensöhne dort mit Preußen und Bayern gefochten haben. Unser Volk aber hatte wieder einen lichten, vergnügten Augenblick gehabt; doch dauerte es nicht lange, so waren auch im Oberdorf die Schaaren der Neugierigen wieder verlaufen.

Die Sonne war untergegangen, Unheil brütend flimmerten die letzten Lichtstreifen am westlichen Horizonte; ein dumpfes Getöse wogte durch die Straßen, Gärten und Felder; eine furchtbare Unruhe durchängstete alle Herzen. Plötzlich stiegen am Eingang des Liebfrauenthals die Feuersäulen lichterloh gen Himmel und warfen ihre düstern rothen Strahlen das Sauerthal hinunter. Es war die Altmühle, die in Flammen aufgegangen war, und die wie ein feindlicher Vorposten ein feuriges Fragezeichen zu uns herüber sandte. Auch muß der Chronikschreiber noch berichten, daß in seinem Hause bereits Anstalten zur Verpflegung der Verwundeten getroffen wurden. Der Oberstabsarzt des I. Corps der Rheinarmee war mit einer ganzen Schaar junger Doctoren im Pfarrhause einquartirt; ein edler, heldenmüthiger Charakter, der viel Unheil verhütet hat, und der auch sein Leben nicht lieb hatte, bis in den Tod.

Freitag den 5. August.

Die Nacht vom 4. zum 5. August brachte ein düsteres Vorspiel. Wie die Windsbraut durch die Lüfte heult, so dröhnte und prasselte es an allen Orten und Enden und wie eine Meereswoge peitschend die andere vorwärts treibt, so drängte ein Heerestheil den andern mit Geschützen und Munitionswagen vorüber. Man kann sich denken, was für Ruhestunden uns geworden sind. Endlich graute der Morgen, und nun sollte, noch vor dem Kampfe, die Noth erst recht anheben. Schon ganz frühe kamen die traurigen Ueberreste der bei Weissenburg geschlagenen Divisionen: entronnene Turcos und Liniensoldaten, Verwundete, am Stecken hinkend oder auf Maulthieren hockend, Kanonen, zertrümmerte Wagen, Karren nebst einer Menge sonstiger Bagagen und Impedimente. Auf einmal stand der ganze Troß da und wollte zum Dorf herein und mußte schleunigst ein Unterkommen geschafft werden. Das war wieder ein böser, erschütternder Augenblick. General D'hérillier war außer sich vor Aerger und Betrübniß. „Ce sont les bagages de Douay“ — „Oui mon général.“ „Sind das die Ueberbleibsel Douay's?“ — „Ja mein General“, — und ein verzweifelter Kraftfluch war die Antwort. „Wo soll ich denn hin mit den unglückseligen Trümmern? Endlich wurden die Wagen und Karren und Kisten und Maulesel 2c. 2c. gerade vorm Pfarrhaus durchs Kölblingsgäßchen geschoben und hinter der Mauer des Schloßgartens zusammengestoßen. Die noch übrigen kampffähigen Mannschaften wurden wieder eingereiht und auf ihre resp. Position abgesendet.

Ganz frühe schon war auch der Marschall Mac Mahon

hier eingetroffen und hatte sein Hauptquartier im Schloß Dürckheim genommen. Der Speisesaal war als Vorzimmer von Ordonnanzoffizieren und Adjutanten besetzt, und in dem daran stoßenden, gegen die Straße hinaus gelegenen großen Salon weilte mit einigen vertrauten Generalen der oberste Feldherr. Dort spazierte er auf und ab, oder saß, allen Blicken sichtbar, am offenen Fenster. Seine ersten Wünsche und Befehle betrafen auch die Karten (man möchte heute noch aus der Haut fahren!), und unser junger Reiter hatte sich beeilt, was gerade bei der Hand war, seiner Excellenz zu unterbreiten. Was Mac Mahon in jenen verworrenen Stunden noch herausstudirte, hat den Preußen nicht viel Unheil und uns noch weniger Segen eingetragen. Das Studium der Geographie kam zu spät.

Vor dem Schloßhof, auf der Straße, stand ein außergewöhnlich großer geschlossener Wagen. Darauf stand geschrieben Cuisine du Maréchal: Küche des Marschalls. Nach oben hin bildete das massive Vehikel eine Art von Käfig, darin hausten allerlei lebendige Mundvorräthe; Welschhühner, Fasane und sonstige edle Bissen in Menge. Diese Cuisine du Maréchal machte auf die Offiziere und Soldaten und auf uns alle einen seltsamen, peinlichen Eindruck, denn der Mangel an Lebensmitteln war in Folge der zahlreichen Truppenansammlungen auf's höchste gestiegen. Es war nicht blos eine angstvolle, peinliche, sondern in der That eine desperate, empörende Situation. Eine Armee, die jeden Augenblick den Kanonengruß des Feindes zu gewärtigen und nichts zu essen hat! Ein Getümmel, ein Murren und Verwünschen zum Vergehen! — Kein Wunder, wenn jetzt alle Ordnung vollends aufhörte und auch die letzten Schranken des Gehorsams durchbrochen wurden. Die Soldaten waren keine civilisirten Menschen mehr, sondern hungerwüthige Banden, die schonungslos plünderten und raubten, was sie erreichen konnten. Jetzt

wehe unsern Kartoffeläckern, Gärten, Bäumen, Bienenstöcken, Hühnern, Gänsen, Höfen, Kellern! weh allem, was noch übrig bleibt und nicht hinter mauerfesten Riegeln steckt. Sie kommen, brechen ein, nehmen, was ihnen unter die Hände fällt — und dabei lachen sie, oder fluchen und drohen — daß Gott sich erbarmen möchte! Aber sie müssen es thun. Droben im Oberdorf sind schon mehrere Keller erbrochen worden; auch im Unterdorf geht's drunter und drüber, in allen Gassen Kravall und Gewaltthat! Unsere Leute werden zur Verzweiflung getrieben; sie wissen sich nicht mehr zu schützen: sie können nicht zugleich im Stall, auf der Tenne, im Keller, im Garten Wache halten und sich wehren. Es hilft auch kein Wehren, kein Schelten, kein Jammern. Der entfesselte Strom nimmt seinen Lauf, und kein Gebot und kein Verbot ist mehr im Stande, die losgelassenen, hungrigen Haufen zurückzuschrecken. Wohl macht der Bürgermeister den Versuch, dem Marschall Vorstellungen zu machen und um Schutz für die Gemeinde zu flehen, — er wird nicht vorgelassen!

Wohl nimmt unter dem allgemeinen Klagegeschrei auch der Pfarrer das Herz in die Hand und geht ins Schloß, um den Marschall zur Schonung, zur Hilfeleistung zu bewegen. Dem Adjutanten, jenem schönen Spahi-Offiziere, welchem den andern Morgen eine Kugel das Herz unter dem feuerrothen Mantel durchbohrte, gieng unser Flehen zu Herzen. Er bat um Einlaß: aber der Pfarrer wurde nicht empfangen. Die herzbrechende Antwort war allemal: „nous ne pouvons rien faire“. (Wir können nichts thun.) Und es war so. Mit der Todesstrafe hätte man nichts mehr ausgerichtet. — O es war ein Moment, den der Erzähler nie vergessen wird, als er zum Schloßhof heraustrat und jener rothe Reiter ihn bis ans Thor begleitete. Dort standen unsere Generale, Obersten, Offiziere unter den Fenstern des Marschalls, die Thränen in den Augen, und weinten vor Weh und Entrüstung.

Und als einer mir sagte: „Bedenken Sie doch, Herr Pfarrer, in welcher Lage sich jetzt Frankreich befindet“ — nein, das werd ich nie vergessen; auch mir strömten die Thränen übers Gesicht herunter, und ich konnte nichts erwiedern als: „Nehmen Sie in Gottes Namen, was Sie bedürfen.“ — Kaum war der Erzähler zu Hause, da kam ein ganzer Haufen Turcos und machte sich daran, den Hühnerstall und den Keller zu erstürmen, und wer hätte es gewehrt, wenn nicht unser Oberstabsarzt mit dem Revolver in der Hand, unter Gefahr seines eigenen Lebens die wüthenden Menschen zurückgetrieben hätte? Wir konnten nichts mehr thun als alles geschehen lassen und geben, was noch in unsern Kräften stand. Und welche Scenen aus jenen heißen Stunden jetzt noch in der Erinnerung leben! Nur einige Beispiele. Unter den Turco's gibt es eine Secte, deren Anhänger besonders Wein ꝛc. trinken. Ein alter Turko, so ein rechter Typus blutdürstiger Entschlossenheit und kalter Todesverachtung, hatte um eine Flasche Wein gebeten und sich, während wir dieselbe hollen, rücklings auf das Stiegengeländer gelehnt, während ein ganzer Trupp seiner Genossen krächzend im Hof herumtummelte. Wie der die Flasche Wein bekam, stürzten alle andern über ihn her, begehrten auch Wein und heischten und schrieen . . . Wir wollten dazwischen treten, sie beruhigen und andere Flaschen herbeischaffen — es war nicht mehr möglich — das Handgemenge hatte begonnen . . . . Der Angegriffene lehnte sich noch mehr rückwärts, zog seinen Säbel, riß den Pfropfen aus der Flasche, streckte in der einen Hand sein Mordgewehr, in der andern die umgekehrte Flasche hinaus und blieb zähneknirschend liegen, bis der letzte Tropfen Wein auf den Boden gefallen war, sprang auf wie ein wildes Thier und rannte von dannen. Das war ein Bild! Ein andermal, am selben Tage, kam eine ganze Brigade Gensdarmen in Civilkleidern, Schrecken und Todesangst in allen Gliedern; sie flehten um

Schutz und Herberge. Wir beruhigten und stärkten sie nach Vermögen und versteckten einen Theil davon auf gut Glück in einer dunkeln Kammer; gegen Abend aber nahmen sie das Weite, Gott weiß, was aus ihnen geworden ist. — Wiederum kam ein Gendarmerieoffizier in Uniform; der stöhnte und heulte und gestikulirte wie ein Wahnsinniger; ein großer, prächtiger Mensch, winselnd wie ein Missethäter. Er war verrückt von Hunger und Schrecken. Wir mußten ihn ergreifen, mit Gewalt niedersetzen; er wollte fort und schrie, daß es einen graufig überlief: Laissez-moi mourir! laissez-moi mourir! (Lasset mich sterben! lasset mich sterben!) Wie einem fieberkranken Kinde mußten wir ihm etwas Brühe einschütten. Er kam wieder zu sich wie aus einer andern Welt, wurde nach und nach ruhig und faßte Muth. O Panik, wen deine eisernen Fittige treffen! — nach dem Kriege ließ er uns grüßen und sagen: Wir hätten ihm das Leben gerettet.

Freitag den 5. August.

Fortsetzung.

Eine andere Erscheinung hat der Erzähler gesehen, die jetzt noch wie ein weißer Schatten durch sein Gedächtniß zieht! auf einem prächtigen arabischen Pferde, in blendend weißen Burnus majestätisch gehüllt, mit schönem schwarzem Vollbart und würdigem Patriarchenangesicht, den Marabout, den Priester der Turcos. Wie doch die Zeiten sich ändern! Einstens die Kreuzzüge — heute der Halbmond mitten in der Christenheit; Mohammed fechtend unter dem Banner des allerchristlichsten Volkes! Ja, ja, da lag

auch ein Bann auf Frankreichs Gewissen. Wir haben den Marabout nicht wieder gesehen. Vielleicht ist er, ein Paradies sich träumend, auf dem Schlachtfelde verschmachtet; vielleicht blüht ihm, als Feldprediger, im nächsten Krieg eine lohnende Zukunft. Im Laufe des Freitags kamen auch viele Offiziersfrauen und besuchten ihre Männer. Ach wie manche hat damals ihren Stab und ihre Stütze, den Vater ihrer Kinder, zum letztenmal ans Herz gedrückt! Wir haben es seitdem erfahren, wie viele Wittwenthränen in weiter Ferne und auch hier auf die einsamen, kalten Grabsteine geflossen sind. Es that einem in der Seele weh, wenn man zusah, wie diese armen Frauen auf den Fittigen der Liebe hieher durchs Getümmel drangen, ihren Männern noch eine letzte Erquickung, ein letztes Zeichen der Treue überreichten, und dann Abschied nahmen unter bangen Ahnungen auf baldiges — nimmerkehrendes Wiedersehn? Und wie so manchem Kriegsmann unterm Panzerhemd das Gatten- und Vaterherz hoch aufschlug und manche stille Thräne über den strammen Schnurrbart heruntерglitt. In Deutschland wirds auch so gewesen sein. Man kann sagen, was man will: auch der tapferste Kriegsmann hat ein fühlend Herz, und kein Mensch, auch der Unerschrockendste nicht, geht ohne Schauer hinein in den Tod.

Gegen Abend wurde der entsetzlichen Hungersnoth ein Ende gemacht. Es kamen 33000 Rationen Lebensmittel, die wurden so schnell als möglich überallhin vertheilt. Ob alle hier und in der Umgegend anwesenden Truppentheile ihr gehöriges Quantum bekommen haben, wissen wir nicht. Daß aber mehrere Divisionen die nöthigen Vorräthe nicht rechtzeitig erhalten haben, das bewiesen nachher die allenthalben noch auf den kleinen Bodenkaminen stehenden angefüllten Fleisch- und Suppentöpfe. Es trafen auch in der Nacht immer noch neue Regimenter ein; ob diese Leute satt

oder nüchtern auf der Walstatt anlangten, vermögen wir nicht zu berichten. Jedenfalls wäre für jeden Mann eine doppelt kräftige Ration vonnöthen gewesen, und gewiß haben die wenigsten dieselbe bekommen. O wie traurig! Diese armen Jungen mußten also müde und hungrig ins Feuer und den ganzen Tag ohne Speis und Trank für's Vaterland fechten und bluten; es nimmt einen nur tausend Wunder, und es ist ein Beweis von heroischer Tapferkeit, daß sie dem fürchterlichen Anprall des Feindes so lange widerstehen konnten.

Um 6 Uhr war Marschalls-Diner im Schloß. Da giengs hoch her. Alle Generale waren zu Tisch gebeten ausgenommen den General D'hérillier. War der auf irgend einem Posten unentbehrlich, oder war er keine persona grata in der Umgebung des Feldherrn? Es gab darüber allerlei Gemunkel; das letzte ist wahrscheinlich. Mac Mahon blieb im Schloß, gieng aber nicht zu Bette, sondern legte sich zuweilen brütend auf ein Sopha. Wenn daher jetzt noch viele Reisende das sogenannte Mac Mahonische Schlafzimmer neugierig besuchen, so kann ihnen nur die Thatsache verbürgt werden, daß der Marschall dort seine Toilette gemacht hat.

Gegen Mitternacht ließ der Herzog durch einen Adjutanten H. v. Dürckheim ersuchen, er möchte doch durch seine Förster schnelle und genaue Erkundigungen über die Stärke und die Positionen des Feindes in der bairischen Ebene einziehen. Die dienstbaren Geister sind alsbald nach allen Himmelsrichtungen ausgeflogen, was sie aber erkundschaftet haben, ist ein Geheimniß geblieben.

Noch etwas von Bedeutung. Am selben Freitag Abend kam ein Genieoffizier nach Wörth und gab den Befehl, die Brücken über die Sauer sofort abzubrechen, widrigenfalls würde er dieselben mit den nächsten Häusern in die Luft sprengen. Der dortige Bürgermeister war zufällig kanonentaub und schlüpfte unter dem Schutz dieses Gebrechens glück-

lich aus der Bedrängniß. Dagegen mußte der Rathschreiber desto energischer ins Zeug. Der war nicht taub und nicht blind, sondern ein mit allen fünf Sinnen vortrefflich bewaffneter Patriot. Der ließ in aller Eile die Bürger zusammentrommeln, und frohnsweise wurde das Niederreißen der Brücken in Angriff genommen. Kaum hatte man aber die Sauer-Canal-Brücke abzubrechen angefangen, da sausten schon zwei deutsche Ulanen im Galopp heran mit gespannten Gewehren und drohten Feuer zu geben auf den ersten, der noch einen Stein anrühren würde. Natürlich machte man Kehrt, die Zerstörer ergriffen die Flucht; der Rathschreiber kratzte in der Perrücke; der taube Bürgermeister pries alle Heiligen selig . . . Man mußte warten, bis die vermaledeiten Ulanen wieder verschwunden waren, und erst in später Nacht wurde das Werk des Brückenniederreißens vollendet.

Auch wurden an der Carlsmühle die Querdielenstücke aus den Rädern genommen, damit kein Preuße trockenen Fußes über die Sauer kommen sollte. Das war gescheidt. Daß man aber die Division Lartigue und die Batterie Geschütze vom Gunstetter Berg zurückgezogen hatte, konnten wir nicht begreifen, denn von dort aus sollte unsere Fronte ganz erschrecklich beschossen werden. Es müssen wohl strategische Gründe oder Befürchtungen diese Maßregel hervorgerufen haben, an welche unser Bauernverstand nicht hinanreicht.

Unsere Gnadenfrist war abgelaufen; nur eine Nacht verschleierte noch unser trübes Verhängniß. Im ganzen Heer war man auf einen jähen, furchtbaren Zusammenstoß mit dem Feinde gefaßt, obschon eine Schlacht auf den anbrechenden Morgen des 6. August weder beabsichtigt noch eigentlich erwartet war. Auch der Chronikschreiber wußte, wie viel Uhr es geschlagen. Doctor Sarasin hatte ihn bei Seite genommen und ihm eröffnet: „Wenn Sie noch etwas zu retten haben, Weib, Kinder, Hab und Gut — so thun Sie es auf der

Stelle, denn Sie werden hier Greuelscenen erleben, von welchen Sie keine Ahnung haben." — Das war eine Aussicht!! Und fliehen? Wohin? Mit wem? Womit? In den Wald? in die Berge? Die Einen fortführen und die Andern da behalten? oder alle zusammenflüchten? und alles im Stiche lassen? Nein, lieber bleiben, auf dem Posten bleiben. Noch sitzt der im Regiment, der Sturm und Wetter gebietet. Aber welche Nacht! Im Hause, auf den Straßen, im ganzen Dorfe, draußen auf den Feldern! Jetzt kann man ruhig zurückdenken — aber damals, . . . jene unheilschwangere, entsetzliche Nacht! Nein, man glaubt es nicht; man kann mit der geflügeltsten Einbildungskraft nicht erreichen, was eine Bevölkerung in solchen Momenten fühlt und leidet. Doch gottlob, es ist überstanden! Und was waren alle diese Vorwehen gegen die Schrecken und Verheerungen, denen wir erst entgegengiengen!

Wir wollen aber hier eine kleine Pause machen und vor dem Schwerterklingen uns noch einmal umschauen, wie und wo unsere Truppen aufgestellt sind und welche Bewegungen der Feind, dessen Vorposten in weitem Gürtel unsere Anhöhen belauschen, bis heute gemacht hat.

Die Aufstellung der französischen Truppen.

Im Laufe des 5. Augustes wurde Mac Mahon zum Oberbefehlshaber über das I., V. und VII. Armeecorps ernannt, und es standen also sehr bedeutende Verstärkungen in Aussicht. General de Failly, Commandeur des V. Corps, wurde denn auch sofort benachrichtigt, er solle von Saargemünd nach Rohrbach-Bitsch heraufrücken und seine

Divisionen in der Richtung nach Philippsburg und Reichshofen in Bewegung setzen. Es scheint, daß der Marschall einen Angriff auf den 6. August nicht erwartete, ja sogar die Absicht hatte, falls die Hauptmacht des deutschen Heeres mehr nach Süden vorgedrungen wäre, die Offensive noch zu ergreifen und dem Feinde in die Flanke zu fallen. Wäre diese Vermuthung zugetroffen, so hätte de Failly die Aufgabe gehabt, dem II. bayer. Corps bei Lembach ein Stücklein aufzuspielen, während der Marschall von hier aus den Preußen, Württembergern und Badensern den Generalmarsch mit Kanonen und Mitrailleusen hinterdrein geblasen hätte, das Unterland hinab, und nach dem Rhein hinüber auf Nimmerwiedersehn!

Der Gedanke war richtig; es wäre auch wohl gegangen, aber es gieng nicht: denn im Hauptquartier zu Sulz hatte man die Lunte auch gerochen, und die Falle ist nicht zugeklappt. Merkwürdig, wie ein einziger genialer Schachzug des commandirenden Feldherrn einem ganzen Feldzuge eine andere Wendung verleihen kann! Hätte der Kronprinz nach der Schlacht von Weissenburg mit dem Gros seiner Armee die südliche Richtung gegen Hagenau-Straßburg eingeschlagen und dem Marschall Mac Mahon die Gelegenheit geboten, den projektirten Vorstoß auszuführen, wer weiß, von welch' ungeheurer Tagweite damals ein einziger Vortheil gewesen wäre. Doch, wie gesagt, man wußte deutscherseits, wo die französische Hauptmacht concentrirt war.

Es blieb also, trotz der beruhigenden Depesche an den Kaiser, man behaupte eine feste Stellung in der Flanke des Feindes, bei der nothgedrungenen Defensive. — De Failly aber hat am großen blutigen Tage kein Pulver gerochen. Nur eine Division (Lespart) seines Armeecorps war Morgens von Bitsch aufgebrochen, hatte in Philippsburg Kaffee gekocht und stand am Abend vor den Thoren von Niederbronn, um der allgemeinen Deroute nachzuschauen.

Das VII. Corps unter **F. Douay,** dem Bruder des gefallenen Abel Douay, sollte am Oberrhein erst gesammelt werden, als der Befehl des Marschalls eintraf, schleunigst in's Unterland zu eilen und mit den Truppen des I. Corps zusammenzustoßen. Dies geschah denn auch, und am 6. August früh Morgens stand die Division Conseil Dumesnil mit ihrer Artillerie auf dem rechten Flügel bei Eberbach. — Mac Mahon verfügte also doch über eine ansehnliche Heeresmacht, und es werden im Ganzen nicht weniger als 40—45,000 Mann auf dem Plan gewesen sein. So viel wir nach offiziellen Documenten, nach Lage der Gefallenen und nach allerlei vorgefundenen Ueberbleibseln auf dem Schlachtfelde constatiren konnten, nahmen die französischen Truppen am Morgen des 6. Augusts folgende Stellungen ein:

Die I. Division, Ducrot, 1. Brigade, Wolff: Linienregimenter Nr. 18, 96, Jägerbat. Nr. 13; — 2. Brigade, de Postis du Houlbec: Linienregt. Nr. 45, Zuavenregt. Nr. 1; Artillerie, Lecoeuvre: Batterie Nr. 6 u. 7, Nr. 8 (Mitrailleusen) des Art.-Regts. Nr. 9; Genie: 1. Kompagnie des Regiments Nr. 1 — stand mit dem rechten Flügel nordwestlich, vorwärts Fröschweiler, und lehnte mit dem linken Flügel an Nähweiler und noch weiter in nördlicher Richtung an den Großenwald. Sie machte Front nach Langensulzbach, Mattstall-Lembach, wo das II. bayer. Corps ihr drohend gegenüber harrte.

Die III. Division, Raoult, 1. Brigade, L'hérillier: Linienregiment Nr. 36, Zuavenrgt. Nr. 2, Jägerbat. Nr. 8; 2. Brigade, Lefebvre: Linienregt. Nr. 48, Turcos Nr. 2; Artillerie, Cheguillaume: Batt. 5 und 6; Batt. Nr. 9 (Mitrailleusen); Genie: 1. Kompagnie des Regts. Nr. 1, stand östlich von Fröschweiler und behauptete mit der ersten Brigade das Terrain links der Straße von Fröschweiler nach Wörth, sowie den Höhenrücken und die Bergvorsprünge Görsdorf gegenüber.

Die 2. Brigade besetzte das Terrain rechts von der Wörther Straße und stützte ihren linken Flügel auf Fröschweiler, den rechten auf Elsaßhausen. Noch weiter rechts hinab stand in gebrochener Linie und in ziemlich weit distanzirten Abtheilungen **die IV. Division, Lartigue,** 1. Brigade, Fraboulet de Kerléadec: Linienrgt. Nr. 56, Zuavenregt. Nr. 3, Jägerbat. Nr. 1; 2. Brigade, Lacretelle: Linienregt. Nr. 87, Turcos Nr. 3; Artillerie, Lamandé: Batterie Nr. 8 u. 11, Batt. Nr. 10 (Mitrailleusen) des Art.=Regts. Nr. 12; Genie: 1. Comp. des Regts. Nr. 1, und bildete Front, die erste Brigade gegen Gunstett, die 2. gegen Morsbronn.

Die bei Weissenburg geschlagene II. **Division † Abel Douay Pellé,** 1. Brigade, Pelletier de Montmarie: Linienregt. Nr. 50 u. Nr. 74, Jägerbat. Nr. 16; 2. Brigade, Pellé: Linienregiment Nr. 78, Turcos Nr. 1; Artillerie, Cauvel: Batterie Nr. 9 u. 12, Batterie Nr. 10 (Mitraill.) des Artillerieregts. Nr. 9; Genie: 1 Comp. des Regts. Nr. 1, war als Reserve hinter dem rechten Flügel der III. und hinter dem linken der IV. Division aufgestellt. — Hinter dieser letztern befand sich die I. **Division vom** VII. **Corps, Conseil Dumesnil,** 1. Brigade, Nicolaï: Linienregt. Nr. 3, Nr. 21, Jägerbat. Nr. 17; 2. Brigade, Maire: Linienregt. Nr. 47, 99; Artillerie, Guillemain: Nr. 5 u. 6, Batt. Nr. 11 (Mitraill.) des Artillerieregts. Nr. 7; Genie: 1. Comp. des Regts. Nr. 2 — und nördlich vom Albrechtshäuser Hof in einer weiten Waldvertiefung stand die **Cavallerie=Brigade Michel** mit dem 8. und 9. Cuirassierregiment. Rückwärts Elsaßhausen, weiter nördlich an den Eberbachquellen standen die **Cavallerie=Divisionen de Bonnemains:** Cuirassierregimenter Nr. 1, 2, 3 u. 4; **de Septeuil:** Husarenr. Nr. 3 u. Chasseurregt. Nr. 11. Die Cavallerie=Brigade de Nansouty: Dragonerr. Nr. 10, Lancierregt. Nr. 2 u. 6 war als Divisionscavallerie vertheilt.

Dies waren die Stellungen der französischen Truppen

Ueberblickt man das ganze Terrain, auf welchem die etwa anderthalb Stunden lange Heereslinie sich hinzog, so muß man sagen, daß die Position eine starke und zur Vertheidigung außerordentlich vortheilhafte war. — Das Dorf Fröschweiler sitzt da oben, aus der Ferne gesehen, wie eine quadratförmige Burg, aus welcher 5 Straßen nach allen Richtungen ausgehen. Das Schloß Dürckheim, das Schulhaus, die Kirche, der Friedhof boten zur Gegenwehr massive Mauern und gedeckte Umgebungen.

Unsere Hochfläche überragt durchgängig die gegenüber liegenden Anhöhen, bildet aber eine ununterbrochene Reihe von Hügeln und Niederungen, welche für Truppenbewegungen nicht günstiger sein könnte. Der Marschall konnte nach Belieben seine ganze Cavallerie verbergen, seine Reserve maskiren, seine Bataillone in Schützenschwärme auflösen, sie plötzlich, ungesehen bald da bald dort auf den Kampfplatz treten lassen, oder auch zurückziehen. Das waren unschätzbare Vortheile. Aber besonders gegen das Sauerthal hinab war die Vertheidigungsfront ein wirklich furchtbares Bollwerk. Denn vom nördlichen Ende unseres Dorfes, im Halbkreise bis zum Niederwald hinunter, bilden unsere Bergvorsprünge eine Reihe von natürlichen, steilen Festungen, die das ganze Sauerthal und die gegenüber aufsteigenden Hügel beherrschen; und diese kegelförmigen Vorsprünge sind durchweg mit Reben, Obstbäumen so bedeckt und die zwischen einmündenden Thälchen so mit Hopfenanlagen verrammelt, daß ein Heran- und Heraufdringen des Feindes als unmöglich erscheinen sollte. — Fast unmittelbar am Fuße dieser Bergkegel und gegen Fröschweiler zu mit verzäunten Gärten eingefaßt auf dem rechten Ufer der Sauer liegt Wörth, ein festgebauter Flecken mit steinernen Häusern, vielen kreuz und quer durcheinander laufenden Gassen, von wo aus, ebenfalls in gedeckter Stellung, nach Osten und Süden das wirksamste Feuer gerichtet werden konnte.

Die Sauer ist sonst kein bedeutendes Wasser, war aber von starken Gewitterregen angeschwollen, und es soll auch, wie die Ueberlieferung erzählt, am Morgen des 6. August ein gewisser Müller in patriotischer Begeisterung die Schleusen eines im Liebfrauenthal gelegenen Weihers geöffnet haben. Thatsache ist, daß der Bach dem anstürmenden Feinde große Schwierigkeiten bot, da alle Brücken bereits zerstört worden waren.

Rechnet man zu allen diesen Vortheilen noch den Umstand, daß die Deutschen erst von jenen Anhöhen heruntersteigen, das durchschnittlich 1000 Schritt breite Thal durchschreiten, den Sauerbach passiren mußten, um nur auf Schußweite an den Gegner heranzukommen, so wird man zugeben müßen, daß die Franzosen mit ihrer ebenfalls bedeutenden Artillerie, mit ihren weittragenden Chassepot-Gewehren in ungemein starker und glücklicher Stellung mit Aussicht auf Erfolg den Anprall des Feindes erwarten konnten.

Es ist nachgehends von deutschen sachkundigen Leuten oft gesagt worden: wir begreifen nicht, wie wir da hinaufgekommen sind, und von französischen Fachmännern: es ist unerhört, daß sie uns hinausgeschlagen haben.

Das steht fest; Hatten die Deutschen den Vortheil einer weit überlegenen Zahl, so hatten die Franzosen den wenigstens eben so großen Vortheil einer fast uneinnehmbaren Position. Und wenn de Failly erst eingriff mit dem V. Corps? Wer weiß? Die Deutschen haben anno 1793 schon einmal auf diesem Gebiet unter Feldmarschall Wurmser derbe Schläge bekommen. Wer weiß, ob ihnen nicht auch diesmal der Herzog von Magenta das Wiederkehren verleidet hätte?

Bewegungen und Position der deutschen Truppen.

Die Verfolgung nach dem Treffen bei Weissenburg muß keine besonders rasche und energische gewesen sein, denn die Deutschen hatten am Abend des 4. August jede Fühlung mit dem Feind verloren. Dieser konnte entweder in der Richtung nach Hagenau, oder am Fuße des Hochwaldes gegen die Sauer oder auch durch die Schaarhohl nach Bitsch entronnen sein. — Daß aber auf der Hagenauer Straße kein Rückzug stattgefunden hatte, wußte man, und so wurden größere Recognoscirungen beschlossen und zugleich alle Maßregeln getroffen, um sowohl nach Süden als nach Westen schlagfertig auf dem Plan zu stehen.

Das II. **bayerische Armee-Corps: Ritter von Hartmann:** 3. Infanterie-Division: v. Walther: 5. Inf.-Brigade v. Schleich: 6., 7. Inf.-Regt., 8. Jägerbat.; 6. Inf.-Brig. Boerries v. Wißell: 14., 15. Inf.-Regt., 3. Jäger-Bat., 1. Chevauxlegers-Regt., 24 Geschütze; 4. Infant.-Division: v. Bothmer: 7. Inf.-Brigade v. Thiereck: 5., 9., Inf.-Regt., 6. Jäger-Bat.; 8. Inf.-Brig. Maillinger: 5 Inf.-Bataillone, 5. Jäg.-Bat., 10. Jäg.-Bat., 2. Chevauxlegers-Regt., 24 Geschütze; Ulanen-Brigade: 1., 2. Ulanen-Regt., 5. Chevauxlegers-Regt., 6 Geschütze; Artillerie-Reserve: 42 Geschütze, 3 Pionier-Compag. — sollte nach Lembach marschiren und von dort aus die Gegend nach der Sauer und nach Bitsch recognosciren und beherrschen.

Das V. **Armee-Corps von Kirchbach:** 9. Inf.-Division v. Sandrart: 17. Inf.-Brig. v. Bothmer: 3., 4. Pos. Inf.-

Reg.; 18. Inf.=Brig. v. Voigts=Rhetz: König=Gren.=Reg., 2. Niederschl. Inf.=Reg., 1. Schles. Jäger=Bat., 1. Schles. Dragoner=Reg., 24 Geschütze, 1 Komp. Pioniere; 10. Inf.=Division v. Schmidt: 19. Inf.=Brigade v. Henning: 1. Westpreuß. Gren.=Reg., 1. Niederschl. Inf.=Reg.; 20. Inf.=Brigade Walther v. Montbary: Westph. Füs.=Reg. Nr. 37 3. Niederschl. Inf.=Reg., Kurmärk. Drag.=Reg., 24 Geschütze, 2 Komp. Pioniere; Korps=Artillerie: 36 Geschütze — sollte sich nach Preuschdorf bewegen mit Front gegen Süden.

Das XI. Armee=Corps v. Bose: 21. Inf.=Division v. Schachtmajer: 41. Inf.=Brig. v. Koblinski: Hess. Füs.=Reg. Nr. 80, 1. Nass. Inf.=Reg. Nr. 87; 42. Inf.=Brigade v. Thile: 2. Hess. Inf.=Reg. Nr. 82, 2. Nass. Inf.=Reg. Nr. 88, Hess. Jäg.=Bat., 2. Hess. Husar.=Reg., 24 Geschütze, 1 Komp. Pioniere; 22. Inf.=Division v. Gersdorff: 43. Inf.=Brigade v. Kontzki: 2. Thür. Inf.=Reg., 6. Thür. Inf.=Reg., 44. Inf.=Brigade v. Schkopp: 3. Hess. Inf.=Reg., 5. Thür. Inf.=Reg., 1. Hess. Hus.=Reg., 24 Geschütze, 2 Komp. Pioniere; Korps=Artillerie: 36 Geschütze — sollte bei Sulz u./Wald stehen.

Das I. Bayerische Armee=Corps v. d. Tann=Rathsamhausen: 1. Inf.=Division v. Stephan: 1. Inf.=Brig. v. Dietl: Inf.=Leib=Reg., 1. Inf.=Reg., 2. Jäg.=Bat.; 2. Inf.=Brigade v. Orff: 2. Inf.=Reg., 11. Inf.=Reg., 4. Jäg.=Bat., 9. Jäg.=Bat., 3. Chevauxleg.=Reg., 24 Geschütze; 2. Inf.=Division v. Pappenheim: 3. Inf.=Brig. Schumacher: 3. Inf.=Reg., 12. Inf.=Reg., 1. Jäg.=Bat.; 4. Inf.=Brig. v. d. Tann: 10. Inf.=Reg., 13. Inf.=Reg., 7. Jäg.=Bat., 4. Chevauxleg.=Reg., 24 Geschütze — bei Ingolsheim.

Die Württembergische Felddivision v. Obernitz: 1. Feld=Brigade v. Reitzenstein: 1. Inf.=Reg., 7. Inf.=Reg., 2. Jäg.=Bat.; 2. Feld=Brig. v. Starkloff: 2. Inf.=Reg., 5. Inf.=Reg., 3. Jäg.=Bat.; 3. Feld=Brig. v. Hügel: 3. Inf.=

Reg., 8. Inf.-Reg., 1. Jäg.-Bat.; Kavallerie-Brigade: 1. Reiter-Reg., 3. Reiter-Reg., 4. Reiter-Reg.; Artillerie: 54 Geschütze, 2 Komp. Pioniere.

Die Badische Felddivision v. Beyer: 1. Inf.-Brigade du Jarrys: 1. Leib.-Gren.-Reg., Füs.-Bat. 4. Regts., 2. Gren.-Reg.; kombinirte 3. Inf.-Brig. v. Keller: 3. Inf. Reg., 5. Inf.-Reg., 3. Dragon.-Reg., 24 Geschütze, 1 Komp. Pioniere; Kavallerie-Brigade v. La Roche-Starkenfels: 1. Leib-Drag.-Reg.; 2. Drog.-Reg.; Korps-Artillerie: 24 Geschütze.

4. **Kavallerie-Division Prinz Albrecht von Preußen:** 8. Kavallerie-Brigade v. Hontheim: Westpreuß. Küraff.-Reg. Nr. 5, Pos. Ulan.-Reg. Nr. 10; 9. Kavall.-Brigade v. Bernhardi: Westpreuß. Ulan.-Reg. Nr. 1, Thür. Ulanen-Reg. Nr. 6; 10. Kavall.-Brigade v. Krosigk: 2. Leib-Hus.-Reg., Rhein. Dragon.-Reg. Nr. 5, 12 Geschütze — standen bei Aschbach als Vorhut gegen den Rhein hinab. Das Hauptquartier wurde nach Sulz verlegt.

Am 5. August sollte die Kavalleriedivision die betreffenden Recognoscirungen ausführen. Es patrouillirten Ulanen und Husareu hinunter nach Roppenheim, Suffelnheim zc. zc., trafen aber nirgends Spuren bedeutender und bedenklicher Streitkräfte. Andere Abtheilungen schwärmten herauf in die Gegend der obern Sauer, nach dem Hagenauer Forst, stießen aber auch nirgends auf Widerstand. Sie wagten sich in den Forst hinein, durch den Forst hindurch bis ganz nahe vor Hagenau. Dort an einer Brücke wurden sie vom feindlichen Feuer begrüßt — machten Kehrt — hörten aber das Pfeifen der Locomotiven und das Dröhnen der Eisenbahnwagen und schlossen daraus, daß von Hagenau in nördlicher Richtung starke Truppenmassen transportirt wurden.

Andere Ulanenschwadronen suchten und fanden Spuren des Rückzuges am Rande des Hochwaldes, drangen zwischen

Hölschloch und Biblisheim vor bis nach Gunstett, setzten über die Sauer, bemerkten dort drüben ein großes Truppenlager, vor welchem französische Lanciers auf und ab galoppirten, wollten auch diesen Reitern einen freundlichen „guten Morgen" wünschen, wurden aber durch starkes Infanteriefeuer angegriffen und von dannen gejagt. Bei Wörth erschienen die Ulanen gerade in der Stunde, wo der emsige Rathschreiber mit Bauern und Geniesoldaten an der Sauerbrücke herumhantierte, scheuchten die Patrioten in die Flucht, kamen später in größerer Abtheilung wieder, erhielten Infanterie- und Granatenfeuer — hatten aber Zeit genug gehabt, um zu bemerken, wie auf dem rechten Sauerufer droben auf den Fröschweiler Anhöhen große Truppentheile in Bewegung waren und ein starker Feind sich in fester Stellung verschanzte.

Das II. bayerische Corps hatte von Weissenburg herauf zahlreiche Spuren und Ueberbleibsel vom Rückzuge der Division Douay gefunden, in Klimbach an 100 zurückgelassene Verwundete, Bivouacs 2c.; hatte auch bei seinem Heranmarsch über Lembach gegen Mattstall mehrere kleinere Plänkeleien mit französischen Vorposten zu bestehen.

General v. Kirchbach war gegen Abend in Preuschdorf eingezogen (s. Daheim-Kalender 1875) und sollte dort erfahren und konnte von der Dieffenbacher Höhe herab mit eigenen Augen constatiren, daß auf der Hochebene bei Fröschweiler und Elsaßhausen zahlreiche Streitkräfte concentrirt und in Schlachtordnung aufgestellt wurden.

Man wußte also, wo der Feind zu suchen oder zu erwarten war; westlich hinter der Sauer. Es scheint indessen, daß der Kronprinz, wie schon erwähnt, nicht die Absicht hatte, am 6. August eine Schlacht zu liefern, sondern das Heer in westlicher Richtung einstweilen zusammenzuziehen und demselben einige Ruhe zu gestatten. Man war aber auf alle Eventualitäten gefaßt. — Die Vorpostenlinie der III. Armee lief

längs der Sauer bis zum Nordrand des Hagenauer Forstes: Die Vorposten des II. bayer. Corps stunden von Hirschthal über Mattstall bis zum Liebfrauenberg; die Avant-Garde des V. Armeecorps hielt Görsdorf, Dieffenbach und Gunstett besetzt; vom XI. Corps waren Truppen in Surburg, Ober- und Niederbetschdorf; die Württemberger beobachteten von Niederrödern aus die Gegend von Hatten und Rittershofen, und die die Badenser campirten zwischen Bühl und Niederrödern.

So standen denn am Abend des 5. August beide Armeen schlagfertig, herausfordernd einander gegenüber; der Sieger von Königgrätz und der Held von Magenta, die Hand am Schwertgriff . . . . ein welthistorischer Augenblick und sonderbar! keiner schien entschlossen, am 6. August den Fehdehandschuh zuerst hinzuwerfen.

Man wollte ruhen, hüben und drüben; aber die Geschichte ruhet nicht — und noch vor Tagesgrauen sollte der Kanonendonner das düstere Signal geben, daß im höhern Regimente eine blutige Völkerschlacht beschlossen war.

Die Vorboten der Schlacht.

Es waren schon ganz früh, zwischen 4 und 5 Uhr, einige Kanonenschüsse gefallen, ob von hier aus, wie etliche meinen, hinüber nach der Dieffenbacher Höhe, oder aus dem feindlichen Lager herüber gegen den Lerchenberg, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Glaubwürdige Zeugen behaupten, eine Batterie der Division Raoult habe den ersten Donnergruß über das Sauerthal geschleudert, und die Deutschen haben denselben stante pede erwidert. Nach deutschen Berichten hat General von Walther das Vorposten-

treffen eröffnet. Wir wollen darüber nicht rechten. Welchen Eindruck aber dieses erste Aufkrachen der Geschütze auf die ganze Bevölkerung machte: „Jetzt gehts an, jetzt schlägt die schwere Stunde, was wirds geben? Ists denn möglich? Nein, das hätten wir nicht geglaubt, der Feind vor unsern Thoren, so nah, so nah . . . . Eine Schlacht also; eine Schlacht hier bei Fröschweiler — das kann nicht fehlen; wir sind gefangen . . . . Großer Gott, erbarm dich, jetzt geht alles zu Grunde!" So heults von einem Ende des Dorfes zum andern. — „Sie kommen, sie kommen, Herr Jesus! wo sollen wir hin? was fangen wir an?" so stöhnts in allen Höfen und Gassen. — Auch im eigenen Hause geräth alles in Bestürzung und Schrecken. Wo fliehen wir hin? Was machen wir mit den Kindern? mit all unsern Sachen?" Ich wende mich an den Doktor Sarrasin: „Sagen Sie mir aufrichtig, sind das alles Vorboten einer wirklichen Schlacht? — „Ja, es gibt heute einen schweren Tag." — Nun ist kein Zweifel mehr; die Gewitterwolken reißen; Gottes Hand ist ausgereckt, drohend furchtbar über unsere Heimat, über unser Vaterland. Ach wie klopft das Herz so bang, so bang! Wo wollen wir hin? Wir haben ja noch gar nichts versteckt! Da ist das Geld zum Nähweiler Kirchenbau . . . da ist auch noch unser Haushaltungsgeld . . . droben sind alle meine Sachen in der Studierstube . . . — Und wo hast du denn die Kleider, das Tuch, das Silbergeschirr, Confekt . . . hast denn noch nichts weggeschafft? Wollen wirs in den Keller tragen, oder in den Holzschuppen, oder in die Küche? Geh, trags doch fort, versteck's, vergrab's . . . . Hörst denn nicht? — „Versteck du's! . . . ich weiß nicht . . . ich trau nicht! . . . 's nützt doch nichts!" . . . . — Wart, ich weiß einen Platz, da suchen sie gewiß nicht. Komm, schnell, nimm den Plunder . . . — da . . . schau da . . . im Dunghaufen . . . tummele dich . . . ein Loch gemacht! so . . . hinein damit . . .

da liegts gut . . . Aber der nasse Haufen da . . . kann man nichts merken? — Hat uns niemand zugeschaut? — Sieh dort drüben stehen alle Fenster offen . . . die könnens gesehen haben . . . Wir dürfens nicht da lassen . . . 's wird verrathen . . . gestohlen . . . Mach den Dung wieder weg . . . hol's heraus . . . lauf fort mit . . . hinein in die Stube . . . Ueberall wimmelts von Menschen. — Lieber Heiland! da stehen wir noch alle beieinander, ganz verstört, wie gebannt, wie verrückt, und jammern und stöhnen und wollen alles verstecken — und kommt doch keins von der Stelle und bleibt alles stehen und liegen, und die Preußen sind schon da unten im Thal und . . . horch! es schießt schon wieder . . . Doktor Sarrasin wird bleicher und bleicher . . . „Herr Doktor, wo wollen Sie hin?" — Seien Sie nur ruhig, ich komme wieder . . . Ja ruhig!" — „Sie gehen fort!" — Wahrhaftig! Der schnallt den Degen an die Seite, steckt den Revolver in den Gürtel, reicht mir die Hand zum Abschied . . . adieu! . . . Kann man sich etwas Entsetzlicheres denken! Da stehen wir noch immer, und draußen wogt und läuft alles durcheinander, und wir wissen nicht, wo ein, wo aus. Was wollen wir denn ums Himmelswillen machen? Wollen wir in den Keller gehen? oder in den Stall? oder auf den Speicher? 's wird einem ganz schwarz vor den Augen . . . Mußt jetzt nicht heulen um deine Sachen, 's ist zu spät, laß in Gottes Namen alles liegen . . . oder flüchten nach Nähweiler, Jägerthal — so weit uns die Beine tragen? — Ja, wenn aber unterwegs ein Unglück geschieht . . . die armen Kinder können nicht laufen . . . Wir kommen auch nicht mehr durch." — In der Stube können wir unmöglich bleiben . . . Weißt was? Du nimmst die Kinder und gehst ins Schloß zur Frau Gräfin — die wird dir sagen, was du thun sollst . . . Geh, . . . mach, daß du fortkommst . . . Ich bleibe da im Hause, in Gottes Namen, so lang es möglich ist, und komme dann auch hinüber. —

Es ist 7 Uhr vorbei. Doctor Sarrasin kommt wieder. „Was gibts?“ „Es gibt einen blutigen Tag.“ — Er wendet sich gegen die jungen Stabsärzte: „Allons, venez, mes enfants, et faites comme s'il n'y avait pas de boulets. „Auf, Kinder, kommet und haltet euch, als fielen keine Granaten!“ Und dann zu mir: „Herr Pfarrer, wir müssen die Kirche haben — schnell alle Bänke aus der Kirche . . . und Stroh in Menge, so viel die Leute zusammentragen können. „Ich gehe mit ihm; die Kirchenbänke werden eiligst herausgeschafft, das Schiff und der Speicher der Kirche werden reichlich mit Stroh versehen, und gleich darauf geschieht dasselbe auch im Schulhaus. Alles ist außer Rand und Band. Die Soldaten ziehen kreuz und quer durch die Gassen; die Turcos sammeln sich, erheben ihr greuliches Kriegsgeschrei und stürmen hinaus in den Kampf. Ich gehe wieder heim; die Falle am Hofthor klappt unglücklicherweise fest hinter mir zu. Es fällt wieder ein Kanonenschuß. Plötzlich rasselts, donnerts, fluchts am Hofthor: François, François, mon Solférino! mon Solférino! l'ennemi est là! (Franz, Franz, meinen Solferino, meinen Solferino, der Feind ist da!) Zum Donnerwetter, warum ist das Hofthor zu? Was hat das zu bedeuten? — Ich entschuldige mich auf's beste; der François eilt in den Stall, führt das Schlachtroß Solferino heraus, übergibts dem ungeduldigen Adjutanten, der sprengt von dannen. — Ich gehe auch wieder heraus auf die Straße. Da ist der Marschall und der ganze Generalstab; alle zu Pferde in prächtiger Rüstung, so ernst, so feierlich, so todtenbleich . . . Herr Gott, welch großer, unvergeßlicher Augenblick! — Sie sprechen zusammen, unruhig, bedeutungsvoll, — sie ertheilen Befehle, sausen im Galopp die Schindergasse hinauf, kommen wieder — gegen Wörth hinab — gegen Elsaßhausen hinüber . . . Jetzt ist auch der Marschall verschwunden. Fahre wohl, o Held von Magenta, du trägst auf der Degenspitze das Schicksal deines Kaisers . . .

General Ducrot aber und seine Stabsoffiziere sind noch da geblieben. Er fragt kurz und trotzig, ob ihn Jemand auf den Kirchthurm begleiten wolle. Wir steigen hinauf; wir schauen in die Ferne; überblicken den ganzen Horizont von Mattstall, am Liebfrauenberg vorüber, die ganze Dieffenbacher Höhe bis zum Hagenauer Forst hinab; die Herzen schlagen bange — dort drüben, auf dem Scheitel jener Hügel, stehen die dunkeln Massen. Ja siehe, siehe! sie bewegen sich wie Meereswellen, langsam vorwärts, abwärts . . . es kracht schon wieder . . . Es wird einem schwindlich auf dieser hohen Warte. Wir steigen gesenkten Hauptes hinab. Niemand spricht ein Wort. General Ducrot trägt auf dem Angesicht eine Welt voll Sorgen und Erbitterung, schwingt sich auf sein Pferd und fliegt zu seinen Regimentern. Es ist halb 8 Uhr. Die Schlacht hat begonnen.

Der sechste August.

Die ersten Kanonensalven donnern in östlicher Richtung. Der Feind wirft seine Geschosse von der Görsdorf-Dieffenbacher Höhe herüber . . . . Achtung im Unterdorf! Da gibt's Jammer und Elend. — Gottlob, es hat noch keine eingeschlagen. Sie fliegen mehr links, nach dem Monnenbach, gegen den Lerchenberg hinüber. — Von dort kriegen sie Antwort; es knallt d'rauf und d'rauf . . . Recht so! brav geschossen . . . Ob sie hüben und drüben treffen? Wer weiß es? Es scheint aber; die Preußen zielen gut; dort bringen sie schon einen Artilleristen, dem's den Fuß zerschmettert hat. Er sagt, die deutsche Granate sei mitten in die französische Batterie gefahren und habe den Capitän und vier

Mann verwundet. Man legt ihn in's Schulhaus auf den Boden. Bald hören wir auch Kleingewehr=Feuer vom Thal herauf; es knattert recht lustig dort unten; sie müssen bei Wörth schon ziemlich nahe an einander sein. Wer's doch sehen könnte! Horch! in der Ferne brummt und raspelt auch etwas, in der Gegend von Gunstett, bei der Bruckmühle. Was gilt's, sie haben dort den blutigen Tanz auch angefangen? Aber das sind erst kleine Eröffnungsscenen zum großen Trauerspiel. Ach wenn nur dieser Tag vorüber wäre! Das Gehirn wird einem ganz siedend im Kopfe . . . So jetzt wissen wir, wo wir d'ran sind; Fröschweiler liegt mitten im Kreise . . . Gott sei unserm Dorfe und allen Einwohnern gnädig!

Bis zu dieser Stunde können wir nur danken; 's hat noch kein Unglück gegeben. Aber wie ist's plötzlich so stille, so stille geworden auf den Gassen! gerade wie wenn der Todes=engel überall vorüberstreifte! Nur da und dort noch einige verirrte, verspätete Soldaten . . . dann und wann ein ge=ängstetes Bäuerlein, das an die Strasse herausschleicht und lugt, woher der Wind weht! Alles wie ausgestorben. Wo sind die Leute? — Auf der Flucht, in den Wäldern, Stein=gruben, in den Kellern, massenweise beisammen in den Kellern. In Meyerhenners Keller ist das halbe Oberdorf — sie müssen schier verschmachten. Ja, ja! Noth bricht Eisen und Herzen. Horch! wie's kracht . . . und hier alles so stille, so fürchterlich stille. — Wenn doch diese heillosen Turcos jetzt wenigstens unsere Hühner= und Gänseställe in Frieden ließen. Da maro=diren noch wer weiß wie viele herum. Es wird einem unheim=lich, wie in der Hölle, in der Nachbarschaft dieser Menschen.

Was ist da drüben los? Jetzt donnert's auch bei Langen=sulzbach. Das sind die Bayern! Die Bayern in der Flanke . . . Hätt' das eine Menschenseele geglaubt? O Xaveri, wo bist du? — Die Bayern! Die wollen den Bergwald herauf. Hurrah! Ducrot! Hurrah! ihr 18er, 96er, Jäger, Zuaven,

wirft sie hinunter! Der Kampf muß heftig entbrannt sein; die Kanonen brummen gewaltig; die Mitrailleusen knattern; das Gewehrfeuer wird schneller. Dort drüben, am Waldesrand gegen Nähweiler und da unten an der Sulzbacher Straße muß es blutig hergehen. Die gedeckte Stellung unserer Leute ist ja unüberwindlich! Ach wie mancher in Freund- und Feindes-Reihen liegt jetzt schon in Todesweh und Todesschlummer! Es scheint aber, der erste Anprall des Feindes ist siegreich zurückgeschlagen. Den Bayern hat's Schläge abgesetzt; in nördlicher Richtung wird's stiller. Das Treffen zieht sich weiter hinunter nach dem Sulzbächel. . . . Dort kommen sie gar nicht herauf: Lauter Wald und steile Höhen. — Seht, da bringen sie Verwundete; dem armen Turco hat ein Granatsplitter den Arm entzwei geschlagen; sein Gesicht ist wild verzerrt vor Schmerzen. . . „Legt ihn in die Schulstube zu den andern." Da tragen sie auch mehrere Offiziere — schwer getroffen — wie sie zittern und frieren an allen Gliedern! „Wasser! Wasser!!" Wir legen sie in die Kirche, erwärmen sie mit Decken und Federbetten. Welche Schreckensbilder! — Wir fragen sie, wie's geht da drüben bei Langensulzbach? — „Gut, sie werden zurückgeworfen." — Gott Lob und Dank! — Ist die Schlacht bald aus? — „Nein, sie hat erst angefangen." Wenn nur jetzt de Failly von Bitsch herüber eintreffen und d'rauf schlagen könnte. — Am Sternenberg droben hört man nichts mehr — den Bergwald gegen die Sägmühle und gegen die Altmühle hinab wird das Gehrfeuer matter . . . . Ein Hoffnungsstrahl durchleuchtet alle Herzen . . . . Wenn's nur gegen Wörth auch brechen möchte . . . . Wer weiß? De Failly kommt sicher, und sind die Bayern in die Flucht geschlagen, dann müssen auch die Preußen weichen.

Ich gehe nach Hause, um zu sehen, wie Alles stehe. Was muß ich erleben? Weib und Kinder waren da geblieben! „Um Gotteswillen! warum bist du denn nicht in den Schloß-

keller? Siehst und hörst du denn nicht, wie von allen Seiten herein geschossen wird?" „Die Kinder haben nicht fort gewollt; ich bringe sie nicht zum Thor hinaus! sie schreien ganz entsetzlich" ... Ich schleppe sie auf der Stelle hinüber. — „Wo sind denn die Eltern?" — „Ich weiß nicht! — „Du weißt nicht?" — „Wie soll ich es wissen?" — Der Schrecken bebt mir durch alle Gebeine .... Wo sind die Eltern? Großer Gott! Wo sind Vater und Mutter und Geschwister geblieben? Sind sie noch in ihrem Hause, in ihrem Keller? Ach dort ist gar kein Schutz vor'm Ungewitter! .... Ich kann aber nicht mehr in's Unterdorf, keine Menschenseele ist mehr auf der Gasse; wo fragen? wo suchen? Ich muß sie ihrem Schicksal, der allmächtigen Gotteshand, überlassen.

Es ist etwa 10 Uhr. Ich geh' wieder in die Kirche. Nach Norden wird's immer stiller; die Bayern sind also zurückgeschlagen, oder sie sind zurückgewichen, um von einer andern Seite wieder anzugreifen. Ganz geheuer kann's nicht sein, sonst käme einer und verkündigte Victoria! Aber gegen Wörth hinab! Hört, wie's kracht! immer mächtiger, Knall auf Knall. ganz anders als heute Morgen, auf der ganzen Linie von Görsdorf bis nach Gunstett. O verhängnißvoller Augenblick — dort ist die Hauptmacht des Feindes; sie muß ungeheuer groß sein. Von allen Seiten rollt der Kanonendonner unter Mark und Bein erschütternden Schlägen zu unserm Dorfe herüber; von allen Richtungen fliegen unter gräßlichem Pfeifen und Zischen die feuerspeienden Granaten; ein unaufhörliches, immer heftiger werdendes Gewehrfeuer prasselt und knattert wie fallende Schlossen. Weh! Weh! Elsaßhausen steht in Flammen. Süßjockels Haus lodert gen Himmel! Es blitzt und kracht zum Entsetzen. Allmächtiger Gott, was wird aus uns werden? Wohin fliehen in dieser Schreckensstunde? Noch steh' ich hier in der Kirche bei den vielen verwundeten Kriegern; wir können sie nicht mehr zählen; die

Räume sind überfüllt .... Da liegen sie in ihrem Blute, mit verstümmelten Leibern; Todesbläße, Fieberglut spielt auf ihren Angesichtern; Wuth und Verzweiflung stiert aus ihren großen, brechenden Augen! Ich stehe hier, betäubt, gefesselt, gebannt von unbewußtem Pflichtgefühl und kann nicht weichen — kann nicht von der Stelle! Aber was soll ich noch da oben auf der Erde? Was soll mein Helfen, Trösten, Beten in diesem heulenden Menschenknäuel, in dieser dumpfen, entsetzlichen Mördergrube? Ich taumelte die Kirchentreppe hinunter und schleiche, gebückten Leibes gegen den Schloßhof ... es folgt ein Donnerschlag — das Geschoß hat hinter mir einem französischen Stabsarzt den Leib aufgerissen; — ich renne weiter — es kommt ein Zischen, erschrecklich, satanisch — die Granate ist mir über'm Kopfe weggefahren in's Oberdorf. Gott weiß, was sie anrichtet. Ich bin in der nördlichen Hausflur. Ha! da ist's besser. Da sind feste Mauern und der ganze Anprall kommt von Osten. Nichts ist zu fürchten. Die sitzen gut da unten. Muß aber 'mal hinausschauen. In der Schindergasse wüthet Feuer und Verheerung; das Pfarrhaus steht noch, aber das Scheunendach ist eingeschlagen. Horch, wie's auf den Dächern rasselt! Wenn nur der unglückselige Heuwagen da vor der Kirche weg wäre! wenn der brennt, geht Ballifefritzes Haus, vielleicht die ganze Gasse in Flammen auf! Es ist 1 Uhr. Der Schlachtensturm wüthet mit furchtbarer Heftigkeit. Es muß ein verzweifeltes Ringen sein. Es kommt einem vor, als stürzten die Heere mit Tigergrimm auf einander. Ist der entscheidende Augenblick hereingebrochen? Wohin neigt sich die Wagschale des Kampfes? Ja! wer es wissen könnte! — Aber in diesem Hausgang ist's auch nicht mehr auszuhalten. Ich gehe auch in die Tiefe. — Wer kann's beschreiben, was er empfindet, wenn er in solchem Schlachtenwetter in die Tiefe steigt? Dort droben zwei große Völker, die wuthentbrannt den Streit der Vernichtung ringen

und in blutigem Zweikampfe sich unmenschlich zerfleischen! Dort droben das Vaterland, dem vielleicht jetzt unter diesem Donnern und Krachen die Stunde schwerer Niederlage, unerbittlicher Vergeltung schlägt! Dort droben die Familie, die ganze Gemeinde! Wo sind jetzt alle die einzelnen Glieder? Wo sind die alten, schwachen Eltern? Wer hat sie geborgen? Und die irdische Habe? Der Ort, wo wir bisher das Haupt hinlegten, was wird aus ihm werden? Aber, Gott sei Dank, es gibt auch in solchen Augenblicken des Lebens eine Gnade, die mit uns geht in die Tiefe! einen Muth des Glaubens, der nicht wankt, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Sela!

Fortsetzung.

Im Keller.

Gott sei Dank für diese Zufluchtsstätte. Der Keller ist groß und die Gewölbe von massiven Steinen. Gegen Wörth und Elsaßhausen hinab sind wir geschützt; die hohe Terrasse vom Schloß wird keine Granate durchbrechen. — Wie gut, daß sie ein Licht mitgenommen haben; man sieht doch einander in dieser unterirdischen Höhle! Da sind unsere Leute: Die Gräfin mit ihren zwei Söhnen steht auf der untern Treppe; die Pfarrfrau sitzt am Boden auf einer Matratze bei den vier Kleinen; die schlafen so süß, so selig mitten im Sturme!

Mein Bruder und Steigjakob, der Kutscher, und Schallertoni, der Unterknecht, campiren zwischen den Fässern; Heinrich, der Gärtner, hockt in einer tiefen Steinnische; und der Schafhirte, der unglückselige Mensch — er hat die ganze Heerde in den Schloßpark gebracht — taumelt wie ein Betrunkener, wie

ein Schatten an den Wänden hin und her, von einer Stelle zur andern. Da sind auch die übrigen Dienstboten. Frau Sophie, Frau Annette, Jungfer Lene, Jungfer Käthel kauern zusammen ganz hinten in der dunkelsten Ecke. Da sind wir, ein zusammengescheuchtes, bebendes Häuflein in der Tiefe. Wenn nur die Eltern auch da wären! Gott erbarme sich ihrer und aller, die mit uns in der Trübsalshitze liegen ..... Horch, wie's schmettert! immer greulicher, furchtbarer, an allen Orten und Enden! Gegen Langensulzbach, hat's auch wieder angefangen. Die Bayern sind also nicht zurückgeschlagen — oder sollte ihnen de Failly in den Rücken gefallen sein? Ihr lieben Kinder! Was soll aus uns werden? Soll denn kein Stein auf dem andern bleiben? Lasset uns beten! .... Wer kann beten? Ach das Herz ist erstarrt vor Weh und Grausen; die Zunge klebt am Gaumen vor Angst und Schrecken. Allen brechen die Kniee, wir schreien zusammen, weinend, händeringend zum lebendigen Gott!

Unsere Bußpsalmen verstummen wieder, der Kanonendonner würgt einem den Hals zu; aber das Jammern und Stöhnen will kein Ende nehmen. „Seid doch stille, ihr Weiber da drüben, und heulet nicht so erschrecklich! Unser Schicksal steht ja in Gottes Hand! Wir sind ja geborgen vor augenblicklicher Todesgefahr ... Seid stille! Das Gewimmer und Gewinsel kann kein Mensch mehr aushalten!" — Ja stille!! Bei jedem Aufkrachen der Geschütze schreien sie lauter ... und rechten und fechten und zanken: „Jetzt hat's da, jetzt hat's dort eingeschlagen" ... Und der Heinrich, bei jedem Kanonenschuß stöhnt er: „O Heiland! o Heiland! o mein Nachttischchen, ich hab' all mein Geld d'rin ... Mein Bett, mein Nachttischchen ... Helfet mir mein Bett, mein Nachttischchen holen!" „Seid stille, sag' ich, um Gotteswillen stille — oder wir werfen euch Alle, sammt und sonders, zum Keller hinaus! — Das wirkt; sie werden ruhig; man kann sein eigen Wort

wieder hören. — Ach! wie gut, wie heimelich ist diese kalte Höhle; jetzt, jetzt, während dort oben Feuer und Schwert den gräßlichen Vernichtungskampf kämpfen. Wie schlafen immer noch die Kinder so friedlich! Wie sind alle Herzen unter den Donnerschlägen des Gerichtes so mürbe, so demüthig geworden! Wie lernt man in solchen Schreckensmomenten beten, lieben und vergeben! Aber hört ihr's, wie's donnert? Wie die Kanonen dröhnen! Wie die Mitrailleusen knattern! O Herr, hilf uns, wir verderben!

Es hat in's Schloß eingeschlagen, Spiegel, Leuchter, Gemälde, Möbel sind auseinandergefahren. — Wer will da hinauf? — Geschwind herunter, 's ist nicht mehr möglich — Laßt in Gottes Namen fallen, was fällt, brechen, was bricht! Es darf Niemand mehr den Keller hinauf ... Ach! es brennt vielleicht über unsern Häuptern und wir wissen's nicht ... „Wenn's aber brennt, wenn die ungeheure Steinmasse über uns zusammenbricht, dann werden wir ja lebendig begraben unter den Trümmern" .... Der Gedanken peinigt das Herz mit Höllenangst ... Ich schleiche die Kellertreppe hinauf: Das Geschoß hat nicht gezündet; auch das Pfarrhaus steht noch unversehrt dort drüben. Aber im Oberdorf, gegen Langensulzbach ... in der Schindergasse steht eine ganze Reihe von Gebäuden in Flammen! — Es ist drei Uhr. Der Entscheidungskampf rückt näher; es müssen Kanonen im Garten, oder doch in nächster Umgebung stehen. Die Mitrailleusen klirren in unaufhörlichem, haarsträubendem Knallen — unter jedem Schuß erzittert das ganze Gebäude. Wir sind jetzt in unaussprechlicher Trübsal; Todesangst peinigt alle Herzen zum Verzweifeln. Kinder, der jüngste Tag kommt! Wir müssen unsern Geist befehlen in die Hände unsers himmlischen Vaters. Jetzt erwachen auch die Kleinen und winseln und schreien: — sie wollen hinaus, heim, heim! Ach Gott, ist's denn wirklich am Letzten? Wenn der Feind kommt und wird unser gewahr

und ist nicht menschlich, barmherzig, so müssen wir alle des Todes sterben .... Wer kommt da die Treppe herunter? Zwei bewaffnete Männer, keuchend, schäumend, todesmüde, der eine bluttriefend, beide fliehende Franzosen .. „Wie geht's? wie geht's?" „Ha! Ha! Wie geht's? — Nicht gut — sie sind zu stark" ... sie sinken zu Boden, kauern sich unter die Fässer, und wir lassen es geschehen ... wir ahnen nicht, welches Unheil ihre Gegenwart über uns bringen werde. Es hält auch Niemand mehr mit klarem Bewußtsein am Leben; Stricke des Todes umfangen uns, Angst der Hölle hat unsere Seele umnachtet .... Was ist's schon wieder da droben? Feste Fußtritte, lautes Rufen ... „Mama! Mama!" Wir hören es alle; es tönt wie eine liebe Stimme: „Mama! Mama!" — Die Gräfin rafft sich auf und will die Treppe hinauf eilen .... es donnert, schmettert zum Vergehen ... Wir halten die muthige Seele mit Gewalt zurück ... Die Tritte verhallen, die Stimme ertönt nicht mehr ... Es war das Lebewohl eines Helden, des Sohnes des Hauses! Er hat hier auf diesen Gefilden gestritten, den Leichnam seines erschossenen Obersten mit kühner Todesverachtung aus dem Getümmel getragen und seiner Mutter Angesicht auf der Flucht noch einmal sehen wollen! Er hat seines Herzens Sehnsucht nicht mehr stillen dürfen ... mit dem Ehrenkreuz geschmückt, hat er sein Ulanenregiment noch durch die Vogesen geführt, ist bei Sedan nochmals auf dem Plan gewesen ... aber seiner Lieben Angesicht hat er nicht wieder gesehen. Er ruht in französischer Erde.

Die Befreiung.

Jetzt wird's stiller . . . Der Kanonendonner entfernt sich nach Westen. Wir athmen auf in der dunkeln, feuchten Tiefe. Noch ein Schuß, noch eine Mitrailleuse, noch vereinzeltes Gewehrknattern . . . es wird ruhiger. Plötzlich hören wir starke Männerstimmen, mächtige Kolbenstöße auf die Platten der Hausflur . . . . „Hurrah! Sieg! heraus! heraus! die Deutschen sind da!" O jetzt schlägt die schwerste Stunde meines Lebens! Wer soll zuerst hinaufgehen? Ich muß gehen . . . Ich gehe, in Gottes Namen, und soll's mein armes Leben kosten. Laß fahren dahin . . . Ich nehme mein kleinstes Kind auf den Arm (fürwahr ein guter Schutzengel!) und schreite rasch die Treppe aufwärts; die Gräfin von Dürckheim unmittelbar hinter mir. Die andern kommen nach. Ich trete vor, leichenblaß, aber doch getrost, und vor mir steht ein junger deutscher Offizier, umgeben von andern deutschen Kriegern. Er ist in einem schreckenerregenden Zustande, schäumend, wüthend; die Kleider vom Leibe gerissen . . . . Er hält mir den Revolver vor die Brust und herrscht mich an: „Aus diesem Hause ist geschossen worden!" — Ich hatte ein gut Gewissen auch für die Andern und antwortete ruhig: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, aus diesem Hause ist nicht geschossen worden." — „Wer sind Sie?" — „Ich bin der Pfarrer dieser Gemeinde, und diese Dame ist die Gemahlin des Grafen von Dürckheim. Die Andern sind Glieder unserer Familien." — „Ist der Graf da?" — „Nein". — „Sie sagen, Sie seien der Pfarrer der Gemeinde; ist möglich; aber ich muß Sie vorläufig verhaften; . . . dann werden wir weiter sehen." — „Nun, Frau Gräfin, wandte er sich zu dieser mit

verbissenem Zorn, Sie sehen, wie es mir im Kampfe ergangen ist; geben Sie mir mal schnell einige Flaschen Wein und ein Paar „stramme" Hosen! Sie werden ja doch wohl von Ihrem Herrn Gemahl oder von Ihren Herren Söhnen so ein Paar dunkle „stramme" Hosen haben ... Wein her für meine Mannschaften!" Ich stand da gefangen und schwieg. — Plötzlich schreit er mit Donnerstimme: „Sind Franzosen hier?" — Ich fühle es heute noch ... In diesem Augenblick heben sich die Haare auf meinem Kopfe; ich möchte vor Schrecken zusammenbrechen .... Was soll ich sagen? Es liegen ja zwei bewaffnete Franzosen im Keller! — Sag ich's ihm? Dann werden wir alle niedergemacht; sag ich's nicht, so muß ich lügen .... Gott erbarmte sich meiner in diesem Augenblick ... Ich bleibe ruhig, schaue ihm fest in's Auge und sage: „Mein Herr, wenn Franzosen hier sind, so kann ich nichts dafür!" — Er nimmt die Antwort hin, sucht nicht weiter, trinkt wacker d'rauf los, wird etwas ruhiger und — was ich jeden Augenblick auf's Neue fürchte —, steigt nicht hinab in den Keller, wo die armen Franzosen bleiben, bis sie den andern Morgen als Krankenpfleger, mit dem rothen Kreuz versehen, wieder zum Vorschein kommen. — Wir sind noch immer Gefangene, aber wir sehen doch bald, daß unser Gebieter kein Unmensch ist. Nachdem er sich mit seiner Mannschaft gehörig erquickt und die „strammen" Hosen in Empfang genommen hat, macht er das Thor auf, läßt mich fortgehen mit meiner Familie und unter Dank und Freude schreiten wir hinaus in's Freie. O Luft, und Licht und Leben! mir kommt es vor wie ein seliges Entrinnen aus fünfstündiger Hölle. Und die Andern sind den ganzen Tag darin gelegen! Aber im Schloßhof, dieses Getöse! Nichts als Himmel und Soldaten! Und mitten drin der große, prächtige Generalstab! Man kann sich denken, was wir alle für Gesichter machten ... Ein ergrauter, stattlicher Krieger (General Hartmann), der

unsere Angst wohl bemerkt hat, spricht mit lauter Stimme, aber doch in sanftem Tone: Gehen Sie nur ruhig nach Hause! Wir thun Ihnen nichts zu Leid; wir führen nicht Krieg gegen die Völker, sondern nur gegen den bewaffneten Kaiser. Wir machen uns unter wehmüthigem Herzklopfen von dannen. 'S ist ½6 Uhr, als wir zum Schloßhof hinaustreten. Ach wie ganz anders sieht es jetzt hier oben aus! Wie ist das freundliche Dörflein eine Stätte des Jammers und der Verwüstung geworden! Da liegen zwei Häuser in Trümmern; weiter unten brennt eine ganze Reihe von Scheunen! Alle Dächer sind zerschlagen; alle Läden und Fenster zerschossen; überall zertrümmerte Wagen, todte Pferde, blutige Leichen. Man sieht, der Kampf hat bis in's Dorf hereingewüthet; und droben am Himmel steht die Sonne so bleich, so grinsend, so schrecklich, wie wir sie noch nie gesehen! Wenn wir nur durchs Getümmel könnten! Diese Truppenmassen! wir kommen nicht durch .... Da stehen wir mit unsern Kindern wie ein Häuflein heimatloser Exulanten, und die stürmen vorüber und schreien Hurrah! Victoria! daß die Erde bebt ... Da kommt der Schullehrer, athemlos, außer sich vor Schrecken: „Herr Pfarrer, die Kirche brennt!" Wahrhaftig, der Kirchthurm steht in Flammen! Allmächtiger Gott, ist's denn möglich? Die Kirche brennt, und ist oben und unten voll von Verwundeten! Sie brennt ganz oben in der Spitze! O helfet unsere Kirche löschen! mit einigen Eimern Wasser können wir sie retten! — Ein General spricht kurz und milde: „Das ist nicht möglich ... Wir müssen dem Feinde nach ... lasset sie in Gottes Namen brennen, wir bauen sie wieder auf!" — Was anfangen? Wir können der Feuersbrunst nicht wehren; wir haben kein Wasser und keine Hilfe. Wir müssen das Gotteshaus der Verwüstung preisgeben; herzzereißend lodert die feurige Siegesfahne gen Himmel. O Herr, wie furchtbar sind deine Gerichte über uns und unser Heimatland!

Endlich gelangen wir, an allen Gliedern bebend, wieder an's Pfarrhaus. Ich zähle die Häupter meiner Lieben und sieh, es fehlt kein theures Haupt.

Aber ich muß sogleich noch einmal auf jenen deutschen Offizier zurückkommen, welcher mich, mit gespannter Pistole in der Hand, in der Schloßflur verhaftet hat. In der That, ein wüthendes Männlein, aber doch eine feine Erscheinung. Den andern Morgen geht er in's Schloß, frägt nach der Frau Gräfin, stellt sich vor, entschuldigt sich in den höflichsten Ausdrücken wegen seines gestrigen kriegerischen Auftretens, dankt nochmals verbindlichst für die schönen strammen Hosen und verschwindet. Auch zu mir kommt er und spricht: „Herr Pfarrer, ich habe Sie gestern etwas unsanft angefaßt; gestern war ich kampfberauschter Soldat, heute bin ich wieder ein Mensch; bitte, nehmen Sie mir das Geschehene nicht übel" und reicht mir die Hand zum Abschied. Und was im Leben nicht alles vorkommen kann! Im 72er Jahre bin ich einmal in Weissenburg am Bahnhof; muß lange warten; geh auf und ab in der Vorhalle. Da spaziert ein kleines, strammes Männchen, das eiserne Kreuz auf der Brust; spaziert hin und her.... wir begegnen uns wohl 10—20 mal — schauen einander in's Angesicht — bekannte Züge..... Ich denke: Der ists — Er glaubt; ich bin's. Und doch will keiner den Anfang machen..... Endlich gehen wir auf einander zu: „Sind Sie nicht der Offizier, der mich anno 1870 — gefangen genommen?" — „Und sind Sie nicht der Pfarrer von Fröschweiler? Ich bin's — Ich bin's. — Man denke sich die Ueberraschung, und wie kurzweilig die Wartezeit abgelaufen ist.

Wie es den übrigen Einwohnern ergangen.

Der Augustin-Toni.

Wo waren denn aber während der Schlacht die Eltern geblieben, und wie ist es in diesen Schreckensstunden allen übrigen Gemeindegliedern ergangen? Auf diese Frage muß nun der Chronikschreiber zunächst Antwort geben. — Die Eltern wohnten ziemlich weit im Unterdorfe, gegen Wörth hinab, und hatten im Anfang des Kampfes, während die Vorpostengefechte an der Sauer und bei Langensulzbach geliefert wurden, einige Zeit in ängstlicher Unruhe und bangen Sorgen zugebracht. Sie waren jedoch in ihrer Wohnung geblieben und harrten, wie alle andern, zwischen Furcht und Hoffnung einem baldigen günstigen Ausgang entgegen. Als aber der Eiser-Tibold kam und verkündigte: „Ich bin auf dem Heustall gewesen; die Bayern stehen massenhaft bei Mattstall und eine ungeheure Hinterhut ist bei Lembach", da wollte sie's auch nicht mehr in der Stube leiden und sie fiengen an, eine bergende Zufluchtsstätte zu suchen. Leider war ich damals in der Kirche mit dem Bänkehinausschaffen und Strohhereintragen beschäftigt, oder war ich gerade mit General Ducrot auf den Kirchthurm gestiegen? Ich konnte mich ihrer nicht mehr annehmen. Mein Gang auf's „Lug in's Land" hat mir aber den ganzen Tag Seufzer und Thränen genug ausgepreßt. — Mein Vater (Gott hab ihn selig! er ist jetzt auch heim gegangen) wagte sich noch einmal bis unten an's Dorf, gegen den Kirchhof, mußte aber schnell wieder zurück. Die Schlacht hatte im Centrum mit großer Heftigkeit begonnen, und wenn ihm Gott nicht gnädig gewesen wäre, so wäre er auch nicht mehr heim gekommen; denn eine Granate

ist ihm am Kopfe vorübergefahren. Nun rafften sie sich aber zusammen und flüchteten sich in des Nachbars Hochdörffer's Keller. Dort waren sie mit mehreren Familien verborgen, lagen unter dem Donnern und Krachen in denselben Aengsten und Schrecknissen, wie wir im Schloßkeller. Der alte Hochdörffer stand in einer Ecke, brummelte, murrte und stöhnte bei jedem Kanonenschuß: „Sie machen alles hin .... es geht alles zu Grunde!" — Sein altes Weib (sie hat jetzt auch ausgelitten) zankte allemal ob seines verdrossenen Unglaubens und sagte: „Mach doch nicht so wüst!" Und die Hochdörffer Bäbi klammerte sich an ihren Mann, einen alten Soldaten, wimmerte und brüllte in allen Tönen: „Jörri, bet! Jörri, bet! Jörri, ich sag dir, bet!" — „Jo du Narr ..." „Jörri, willst jetzt beten oder nicht?" — „Laß mich gehen, du bist ein Narr!" So gieng's stundenlang. Als aber der Kanonendonner immer fürchterlicher wurde, und das Blitzen und Krachen und Brennen kein Ende nehmen wollte, — da wurden auch diese Herzen weicher, und meine alte Mutter (auf Wiedersehen!) mußte das Priesteramt übernehmen und den Leuten Trost und Ergebung und Hoffnung auf Gottes Gnade vorbeten — bis auch der gräßliche Bajonnettenkampf im Unterdorf ausgekämpft war und die französischen Soldaten ein allgemeines Sauve qui peut, Pardon, Pardon in den Gassen, Höfen und Ställen erhoben und die deutschen Sieger unter dröhnendem Hurrahrufen das Dorf eingenommen hatten. Dann kamen auch sie wieder an's Tageslicht und theilten unser gemeinsames Schicksal.

Aehnlich war's allen andern Einwohnern ergangen. Ueberall die merkwürdigsten Scenen; besonders früh morgens, beim ersten Aufbrummen der Geschütze. Die Leute wußten in der Bestürzung und Verwirrung nicht, was thun, wohin gehen, und da kamen denn manche auf die curiosesten Einfälle: die ihrer Entbindung nahe Frau des Steinhauers

Fricker Philipp wollte absolut in ein großes Faß hineinkriechen, ihr Mann sollte es zumachen, und sie wollte drin bleiben, bis die Preußen wieder fort wären. Der Richert Fritz droben, ein baumstarker Mühlknecht, hatte in der Verzweiflung eine Kiste aufgerissen, sich hineingestürzt und schrie aus Leibeskräften seiner Frau entgegen: „Deck' mich zu! deck mich zu!" Die arme Frau konnte das nicht begreifen, und schrie noch viel stärker: „Und ich? und ich?" — Der Krempenschreiner hatte einen heldenmäßigen Entschluß gefaßt: er kroch hinauf in den Kamin und hieng dort wie Abraham Nothnagel den ganzen Tag zwischen Himmel und Erde! Solche und ähnliche Auftritte sind fast in allen Häusern vorgefallen. — Dann aber, wie einmal der Kampf auf allen Flanken losgebrochen und nirgends mehr des Bleibens war, hatten sich die Leute, vom Schrecken gejagt und Hilfe suchend, gassenweise, familienweise zusammengeflüchtet. In Bäckerjörri's, in Süßegottfried's Keller waren ganze Haufen. In Meyerhenner's Keller waren 62 Menschen. Sie mußten aufrecht stehen, Kopf an Kopf, so dicht neben einander, daß mancher ohnmächtig wurde, und sie beinahe erstickt wären. Die Kinder saßen auf den Fässern; der gliederkranke Lenzejockel (tröst ihn Gott) kauerte wie ein schwärenbedeckter Lazarus auf einem Bett am Boden. Wie's da überall zugegangen, wie das arme Volk diesen langen Tag in Angst und Schrecken — in Heulen und Wehklagen, in Beten und Hoffen — und wieder Zagen und Verzagen, und wieder Hoffen — zugebracht hat, läßt sich denken. — Plötzlich, um 3 Uhr, kam ein bewaffneter Zuave, der Augustintoni aus Fröschweiler, und suchte Rettung in Meyerhenner's Keller. Da erhob sich ein Schrei des Entsetzens! „Toni, Toni! du machst uns alle unglücklich! Toni! geh um Gotteswillen fort, geh wieder hinaus in die Schlacht!" und stießen ihn mit Gewalt hinaus. Der Toni aber kannte alle Gänge und Schlupfwinkel, wollte auch heute keine Preußen

mehr todtschießen — stieg in demselben Hause in einen andern kleinern Keller und streckte sich mit seinem Chassepot hinter ein großes Faß der Länge nach an den Boden. Dort lag er noch, als die Preußen und Bayern den Keller erstürmten und der Wein in Strömen floß. Ein einziger Ruck an der Tonne, und er wäre des Todes gewesen. Es gehört wirklich ein Heldenmuth — oder auch eine wahre Höllenangst — dazu, eine solche Position stundenlang auszuhalten. Sie fanden ihn nicht! — Er blieb liegen bis Mitternacht. Das ganze Haus war voll Bayern; nur eine Stube war noch frei, und da waren wieder an die 40 Menschen beisammen. Gegen 12 Uhr (niemand dachte mehr an ihn) erschien unser Toni wieder mit Zuavenkleid und Chassepotgewehr. Die Weiber fielen über ihn her, rissen ihm alle Kleider vom Leibe, schnitten ihm das Zuavenbärtchen herunter, warfen ihm eine Bauernjacke auf den Rücken, er schlüpfte in andere Hosen, und der Toni war ein ganz gewöhnlicher und — geretteter Mensch. Kein deutscher Soldat hat sich um ihn gekümmert, kein Einheimischer hat ihn verrathen, und so ist er unangefochten dageblieben, und des Pumpernickelessens in der Gefangenschaft ledig gegangen.

Flucht und Wiederkehr.

Der Tröster von Elsaßhausen.

So ist's unsern Einwohnern im Dorfe ergangen. Sie glaubten alle, wie wir auch, der jüngste Tag würde anbrechen und fürchteten in unbeschreiblicher Todesangst, der Feind würde weder Weib noch Kind verschonen, sondern alles mit Stumpf und Stiel ausrotten. Als aber endlich die Hurrahrufe in allen Gassen und Ge-

höften ertönten und die Kolbenstöße an allen Thüren rappelten und die deutschen Stimmen in alle Häuser und Keller hineinschallten: „Heraus! heraus! die Deutschen sind da!" und die erschrockenen Bäuerlein fußfällig ihr Jammergestöhn erhoben: „O ihr lieben Herren, lasset uns doch am Leben! Habt Erbarmen mit unsern armen Kindern! Wir sind ja auch Deutsche, wir sind ja auch gute Christen!" .... da sagten allemal und überall die Soldaten, wie zu uns der greise Feldherr: „Wir thun euch nichts zu leid; wir sind auch Menschen; seid nur ruhig und fürchtet euch nicht .... es thut uns leid genug, daß wir brennen und zerstören müssen!" Und jeder dankte Gott, daß er nach unsäglichen Schrecken wieder heim durfte mit den Seinen. Wenn nur alle dageblieben wären und ihre Zuflucht in den Kellern gesucht hätten! Aber wie wir früher schon berichtet haben, die Angst vor einem grausamen Feinde hatte sie fortgetrieben. Man sollte es nicht für möglich halten, welch fürchterliche Gewalt die grundlosesten Gerüchte auf die Gemüther ausüben. So waren schon am Donnerstag und besonders am Freitag fast alle Einwohner von Elsaßhausen herüber nach Fröschweiler geflüchtet. Nur die Alten — ob sie zäher oder loser am Leben hiengen? — waren zurückgeblieben. Dort waren allerdings die Befürchtungen gegründet; denn man hatte ihnen angezeigt, es würde kein Stein auf dem andern bleiben. Aber auch in Fröschweiler liefen fast alle jungen Leute, viele bejahrte, starke Männer und auch eine große Anzahl von Weibern und Kindern fort zum Dorf hinaus — kein Mensch konnte sie zurückhalten — dem großen Wald zu; versteckten sich dort im Gebüsch, hinter Bäumen, Bagagewagen; sahen theilweise das furchtbare Schlachtgetümmel; sahen die Flammen in Elsaßhausen und Fröschweiler gen Himmel lodern, konnten nicht mehr zurück, konnten, wollten nicht vorwärts, — bis der mörderische Kampf zu Ende war; bis die allge-

meine wilde Flucht sie erraffte und mit sich fortriß, Kopf unter, Kopf über, den Wald hinab, nach Reichshofen, Gundershofen, Oberbronn, ja bis nach Mühlhausen und Ingweiler hinauf! Du guter Gott! Was müssen diese Leute ausgestanden haben! Daheim einen Theil ihrer Familie, daheim vielleicht ein brennendes Vaterhaus und hinter sich her das Klirren und Tosen, da Sauve qui peut eines geschlagenen Heeres und die entsetzlichen racheschnaubenden Feinde! Sie erzählens oft heute noch, wie sie in einem Athem stundenweit fortgerannt sind, als hätte die Hölle sich hinter ihnen aufgethan, wie sie in Mühlhausen, Ingweiler ꝛc. in Heuschobern verborgen gelegen und vor Hunger und Durst schier verschmachtet sind; wie bei jedem Laut, bei jedem Schrei auf den Gassen die Preußenangst auf's neue ihre Seelen gefoltert; wie sie sich durchgebettelt haben von Dorf zu Dorf, bis sie unversehrt und wohlbehalten durch die nachrückenden Feindesreihen wieder in ihre Heimat gelangt sind.

O Zuchtruthe Gottes, wie kannst du die Menschen bis auf die Knochen zerschlagen! — Und wenn sie das alles so erzählen während der stillen Winterszeit, in der traulichen Spinnstube, und die Jungen, welche seitdem herangewachsen sind, hängen mit Verwunderung an den Lippen der Alten und so manches rosenbackige Gretchen freut sich drinnen im Herzen, daß der Tibold damals doch auch davongekommen ist — da gibts allemal wieder Thränen . . . . und wenn dann und wann ein Spaßvogel sich lustig machen will, wie der und jener damals Versengeld gegeben — oder gar ein verkappter Bösewicht auf's neue Krieg und Blutvergießen herbeiwünschen möchte, da heißts immer wieder: „o Kinder, Kinder, ihr wisset nicht, was das für Zeiten gewesen sind.“

Noch ein Wort über die Flucht des jungen Tröster aus Elsaßhausen. Das Dörflein stand schon längst in Flammen, die Scheune seines Hauses war bereits niedergebrannt. Es

regnete Granaten und Kugeln von allen Seiten. Der Feind war in wüthendem Anprall heraufgestürmt . . . Tröster kann nicht mehr bleiben; jeder Augenblick droht ihm Tod und Verderben; was thun? Er nimmt seinen alten Vater auf den Rücken — seine zwei Kinder unter die Arme und läuft mit dieser theuern Last vom Hause fort, mitten im Getümmel, mitten im fürchterlichsten Kugelregen, — fort durch die Gärten — das Feld herauf, wo die Cuirassiere sich sammeln zum schauerlichen Todesritt — bis auf die Anhöhe. Dort kann er den Vater nicht mehr schleppen, er sinkt zu Boden, und der Vater spricht: „Laß mich liegen und rette dein junges Leben — fliehe, fliehe mit den Kindern — ich komme nach, oder ich sehe dich nicht wieder." Der Sohn entflieht mit den Kindern — hinter ihm sterben die Cuirassiere den Heldentod. — Der Alte kommt nach, am Großenwald treffen sie sich wieder — die allgemeine Flucht reißt auch sie mit fort. Tröster schleppt ein Kind unterm Arm, der lange Peter schleppt das andere, nach Reichshofen, ins Land hinein, — und alle wurden gerettet.

Und das kleine Büblein von Elsaßhausen — Richertfritzens Kleinster? Wie haben den die Engel auf den Händen getragen! Der ist um dieselbe Zeit fort, durch die Gärten, Felder, — mitten im heißesten Kampfe — und ist glücklich entronnen. Einige Tage später fragte ein deutscher Offizier in Oberbronn; ob doch das Büblein von Elsaßhausen noch lebe, welches so kühn durchs Schlachtgetümmel gerannt sei!

Solche und ähnliche Todesgefahren und wunderbare Errettungen wären noch gar viele zu verzeichnen; aber auch bejammernswerthe Unglücksfälle und düstere Mordgeschichten, welche der Erzähler, ohne den geschichtlichen Faden viel abzubrechen, hier einschalten muß.

Die einheimischen Opfer.

Acht Stunden lang hatte der Kanonendonner Elsaßhausen in allen Grundfesten erschüttert; mehrere Häuser und Scheunen lagen in Trümmern, oder flammten und rauchten gen Himmel, als endlich nach wiederholtem, furchtbarem Ansturm das Dörflein erobert wurde. Aber der blutige Todtentanz war nicht zu Ende. Waffengeklirr und Feuersalven tobten immer noch auf der Straße an allen Enden; da brach im Keller eine zwanzigjährige, kräftige Jungfrau zusammen, und ihr Geistesauge trübte sich zu nimmer weichendem Dunkel! Irr- und tiefsinnig trat sie aus der dunkeln Tiefe, und seitdem leuchtet kein Licht- und Freudenstrahl mehr hinein in ihrer Seele trostlose Nacht! — O kommt und seht die ehemals so begabte, blühende Elisabeth, wie sie jetzt so unstät, so menschenscheu — eine grauenvolle Ruine — ihr bejammernswerthes Dasein dahin schleppt! Das hat der Krieg gethan.

Gehen wir einige Schritte weiter in Trösters Haus. Wer fliehen konnte, war längst entflohen. Aber auch diese letzte Hoffnung ist nicht allen vergönnt. Der taube, blödsinnige Oheim Trösters vermochte sein Heil nicht in der Ferne zu suchen und hatte sich, von Schrecken und Fieberwahnwitz getrieben, in einem Sack ins Bett verkrochen. Da drangen kampfeswüthend die deutschen Soldaten herein, sahen im Bett, in seltsamer Verhüllung, die unheimliche Gestalt; riefen mit Donnerstimme: „Wer ist da?" — und bekamen keine Antwort; er hörte ja nicht, sondern glotzte und heulte immer nur wie ein Besessener zum Sack heraus. Da glaubten sie wahrscheinlich, er müsse ein Spion oder ein französischer Krieger

sein und schossen den Unglückseligen todt! — Ach daß Gott erbarm! Als nach zwei Tagen Tröster mit seinen Flüchtlingen wieder heim kam, starrte ihnen die butige Leiche aus dem Bett entgegen.

In Fröschweiler war die alte Zaißnerin mit vielen andern in Bäckerjörri's Keller geflohen. Das Dorf war bereits mit Sturm genommen, und die deutschen Truppen strömten unter mächtigem Siegesgeschrei durch die Straßen. Da prallten noch einmal die Schüsse an jene Kellerthür, und die Bäcker-Rosine hatte eine verstümmelte Hand, und die alte fünfundsiebenzigjährige Frau war eine Leiche. Und wo ist sie hingekommen? Kein Mensch hat erfahren, wo sie begraben liegt. Die Soldaten haben sie mit erschlagenen Waffenbrüdern Sonntags in der Frühe auf dem Felde verschaart . . . So wurde auch der alte Eiser Henner durch eine Kugel am Arm verwundet und blieb bis an sein Ende ein verkrüppelter Mann. Der Wodli Jakob war in der Angst unter einen Schrank gekrochen, wurde aber von den siegestrunkenen Soldaten aus seinem Versteck hervorgeschleift und so jämmerlich traktirt, daß er seitdem oft in Zustände verfällt, die an Verrücktheit grenzen und von Geldsummen phantasirt, die er gefunden haben will, aber niemals gesehen, geschweige besessen hat. In Wörth wollte ein 24jähriger Jüngling zum Speicher hinaus der Schlacht zusehen, eine Kugel durchbohrte ihm die Brust — er siechte noch sechs Monate und starb an der Schwindsucht. Eine Frau war ans Fenster getreten und stürzte tödtlich getroffen zu Boden. Drei Männer wurden durch Kugeln verwundet, gelangten aber wieder zur Genesung. — In Spachbach war ein junger Mann, Vater von mehreren unmündigen Kindern, mit andern Leuten aus dem Keller getreten und wollte eben nach Hause eilen, um Brod für die Verwundeten zu holen; da wurde er unter der Anklage, er hätte geschossen, was erwiesenermaßen nicht der Fall war, auf der

Stelle unerbittlich erschossen. Die Steine am Wege hätten sich erbarmen mögen! — Sein armes, krüppelhaftes Weib hat sich schier zu Tod gewinselt.

Ein anderer, ebenfalls junger Mann sollte sofort niedergemacht werden, wurde jedoch begnadigt. Der Schrecken aber hatte ihn zerschmettert, — er starb plötzlich und hinterließ eine schwer gedrückte Familie.

In Langensulzbach sollte ein ganzer Trupp von Menschen standrechtlich erschossen werden, weil sie angeblich sich am Kampfe betheiligt hätten; sie wurden aber durch die energische und selbstvergessende Dazwischenkunft des dortigen Pfarrers gerettet, Aber in Gunstett!! O Gunstett bleibt ein dunkler Punkt in der Geschichte jenes verhängnißvollen Tages! Haben die dortigen Einwohner wirklich auf deutsche Soldaten geschossen? Kein Mensch hat es ergründen können bis auf den heutigen Tag. Der Erzähler hat alles versucht, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, unmöglich! Die Offiziere und Soldaten haben steif und fest behauptet, die Gunstetter haben aus den Häusern und Kellern geschossen — und die Gunstetter leugnen, schwören, sie seien unschuldig gewesen. Wer wird, wer kann den Schleier dieses Geheimnisses lüften? Gott weiß es! — In einer so düstern, haß- und racheburchglühten Zeit ist ja vieles, alles möglich. Es wird uns später auf diesem Gebiet nochmals eine gräßliche Mordgeschichte vor die Seele treten; ob sie aber mehr Licht in dieses Dunkel werfen wird, steht zu bezweifeln. Nein, in Gunstett ist es schauerlich zugegangen.

Ein Schwindsüchtiger ist im Bett erschossen worden. Etliche aber meinen, er sei nicht krank gewesen, sondern habe sich, nachdem die That an ihm vollbracht, in das Bett verkrochen. — Ein Gastwirth wurde mit seiner Frau an der Hausthür niedergemacht; seine zwei Kinder wurden schwer verwundet; eines derselben ist mit zerschmettertem Arm bis nach Hagenau ge-

laufen. — Was hatten diese Menschen verübt? Ist es wahr, daß sie geschossen? Daß sie den Soldaten Speis und Trank verweigert haben? Geh und frage die Gräber, sie werden schweigen, und bei den Lebenden ist keine Stimme noch Antwort. Räthselhaft bleibt vorderhand die Thatsache, daß die Deutschen hier, wo der Widerstand am hartnäckigsten war, wo der Sieg so ungeheure Opfer forderte, wo im Unterdorf so zu sagen jedes Haus einzeln erobert werden mußte, derartige Unthaten nicht verübt haben.

Die Plünderung.

Wir kehren nun wieder nach Fröschweiler zurück und erzählen weiter, wie es uns nach der Schlacht am Abend des 6. August ergangen ist. Es war halb sechs Uhr, als wir den Pfarrhof erreicht hatten. Du lieber Gott! was war alles zwischen unserm Weggehen und Wiederkommen vorgefallen! Frankreich auf's Haupt geschlagen . . . unsere Heimath ein Schauplatz der Verwüstung . . wir mußten alle bitterlich weinen. . . . Die Hausthür war aufgesprengt, doch merkten wir keine Spur von Verheerung. Wir durchsuchten die Räume: überall alles in Ordnung; — auch die dunkle feuchte Küchenkammer: hier regte sich etwas in der Finsterniß. Qui vive? Wer ist da? Ein langes dumpfes Stöhnen war die Antwort. Man kann sich denken, wie uns zu Muthe war. Wir machten die Läden nnd Fenster auf; sechs Turkos lagen zusammengekauert auf einer Bütte voll nasser Wäsche. Ihr Anblick war herzzerreißend. Sie waren alle schwer verwundet; dem einen war die Kugel durch die Brust gefahren; dem andern durch den Unterleib; dem dritten, einem großen Neger, waren beide Augen und der obere Theil

der Nase aus dem Kopfe geschossen. Ach wie kläglich, wie schmerzensreich lagen diese Schlachtopfer da in ihrem Blute! Wie krümmte sich ihr verstümmelter Leib unter furchtbaren Wehen! Wie zitterten und bebten sie an allen Gebeinen! Wie lechzte der große aufgesperrte Mund nach einem Trunk Wasser. „De l'eau! de l'eau!" Es gelang uns endlich, sie aus ihrem Versteck herauszubringen; einer stürzte unter der Thür zusammen, kroch auf allen Vieren durch den Hof und fiel durchs hintere Scheunenthor in den Garten, wo er, den Kopf und das Gesicht zur Erde gewendet, verblutete. Der lange Neger legte sich mitten in den Hof, in die Sonne, bedeckte sein Angesicht mit einem Tüchlein und phantasirte, bald singend, bald heulend, mit gen Himmel aufgehobenen Händen, bis er den Geist aufgab. Diese ganze Scene hatte einige Minuten gedauert .... auf der Straße war ein wüthendes Getöse ... wir ahnten aber nicht, was jetzt über uns kommen sollte. Was wissen doch die Menschen vom Krieg, so lange sie nur Kalenderhistorien gelesen, aber niemals einen Krieg erlebt haben!! Ich stand in der Hausthür. Plötzlich drangen die Soldaten haufenweise in den Hofraum. Sie waren außer sich vor Hitze, vor Durst und Erschöpfung. — „Sie haben doch Wein? Geben Sie uns einige Flaschen Wein!" — Ja, ja. Sie sollen Wein bekommen, — nur ruhig, ich will holen; ich stieg in den Keller — kein einziger folgte — und brachte sogleich mehrere Flaschen. Hier, meine Herren ... O weh! Hunderte von ausgestreckten Händen griffen durcheinander ... „Mir auch eine! mir auch! mir auch!" — Mir wurde angst und bange. — „Seien Sie doch ruhig ... Sie sollen alle haben ... ich hole wieder!" Damit eilte ich die Treppe hinunter. — Ja ruhig! ja warten! ein ganzer Schwarm stürzte mit herab in den Keller. Jetzt gieng's los ... Wie wilde Thiere fielen sie über die Kiste her, daraus ich die Flaschen langte. „Ha, da ist Wein! Ich hab' eine! Ich will auch eine! Donnerwetter, ich will auch Wein!" —

Ich konnte nichts mehr wehren; im Nu war keine einzige Flasche mehr vorhanden. Und immer zahlreicher, stürmischer brachen sie in den Keller herunter. „Wir müssen Wein haben! Da ist Wein! und da ist Wein!“ — und klopften an die Fässer. „Aufmachen! auf der Stelle, oder wir schießen in die Fässer!“ Ich konnte mich kaum noch meines Lebens erwehren, sie hätten mich erdrückt, unter den Füßen zerstampft! ... „Habt um Gotteswillen Geduld und laßt mich hinaus, ich will den Küfer holen.“ Endlich entkam ich ihren Händen ... Jetzt hatte der Greuel der Verwüstung freien Lauf. Jetzt erbrachen sie die Fässer, eins nach dem andern; der Wein floß in Strömen; keiner wollte weichen, alle wollten auf einmal trinken. „Ich auch! ich auch!“ und dabei schalten, rannten und stießen sie einander ... Krawall, Handgemenge ... Lachen, Fluchen ... ein entsetzlicher Spektakel. Ich stand im Hofe und sah zu. Was machen? Laß fahren dahin ..... Endlich kam der Küfer mit Hammer und Bohrer. Es war zu spät. Die entfesselte Kriegsfurie war nicht mehr zu bändigen. Sie machten fort, unwiderstehlich, unerbittlich. — Nicht das Geringste durfte übrig bleiben. Eingemachte Kirschen, Confekt, Himbeerensyrup, Gurken, Essig, Wein bis auf den letzten Tropfen, alles wurde mit fortgerissen! Und immer wieder flutheten neue Massen zum Hof herein. „Da ist Wein! Wir wollen auch Wein!“ — Wir haben keinen Wein mehr! „Ja, Sie haben noch Wein ... Man hat's uns gesagt ... Sie wollen ihn nicht herausgeben ... wir werden ihn schon kriegen“ ... schaarenweise drangen sie in den Keller, warfen die leeren Fässer hin und her, konnten aber nichts mehr finden und stürmten weiter. — Und doch war, ohne daß wir es nur wußten, noch ein kleines Fäßchen geblieben, aber auch dieses sollte noch genommen werden. Die allgemeine Verheerung war geschehen, da kam ein Württembergischer Lieutenant und sagte: „Sie haben noch ein Fäßchen Wein“ ... Ich

wollte protestiren ... „Ja, ja da unten, ganz in der Ecke, ist noch ein Fäßchen Wein — es ist mir leid ... ich muß es haben.“ Wir giengen mit ihm und fanden in der That weit vom Lager weggerollt, ein kleines Tönnchen. Es war der Freundestrunk, der einst auf der Wanderung von Paris mit ins Elsaß gegangen war. Er wiederholte: „Nehmen Sie mirs nicht übel, ich **muß** es haben“ in einem Tone, worin ein warmes Herz die Erbarmungslosigkeit des Krieges aussprach. — „In Gottes Namen.“ — Und er schleppte es fort. Zwei Monate später erhielten wir von Götzenbrück aus, bei Bitsch, einen freundlichen Brief, worin der edle Kriegsmann um Entschuldigung bittet. Er hätte es eben thun müssen. Dieses Schreiben hat uns sehr wohlgethan.

Vier Jahre später, am 6. August 1874, hatten wir an der Straße nach Elsaßhausen das Monument der gefallenen Württemberger eingeweiht. Es war ein schönes Fest.

Cap. v. Lynk und Major v. Malblanc hatten ergreifende Reden gehalten, wie denn die Schwaben, weiß Gott, wackere Leute sind. Nach der Feierlichkeit waren die Offiziere ein Weilchen in unserm Hause beisammen. Auf dem Trottoir aber, vor den Fenstern, spazierte einer auf und ab und wollte nicht hereinkommen. Ich gieng hinaus und bat ihn freundlich, er solle doch uns und den anderen Herrn zu lieb auch hereintreten. Er hatte allerlei Entschuldigungen. Endlich gieng er mit. Wir schauten einander näher ins Gesicht; die Brille war mir sogleich aufgefallen. Wie jenesmal in Weißenburg — es gieng nicht mehr länger ... „Kennen Sie mich noch?“ — „Ich habe Sie schon gesehen.“ — „Ich bin der Lieutenant (soll ich ihn nennen?), der Ihnen anno 1870 das letzte Fäßchen Wein genommen hat.“ — „Nun, deßwegen sollen Sie doch heute ein Gläschen mit uns trinken“ — und es war ein freudiges Wiedersehen.

Die verlorene und wiedergefundene Kuh.

So war denn der Keller rein ausgeplündert. Noch mehr als zehnmal wurden alle Fässer immer wieder durcheinandergeworfen. Es war nichts mehr vorhanden. — Und wie im Keller, so gieng's im ganzen Hause. Es war nicht möglich, der losgelassenen Kampfeswuth, dem Hunger und Durst der Soldaten zu widerstehen. In der Küche wurden alle Gefäße, Häfen, Kübel hervorgeholt, ausgeleert (einer hat sogar Petroleum getrunken!), zerschlagen oder fort ins Lager geschleppt. In den Stuben wurden alle Möbel aufgerissen, alles vorhandene unzählige Mal durcheinander geworfen; alle Winkel bis auf den Taubenschlag hinauf wurden durchsucht, ob etwa noch Nahrungsmittel aufzuspüren wären. Und wie wir auch den immer wieder Kommenden betheuerten: „wir haben nichts mehr!", sie glaubten es nicht; sie wurden böse und schalten und suchten und fluchten, und wir konnten doch keine Vorräthe mehr aus der Erde zaubern. Das waren schreckliche Momente. Und doch auch wieder Gnade und Bewahrung mitten in der Bedrängniß. In der Wohnstube hatte ich in einem Pult in prächtiger strategischer Ausführung die Festungspläne von Straßburg, Rastatt, Mainz, Coblenz ꝛc., die ich in den letzten Tagen genauer anschauen wollte. Man kommt ja in solchen Zeiten auf allerlei Gedanken, zumal in einem einsamen Dorfe, wo zum Kriegführen und Welttheilen nicht gerade besondere Anstalten getroffen sind. Mein Festungskartenstudium hätte mir aber saure Früchte tragen können, wenn so ein schäumender Eisenfresser, wie jenes Männchen mit den strammen Hosen, die Documente bei mir gefunden und mich sofort als Spion der

Vedette des deutschen Heeres überliefert hätte! Es scheint jedoch, der glückliche Finder hatte von Straßburg, Mainz und Coblenz nur sehr allgemeine Begriffe . . . kurz, die Sachen sind verschwunden, und ich bin darum in keiner Weise behelligt worden. Für meine Studierstube und meine Bücher war mir besonders bange. Unzählige Male wurde die Thüre aufgerissen: — das Zimmer niemals betreten. — In der obern Stube wollte ein Soldat den Spiegelschrank mit der Axt aufhauen... Meine Frau stellte sich davor und wehrte mit Geschrei und Thränen . . . Ein Anderer kam dazu und fragte den Wütherich, was er da mache? — „Geht dich nichts an! ich habe Hunger und Durst." — „Geht mich nichts an? Ein Soldat darf keine Rohheiten begehen!" — „Was hat mir ein Rekrut zu sagen?" — „Was Rekrut? Ich Rekrut? Du Rekrut! Ich diene meinem König schon 2 Jahre . . du Rekrut!" Griff den Widersacher; — allmächtiger Gott, sie gehen mit Bajonnetten auf einander los! . . . Wir wollten abwehren, wir schrieen — es half alles nichts; sie rollten schlagend, raufend die Stiege hinunter.

Im Hofe giengs denselben Gang der Verwüstung wie im Hause. Die Hühner wurden alle erwürgt; die Schweine todtgeschossen; Heu, Stroh, Wagen, die Bienenstöcke, alles, was irgendwie einem Heere dienen kann, wurde unbarmherzig fortgenommen. Und wehe dem, der in solchen Augenblicken den entbrannten Leidenschaften des Menschen Widerstand leisten wollte! Der würde Oel ins Feuer gießen und elendiglich zu Grunde gehen. — Einmal, warum sollt' ich's nicht erzählen, wollte auch mir die Geduld reißen, und ich machte den Versuch, der Plünderung Einhalt zu thun. Mein Wägelein, welches ich zum Filialdienst so nöthig brauchte, war schon fort, und sie fiengen nun auch an, das Heu mit gräulicher Energie herunter zu werfen. Da kam ich auf den unglückseligen Gedanken, ein Schloß an die Dachlucke zu legen

und so den Heuschober nach außen zu verschließen. Das hatte aber der schlaue Unteroffizier beim Fortgehen bemerkt, kam bald wieder mit einem ungeheuren Troß von Mannschaften und nun giengs Wagenvollweise, ein Transport nach dem andern zum Hof hinaus. Ich mußte zusehen — und ärgerte mich nachher über diese gefährliche Selbsthilfe — das Unglück war aber geschehen, ich konnte nichts mehr ändern. Ich reclamirte zwar und protestirte nach Kräften: er solle doch nicht alles nehmen ... ich sei doch der Pfarrer 2c.; „das ist eben recht," war die Antwort — und im Grunde hatte er auch Recht. In solchen Momenten muß man seine Seele in Geduld fassen, und wenn auch das Herz trauert über den Verlust so vieler Güter, so darf man sich doch nicht fleischlich und eigenmächtig wehren gegen die Gerichte, welche Gott über einen verhängt hat. Es ist der Gemeinde nicht besser gegangen, und so durfte auch dem Hirten keine Schonung auf Unkosten anderer widerfahren. S'ist nur ein Elend, daß man solche Wahrheiten nicht schon zum Voraus oder doch, wenns noth thut, auf der Stelle erkennt. Uebrigens, wie kann man von einem kampfesmüden und kampfeserbitterten Soldaten, der soeben sein Leben für's Vaterland auf's Spiel gesetzt hat und vielleicht morgen für dasselbe bluten muß, wie kann man von ihm verlangen, daß er für irgend einen Gegenstand, den er braucht und haben muß, die geringste Nachsicht habe? Darüber lassen sich freilich, in Friedenszeiten, hinterm warmen Ofen allerlei menschenfreundliche Meinungen und Ansichten aufstellen, aber wenn der Soldat im Felde liegt, oder bluttriefend aus der Schlacht hervorbricht und Hunger und Durst in seinen Gebeinen wüthen, dann ist's anders ... dann werden solche Träumereien hinfällig ... dann wird's offenbar: wer Krieg sagt, sagt in diesem einzigen Wort eine Welt voll von Jammer und Elend.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch Rohheiten und un-

nöthige Härten vorgekommen. Wenn eine alte Frau, mitten unter einem wüthenden Haufen von Soldaten, unter Androhung augenblicklicher Todesstrafe den Oelkrug an den Mund setzen und daraus trinken **muß**, und dann Monate lang jämmerlich dahinsiecht, so ist das eine Grausamkeit, für die es schwerlich eine Entschuldigung gibt; und wenn ein alter, ehrsamer Herr von jeder Flasche Wein, die er dem tobenden Haufen austheilt, zuerst kosten **muß**, vor gespannten Gewehren und klirrenden Säbeln, und endlich vor lauter Kosten das Concept und das Gleichgewicht verliert, so ist das ein herzloses Verfahren, dem niemand das Wort reden kann. Doch derlei Excesse fallen unter Gottes Gericht. Es sind aber auch Beispiele von Milde und Barmherzigkeit zu verzeichnen, welche das Andenken an jene gräßlichen Tage lieblich und tröstend durchleuchten. Ein solches aus unsern persönlichen Erlebnissen. Wir hatten um 6 Uhr an Nahrungsvorräthen nichts mehr als die Milch von unseren zwei Kühen. Nun, wenn die uns bleiben, so werden wir nicht verhungern. Wenn nur die Kleinen heute Nacht und Morgen noch satt werden, wir Alten können schon warten. Bis hieher hat Gott geholfen durch seine große Güte . . Ueberdem tritt ein Offizier mit einer Abtheilung Soldaten in den Hof herein, schreitet rasch dem Hinterhofe zu und in einem Augenblick sind beide Kühe gebunden, um ins Lager abgeführt zu werden. Ein Schrei des Entsetzens erhebt sich im ganzen Hause. Mir selbst wirds jetzt auch bange. Ich eile hinaus und wage ganz ruhig ein Wort an den Offizier. „Herr Lieutenant, ich habe jetzt nichts mehr, als diese vier kleinen Kinder und zwei Augen zum Weinen. Wenn es Ihnen möglich ist, haben Sie Erbarmen, lassen Sie mir nur eine von den zwei Kühen, daß ich diese Würmlein heute Abend noch einmal sättigen kann.“ Sichtbar ergriffen erwidert der fremde Krieger: „Herr Pfarrer, glauben Sie mir, es thut mir leid, ich fühle mit Ihnen, aber ich kann nicht anders, ich muß sie haben.“ — „Nun, wenn Sie sie ha-

ben müssen, kann ich mich dieses letzten Opfers nicht weigern; nehmen Sie's hin in Gottes Namen." — Die Soldaten wollten fort. Der Offizier gibt einen Wink. „Nein, wir nehmen nur eine;" und zu mir sich wendend: „welche wollen Sie behalten?" — „Diese da!" — „Kinder, führt die Kuh wieder in den Stall." Unter Loben und Danken trat ich wieder ins Haus, der Offizier begleitete mich hinein, verlangt Feder und Papier und schreibt einen Requisitionsschein, den er mir mit den Worten überreichte: „Das sind blutige Zeiten, Herr Prediger, aber seien Sie getrost, es wird auch wieder besser kommen."

Des andern Tages, als ich vom Schlachtfeld kam, sind wir wieder beisammen, und es fließen Thränen und mancher Seufzer steigt zu Gott empor . . . Da hören wir auf einmal das Hofthor aufsprengen, eine Kuh läuft brüllend zum Stalle hin . . . wir eilen hinaus . . . da steht wahrhaftig neben der andern unsere zweite vermißte Kuh. Sie hat den Strick noch am Halse und die Milch von gestern bringt sie wieder. Man denke sich unsere Freude; wir sind alle wie erstarrt vor Verwunderung. „Du guter Gott! wie bist du doch so freundlich und barmherzig! Ja wahrlich, das Seufzen der Elenden hörest du, Herr! ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket." — Wie ist aber das gute Thier zu uns gekommen? Sie ist doch aus einem fremden Dorfe und ist hier niemals im Felde gewesen . . . Wer hat ihr den Rückweg gezeigt? Hat Gott jenem Offizier etwa gesagt, er solle sie durch seine Mannschaften zurückführen lassen? Wir wissen es nicht. Nur das wissen wir, daß Gottes Güte sie uns wieder geschenkt hat, und wenn auch fast kein Futter mehr in der Scheune blieb, so hat es doch auch daran nicht fehlen dürfen bis zur neuen Ernte.

Die Plünderung im Dorfe.

Der letzte Laib Brod und der alte Bechtel.

Wie uns, so ergieng es, ohne Ausnahme, allen Einwohnern im Dorfe. Ueberall brachen die durstigen wüthenden Gesellen haufenweise in die Gehöfte hinein; drangen, gleichviel bei offenen oder verschlossenen Thüren, stracks in die Keller, durchlöcherten, zerschlugen die Fässer, füllten, soffen, verschütteten nach Herzenslust, Wein, Obstwein, Essig, Schnaps, Kirschengeist, was ihnen unter die Hände fiel. Und die armen Bäuerlein standen dabei und sahen zu und mußten alles kosten, und manchem ist wohl der Ingrimm und das Herzeleid bis an die Seele gestiegen; denn wahrlich, das thut weh, das geht an's Leben, wenn auf einmal, mir nichts dir nichts, so ein gutes, lang gespartes Tröpflein weggeschnappt oder sündenmäßig verdorben wird! Aber, was machen? Heulen? Meinetwegen! Dareinwettern? Probiers einer! Wer sich geduldig in sein Schicksal fügte, dem wurde kein Haar gekrümmt; wer sich halsstarrig stellte, der wurde mit Gewalt gebändigt. Und so waren denn in einem Nu alle Keller gründlich ausgeleert, alle Fässer, groß und klein, auf den Kopf gestellt, und ich glaube nicht, daß es zweien oder dreien gelungen ist, einen Tropfen für den kommenden Durst zu bewahren.

Dem schlauen Grünspecht hat freilich auch diesmal seine Verschmitztheit wieder geglückt. Kein Wunder! der kleine Keller war mit einigen Klaftern Holz vermauert .... O wie hat der nachgehends in die Faust gelacht und sich gütlich gethan im Stillen beim vollen Glase, während den andern das Herz im Leibe brannte ..... aber er hat's doch bekommen;

was er am Wein erlistet, das hat er für's Wasser reichlich büßen müssen. Nur Schade für den köstlichen Wein, der in Menge verschüttet und zerstört worden ist. Wie viele erschöpfte, verwundete Krieger hätte man damit erquicken können. Aber wer will einem Lawinensturz Einhalt gebieten? Von den Kellern gieng's, wie bei uns, in die Stuben: Tischladen, Schränke, Kisten, Betten, alles wurde aufgebrochen, durchstöbert, und was noch vorhanden, Brod, Milch, Eier, Speck, Zwiebeln ꝛc. ohne Schonung und Erbarmen weggenommen. Denn wie schlau der Bauer auch sein mag im Verstecken, eben so schlau, noch schlauer ist der hungrige Soldat im Suchen und Finden. In der Umgegend von Metz und Paris werden die Leute wahrscheinlich auch etwas von dieser Industrie zu erzählen wissen. Item, da wurde auch in Fröschweiler noch manches Eierkörblein ausgehoben, mancher Schnapskrug in der Kammer oder auf dem Speicher aus einem Spreu- oder Holzhaufen hervorgeholt, und es gab freudig lachende und auch schmerzlich verzerrte Gesichter. Natürlich durfte da und dort auch manches mitgehen, das keine Füße hatte und nicht gerade zum Waffenhandwerk unentbehrlich war; aber unter welchem Heer sind nicht auch Leute, die, wenn ihre Thaten erst einmal aufkommen, das Zelt mit dem Zuchthaus vertauschen müssen? Und das muß gleich hier mit rückhaltsloser Offenheit bestätigt werden. Im deutschen Heer herrschte eine furchtbare, unerbittliche Disciplin. Hatte da in Wörth ein Soldat eine Uhr gestohlen ... Der Quartier-Mann, bei dem er logirt, gieng dem Regiment nach bis gen Philippsburg, wurde vor der ganzen Front hergeführt, erkannte den Thäter wieder, und der Unglückselige wurde auf der Stelle niedergeschossen. Und jeden Morgen wurde den Mannschaften bei Todesstrafe eingeschärft, sie sollten sich gegen das 7. Gebot nicht vergreifen. Wir reden also von seltenen Ausnahmen. Nur eines konnten wir uns nicht erklären: das Verschwinden so

vieler Mannshemden! Nachher haben wir's erfahren: eine ganze Menge der armen Jungen mußte beim Sturm über die Sauer bis an die Schultern durch's Wasser; und ich darf's wohl hinzusetzen: die trockenen Hemden haben wir ihnen von Herzen gegönnt. Ich hätt' mir auch eins genommen. — Aus den Kellern und Kammern gieng's dann in die Ställe, in die Scheunen. An die zweihundert Stück Rindvieh, fast alle Schweine, Hühner, Gänse, Schafe (von der Schloßheerde sind ganz wenig entronnen) wurden niedergemacht oder fortgeschleppt. Auch Heu, Stroh — leider auch ungedroschenes Getraide, doch nur, wo kein Stroh vorhanden war — Hafer, Roggen, Gerste wurde massenhaft aufgeladen und von dannen geführt. Da wollte auch manches Bäuerlein kein Heu oder kein Stroh oder keine Leiter haben . . . Es half aber kein Läugnen und kein Entschuldigen — er mußte hinauf, selbst hinauf, und wehe, wenn er keins herunterbrachte! und kein Deutsch verstehen wäre hier zu Lande wohl zu toll gewesen. Da gab's aber auch, Gott sei's geklagt, einheimische Schurken und Spitzbuben, die im Gedränge umher schlichen und den suchenden Unteroffizieren heimlich zuflüsterten: „Da wohn ich“ und wenn's hundertmal eine Lüge war! oder „da und dort wohnt ein reicher Mann, da ist Heu, Stroh, Frucht, Wein in Menge“ und schonten so ihr eigen Hab und Gut zum Schaden anderer Leute! So hat auch der Pfarrer manchen Troß zugeschickt bekommen von gottlosen Hallunken und Tagdieben, die sich dann die Hände reiben konnten.

Es sei ihnen nicht zugerechnet; aber manchem hat seitdem schon die Gerechtigkeit Gottes sein Handwerk gelegt und seinen Lohn gegeben. Und ist's nicht eine wahre Teufelei, was drüben in Reisejockels Scheune vollbracht werden sollte? Der fand in seinem Weizenstock einen Feuerbrand, der seine ganze Hofgerechtigkeit in Flammen stecken sollte, aber überm

Hineinstoßen ausgelöscht war! Ach, du großer Gott, welche Leidenschaften doch der Krieg im Menschenherzen entzündet! wie in solchen Zeiten die ganze Grundsuppe sündlicher Verkommenheit sich ausschäumt! — Doch, bekennen wir's mit Freuden, das sind auch nur Ausnahmen gewesen. Unser Volk, im Ganzen, hat noch einen sittlich guten Kern, und wenn es denselben bewahren darf, so können wir schon zufrieden sein.

So hatte denn die Plünderung alle Nahrungsvorräthe in einigen Augenblicken verschlungen. Trostlos standen unsere Leute vor den Ruinen ihrer irdischen Habe. Ach, wie viele Seufzer sind an jenem Abend gen Himmel gestiegen! Wie viele Thränen über Vater- und Mutterwangen herabgeflossen, und doch, wie hart, wie schonungslos die Hand des Siegers uns niedergeworfen hatte, es schlug unterm fremden Waffenrock manch fühlend, mitleidig Herz. Sie mußten es ja thun, und wer, nach solch einer Schlacht, hätte es nicht gethan? Und wie mancher that um unsers Jammers willen dennoch nur halb, was er ganz hätte thun dürfen? Nur einige Beispiele. Gerade da unten wohnte ein Bäuerlein, nicht reich an irdischen Gütern, wohl aber an unmündigen Kindern. Da war auch Jammer und Elend, als am Abend nach der Schlacht alles drunter und drüber gieng, und der letzte Laib Brod, im Bett verborgen, jeden Augenblick in Feindes Hände fallen konnte. Der Vater seufzte, die Kinder heulten vor Schrecken, aller Augen waren nach dem letzten Bissen gerichtet, als eben wieder ein Trupp Soldaten das Hofthor hereinstürmte. Die Mutter merkt die Gefahr, langt den Laib Brod zum Bett heraus und spricht: „Bärbele, geschwind, da setz dich drauf! deck's mit deinem Röckle zu und steh ja nicht auf, wenn sie kommen." Gesagt, gethan. Die Soldaten dringen in die Stube, durchstöbern alle Winkel. Das Kind sitzt unbeweglich auf seinem Schatze. Sie haben ihn nicht gefunden. Es kommen wieder andere, durchsuchen alle Betten, Schränke und

Kisten, die kleine Hüterin verzuckt keine Miene. S'ist nichts mehr da. Endlich wird aber das Kindlein müde; „Mutter, ruft es, ich kann jetzt nicht mehr auf dem Brode sitzen!" steht auf und verläßt seinen Posten. Was jetzt anfangen? Es kommen ja schon wieder Soldaten! „Christian, lauf schnell und versteck ihn in dem Taubenschlag!" Und im Handumkehren ist der köstliche Vorrath unter den Hohlziegeln. — Aber auch dort droben gibt's keine sichere Stätte, denn wo die Bayern nicht auf ebenem Wege hinkommen, da steigen sie die Leiter hinauf . . . Und so wird auch endlich der Taubenschlag erreicht, erbrochen und der letzte Laib Brod in Beschlag genommen. Triumphirend kommen sie herunter, und schon sind viele Hände nach dem Brode ausgestreckt, aber die Kleinen wimmern gar kläglich, und das Bäuerlein faßt sich ein Herz zu den fremden Kriegern: „Ihr lieben Herren, seid doch gut gegen uns! wir haben ja schon zehn Laib gegeben, und das ist alles, was wir haben für unsere Kinder . . . ihr habt ja auch vielleicht Geschwister und Kinder . . . . laßt uns nur ein wenig, daß wir nicht Hungers sterben." — Und die Soldaten sind auch nicht so unmenschlich und ohne Gottesfurcht; sie fühlen auch der Besiegten Weh und Jammer . . . Der, welcher den Fund gethan hat, zieht den Säbel, haut den Laib Brod in zwei Theile, überreicht dem zitternden Familienvater die Hälfte und spricht: „Da Bauer, iß dich satt mit deinen Kindern . . das andere brauch ich für mich und meine Cameraden." Und die armen Leutlein haben sich's unter Loben und Danken trefflich schmecken lassen, und gewiß hat's dem edlen Krieger und seinen Streitgenossen auch trefflich geschmeckt, und der Segen Gottes wird ihn begleitet haben auf seinen Wegen. Solche Beispiele wären viele zu erzählen: wie droben im Oberdorf einer armen Wittwe, auf ihr händeringendes Flehen, die schon losgebundene Kuh wieder geschenkt wurde; wie in dem und jenem Hause ein bischen Lebensvorrath genommen und wieder zurückgegeben

worden; wie sogar die feindlichen Sieger mit ganz ausgeraubten Familien ihren eigenen Bissen getheilt haben. 'S ist hart, sehr hart zugegangen; aber im Allgemeinen sind Mißhandlungen und Unmenschlichkeiten nicht zu beklagen gewesen.

Auch comische Scenen durften nicht fehlen. Nur eine unter vielen. Da oben an der Straßenecke, gerade der Kirche gegenüber, wohnte mit seiner Frau ein alter ergrauter Napoleonsdiener (wie man sie nannte), dem in der Schlacht bei Leipzig das Bein zerschmettert worden war, und der neben dem privilegirten Tabakhandel ein kleines Specereigeschäft trieb. Er hatte ein hübsches Sümmchen Geld zusammengeschachert und den ganzen Tag während der Schlacht in der Hosentasche verborgen ... kam aber auf den fatalen Gedanken, er müßte es besser verstecken und ersann folgende Kriegslist: Er verbarg zuerst eine gewisse Quantität Kaffee, Zucker und Victualien unter die Matratze, deckte das Bett hübsch ordentlich zurecht und legte sich hinein. Dann nahm er den Geldsäckel und steckte ihn in die Herzgrube. Sein altes Weib legte sich gehorsamlich neben ihn. Nun kam ein ganzer Troß Soldaten und stürmte zuerst in den Laden hinein. Es rumpelte und rappelte in den Schubladen, Oelkrügen, Syrupfässern, ein Spektakel zum Entsetzen. Der alte Bechtel lag neben dran und muckste sich nicht. Endlich brachen sie aber auch in die Stube. „Ha Alter! was macht ihr da im Bett?" — „Ihr lieben Herren, ich bin krank! ich hab ein krankes Bein!" — „Ihr habt noch Zucker, Kaffee und sonstiges Zeug, heraus!" — Frau Bechtel: „ihr lieben Herren, wir sind krank!" — „Was krank! ... Ihr seid nicht krank ... aus dem Bett heraus" ... und einer zupfte energisch unten am Leintuch. — Bechtel drückt das Beutelein immer fester in die Herzgrube. — „Ihr lieben Herren, ich kann nicht aufstehen, mein Bein, mein Bein!" — Es half aber kein Bein und kein Kranksein, sie schrieen und zerrten immer gewaltiger: heraus, heraus!

da fielen die Kaffeebohnen auf den Boden und der Zucker ꝛc. kam auch zum Vorschein, und der arme Bechtel mußte heraus und überm Herauskrabbeln rutschte das Beutelein aus der Herzgrube — ein Riesengelächter ertönte von allen Seiten. In einem Augenblick war der Schwarm verlaufen. Die alten Leutlein nahmen sich zusammen, schauten einander verblüfft in die Augen: „Du, wo ist das Geld?" Der Kaffee war fort, der Zucker war verschwunden. Die Goldstücklein waren nicht mehr zu finden. — Waren sie in die Spalten des wurmstichigen Dielenbodens gefallen, oder hatte sie einer zum Spaß annectirt? Das müßte man den alten Bechtel fragen, er ist aber seitdem auch von hinnen geschieden.

Die Büsserschaar.

Aber wir müssen noch einmal nach Wörth zurück.*) Eine tragische Scene spielte dort unten gleich nach der Schlacht; und die zahlreichen Opfer sollten noch am selben Abend zur Schlachtbank geführt werden.

Der Rathschreiber, welcher bei der Zerstörung der Brücken mit Hand angelegt hatte, befand sich im Lazareth, am Lager eines deutschen Offiziers. Da polterten plötzlich gegen zehn Soldaten herein und ergriffen ihn unter der Anklage, er habe auf sie geschossen. Der Rathschreiber wehrte sich und protestirte, betheuerte und beschwor bei Seel und Seligkeit, er habe nicht

*) Da die Plünderung in Wörth, Spachbach, Oberdorf, Gunstett, Langensulzbach, Morsbrunn ꝛc. ꝛc. in milderer Weise geschah, so ist es überflüssig, diesen Gegenstand noch weiter zu erörtern.

geschossen . . . er sei unschuldig; es half aber kein Bitten, kein Flehen — er wurde mit Kolbenstößen die Stiege hinunter geschlagen. Da war sein ältester Sohn, den man unter derselben Anklage verhaftet hatte. Und nun wurden beide auf der Stelle an eine Mauer gedrückt, und ein Offizier wollte schon Feuer commandiren; da fiel der arme Mann auf die Kniee, flehte um Gnade und Erbarmen, und die Mordgewehre senkten sich wieder. Es war aber dazu noch verrathen worden, daß er an dem Niederreißen der Brücken sich betheiligt hatte, und seine Frau hatte ihn doch so herzlich vor solchem Patriotismus gewarnt. Endlich führte man ihn zwischen zwei Bajonnetten auf den alten Thurm, wo zwei französische Zeitungsschreiber während der Schlacht ihre Beobachtungen gemacht und ihren Scribentenvorwitz getrieben hatten — jetzt aber nicht mehr zu finden waren. Man kam ans Schloß des Herrn Trautmann-Rosa; die Thür war zugeriegelt; man wollte sie einschlagen, da erschien der alte Burgphilosoph und machte auf. Nun wurde das ganze Haus, Gänge und Stuben, Ecken und Schlupfwinkel durchstöbert, der Rathschreiber und der Schloßherr wurden überall mitgeschleppt und dann wieder auf den Thurm gebracht. Die Zeitungshelden waren verschwunden. Da verloren die Soldaten die Geduld und drohten, den Schloßherrn augenblicklich niederzuschießen, wenn er die zwei französischen Spione nicht herausgäbe. Endlich traten sie ans Tageslicht. Man wollte ihnen stante pede den Garaus machen — es geschah aber auch nicht — das summarische Abschlachten ist eben doch eine bedenkliche Sache . . . Hier wollte der Rathschreiber den Wirrwarr benutzen und durchs Gedränge schlüpfen . . . er müsse ja ins Lazareth . . . „Franzosenhund! wenn du noch einen Schritt machst, bist du des Todes!" Es war kein Entrinnen mehr möglich. Sie wurden herausgeführt auf die Straße, an einen Strick gebunden: der Rathschreiber, die zwei Zeitungsschreiber, Herr Trautmann-Rosa und sein Sohn

Edmund, sein Dienstknecht; andere, unter dem selben Vorwand Gefangene: Stoßkopf und sein Sohn Emil, Trautmann, Eisenhändler und sein Sohn Robert, Notar Seltenmeyer &c. — wie todeswürdige Missethäter an einen Strick gebunden . . . und nun giengs vorwärts unter Fluchen, Verwünschungen, Backenschlägen, Kolbenstößen, durch die heranfluthenden Truppenmassen hindurch. „Schießt die Hunde nieder! schießt sie nieder!" O die Bejammernswerthen! Sie schrieen um Hilfe; sie flehten in allen Tönen um Erbarmen; sie betheuerten ihre Unschuld . . . „Fort mit ihnen! fort mit den Hallunken und Mördern!" und abermals regnete es Püffe und Mißhandlungen. Der fast 80jährige Herr Trautmann-Rosa war ein Bild des Entsetzens; sein ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt, ein Kolbenstoß hatte ihm den Fuß verwundet, er konnte nicht gehen, er mußte wörtlich fortgeschleppt werden. So defilirte die grauenhafte Galeerensklavencolonne durch Wörth. Am Fenster standen des Rathschreibers Kinder und heulten händeringend ihrem Vater das letzte Lebewohl nach! . . . Aber unaufhaltsam, unerbittlich mußten sie vorwärts, immer durch geschlossene Reihen von Soldaten. Ach, da hat mancher sein Müthlein durch Schimpfen, Spucken, Schlagen an den wehrlosen Schlachtopfern gekühlt; es geht ja in solchen wüsten Tagen nicht anders; — endlich war der Berg überstiegen. In Dieffenbach wurde Halt gemacht. Dort war der Prinz von Sachsen-Coburg, ein rettender Engel auf der Marterstraße der Geplagten. Die zwei Zeitungsschreiber faßten sich ein Herz und sagten ihm in französischer Sprache, wie sie unschuldiger Weise an diesen Strick gekommen, und wie ihre Leidensgefährten brave, ehrliche Bürger aus Wörth seien, und baten um Gnade und Rettung. Der Prinz antwortete freundlich, es stehe nicht in seiner Macht, sie zu befreien, sie müßten eben ins Hauptquartier nach Sulz vor den Kronprinzen geführt werden . . . aber der Strick wurde ihnen abgenommen

und zum Schutz eine Begleitung von Gensdarmen mitgegeben. Sie dankten ihrem Wohlthäter für solche Barmherzigkeit und schritten nun, je zwei und zwei, ihrem Schicksal weiter entgegen. Keiner hatte mehr eine Kopfbedeckung, Hüte und Mützen waren unter den Ohrfeigen nach allen Winden geflogen, keiner hatte mehr ein ganzes, menschliches Gesicht; eine grauenerregende Bande! Und immer vorwärts durch die deutschen Heerescolonnen, und immer wieder: „Was sind das für Banditen?" — „Es sind Franzosenhunde, sie haben auf unsere Verwundeten geschossen." — „Macht sie nieder!" — und die Säbel blinkten und die Bajonnette drohten, die Rippenstöße dröhnten . . . Sie waren aufgerieben, todesmatt . . . Da rief der Stoßkopf in der Angst der Verzweiflung: „Schießt uns doch um Gotteswillen gleich todt, warum uns so lange martern?" Man führte sie in ein Feldstück, und ihre letzte Stunde sollte schlagen, aber die Gensdarmen hatten die Verantwortung und schützten sie wieder; sie waren nochmals gerettet. In Kutzenhausen wurde wieder Halt gemacht: sie durften trinken. Der Durst hatte sie schon stundenlang entsetzlich gepeinigt. Ha! welch süßes Labsal in solcher Angst und Marterhitze. Das war Trost und Kühlung für die verschmachtenden Herzen und Gebeine! Und hats der erquickende Wassertrunk oder eine neu aufleuchtende Hoffnung gethan? Einer von den Mißhandelten soll plötzlich ausgerufen haben: „Lasset uns doch los! wir sind ja auch evangelische Christen!" und die Peiniger waren P o l e n! „Ah, du bist ein Lutheraner? Cameraden, auf den Hund, er ist ein Lutheraner!" . . . und der arme Schelm bekam für sein muthiges Glaubensbekenntniß eine Extra-Dosis Stöße und Schläge!

Endlich kamen sie nach Sulz, wurden dort gegen eine Mauer aufgestellt, ein Schauspiel der neugierigen Menge, der drohenden Soldaten — und bald darauf, weil sie hier keinen Augenblick mehr sicher waren, ins Gefängniß geworfen. Doch

gab man ihnen Wasser, ihre lechzende Zunge zu netzen. Noch am selben Abend wurden sie verhört — eine gräßliche Nacht peinigte ihre müden Seelen. Von Zeit zu Zeit rief die Schildwache in den Kerker hinunter: „Eure letzte Stunde hat geschlagen . . . Morgen früh werdet ihr erschossen werden“ . . . Was die Unglücklichen in dieser Nacht gelitten, können sie selbst nicht, kann Niemand beschreiben.

Es waren aber bereits einflußreiche Persönlichkeiten ins Mittel getreten. Pfarrer Hauth, Bürgermeister Petri, auch der Schlachtenmaler Bleibtreu, welcher bei Dr. Sadoul schon Näheres erfahren, hatten Vorstellungen gemacht und Fürsprache beim höchsten Commando eingelegt. Den andern Morgen wurden sie abermals verhört; die zwei Correspondenten des Figaro wurden vor den Kronprinzen gerufen. Er war milde und freundlich, lobte die Tapferkeit, den Heldenmuth der französischen Armee und befahl . . . . die Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Welche frohe Kunde drang jetzt ins Gefängniß! Welches freudige Aufathmen durchbebte die gefolterten Herzen! . . . Sie traten heraus . . . man gab ihnen die abgenommenen Gegenstände wieder . . . Sie kehrten nach Wörth zurück . . . jubelnd umarmten sie ihre Lieben . . . aber sie waren alle zehn Jahre älter geworden.

Der Triumphzug und der Thränenzug.

6. August Abends.

Während das alles geschah und, das siegreiche Heer theils in geschlossenen Colonnen vorüberfluthete, theils in aufgelösten Haufen das eroberte Dorf ausplünderte, erscholl plötzlich von Wörth herauf ein unbeschreib-

liches Getöse. Es mußte wieder etwas Neues, Außerordentliches im Anzuge sein. Die Soldaten sprangen, wie von elektrischem Feuer entzündet, zu allen Häusern und Höfen hinaus, stellten sich in Reih und Glied und bildeten auf beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Mauer. Ich stand auf der Haustreppe. „Was ist denn?" — „Der Kronprinz kommt! — Der Kronprinz kommt!" — ich kann nicht sagen, wie diese Nachricht meine Seele durchzuckte . . . ich rief meinen Leuten: „schnell heraus, der Kronprinz von Preußen kommt!" Und das Getöse dringt immer näher und das Triumphgeschrei wird immer größer . . . Jetzt sind sie im Unterdorf . . . horch, wie sie jubeln! — gebt acht! jetzt biegen sie um die brennende Kirche . . . Die Trommeln wirbeln, die Siegeslieder brausen — eine ungeheure Begeisterung flammt durch die Reihen . . . alle Häupter sind entblößt, die Mützen fliegen hoch empor, und aus aller Mund tönt ein tausendfaches, donnerndes Hurrah! Hoch! Hurrah!! Wir stehen da, wie verzaubert . . . Wahrhaftig, da zieht er, umgeben und gefolgt von seinen Generalen (Kirchbach trägt einen Kranz von Eichenlaub!) an unsern Blicken vorüber.

Wie sein Angesicht vor Freude strahlt und wie er so wohlwollend die jubelnden Schaaren begrüßt . . . Kein Wunder . . . Sie haben ihr Blut vergossen, und ihr Hurrahrufen läutet dem geschlagenen Cäsar zu Grabe . . . Welch großartiges, majestätisches Schauspiel! Was doch in diesem Augenblick sein fürstliches Herz empfunden haben mag? Durch Flammen und Ruinen über die blutige Walstatt... Ob durch die Siegesfreude auch eine Ahnung zieht von dem tausendfachen Weh, das der Krieg über die Völker wälzt? und ob es ihm nicht lieber wäre, einst wie ein rechter Salomo Deutschland im Frieden zu regieren, als mit Siegespalmen geschmückt auf schäumendem Schlachtroß über blutgetränkte Gefilde zu ziehen? . . . Wir glaubens gerne; sein Blick ist milde, seine

ganze Erscheinung erweckt Vertrauen; wir vernehmen es auch aus den wenigen Worten, die er zu den verzagten Einwohnern spricht: „Die Leute sollen sich nicht fürchten." Auch sieht man's den immer wieder Hurrah rufenden Kriegern an: sie haben ihn lieb, denn er ist ihres Vaterlandes Hoffnung. Und ihm sieht man's auch an, er hat das Bewußtsein: „Ich bin das Haupt: **Ich** schlage, wenn sie streiten" . . . Gott weiß, was die Zukunft in ihrem verschleierten Schooße birgt! . . . Item: Hebel sagt: „die goldnen Kronen drücken schwer; 's isch net als wenn's a Strohhut wär" . . . — Der Siegeszug bewegt sich vorwärts in der Richtung nach Reichshofen. Im Oberdorf aber schwenkt der hohe Feldherr rechts ab in die Schindergasse, . . . dort liegt in Reisehenners Stube der tapfere General Raoult, blutend aus vielen Wunden, mit zerbrochenem Schwert und brechendem Herzen. Der deutsche Sieger tritt in die Bauernhütte ein, schaut freundlich in die fieberglühenden Augen, drückt theilnahmvoll die todesmatte Hand — ein Wort huldvoller Anerkennung, eine Thräne hochherzigen Mitleids vergelten den erbitterten Widerstand, und noch einmal, unter gewaltigen Siegesmärschen und unter endlosem Freudengeschrei wogt der Triumphzug vorüber. Wir schauen zu . . . unser Herz möchte in Stücke zerspringen . . . überall Schrecken, Brand und Verwüstung, und hier vor unsern Augen in stolzer Ruhmespracht der fremde Eroberer, in unbändiger Begeisterung die feindlichen Schaaren . . . O Krieg, wie schmerzlich, wie thränenreich sind deine Folgen! . . . Jetzt rauschen die Feierklänge weiter hinab ins Thal . . . aus dem Kirchthurm schlagen die Flammen hoch gen Himmel und leuchten weit hinaus ins Schlachtgefilde. Aber das Getöse will kein Ende nehmen. Es naht ein anderer Zug. Da kommen sie als Gefangene, hundert-, tausendweise, aus allen Waffengattungen, unsere armen geschlagenen . . . vor etlichen Tagen noch so fröhlichen, siegesgewissen Soldaten! Da kommen sie, entwaff-

net, zerrissen, staubbedeckt, niedergeschlagen, wie verurtheilte Missethäter ... umschlossen, gedrängt, verhöhnt von deutschen Truppen, welche sie triumphirend ins Lager abführen! Ist's möglich? Ganze Haufen, Kanonen, Mitrailleusen, Wagen und sonstige Siegesbeute ... Ganze Bataillone ... Welche Demüthigung, welche Niederlage! ... und für uns alle, welch wehmuthsvoller Anblick, welch herzzerreißendes Schauspiel! Da kommen sie! todesmüde von dem langen, schweren Kampfe, bleich vor Schrecken, Gram und Verzweiflung, und Vorwärts donnerts hinterdrein und Victoria! schallts von allen Seiten, Spott und Verwünschung regnet's von tausend Lippen. Und sie können, dürfen nicht zucken — sie sind ja vernichtet ... Siehe, wie dort ein deutscher Reiter mit blankem Säbel gegen einen französischen Offizier lossprengt und ihm seinen Degen aus der Scheide reißt, und wie dem Gefangenen vor Schmerz und Schmach die Thränen über die Wangen rollen! wie dort einem Turco, der keuchend, sterbensmüde sich dahinschleppt, die Kolbenstöße auf den Rücken fallen! Wie so manches Schimpfwort, so manche Rohheit den geschlagenen Feind in die Gefangenschaft begleiten! Ach so etwas vergißt man zeitlebens nimmer ... ja, ja! das ist ein Thränenzug; wir sahen ihn, und auch unsere Thränen fließen; so mancher winkt mit nassen Augen ein dankbares Lebewohl zu unsern Fenstern herüber, und wir können ihm nichts mehr mitgeben, als einen Seufzer voll Mitleid ... Und seht wie dort auf der Bahre ein Verwundeter so kläglich wimmert! — Sie möchten ihn von einer Seite der Straße zur andern tragen, wo die Aerzte an Menschenleibern blutig hantieren — aber sie kommen nicht durchs Gedränge; denn durch solche Siegeszüge darf auch ein Verschmachtender keine Lücke brechen. Er soll zuschauen und ... sterben ... und stirbt und sein letztes Wehgeheul verhallt im Freudenjubel, und sein letzter Blick bricht über der Schmach seines Vaterlandes und seiner gefangenen Brüder.

Das ist der Krieg! das ist der Krieg, nicht wie oft krankhafte Phantasie ihn träumt, das ist der Krieg in seiner wahren, entsetzlichen Gestalt.

Aber die vielen Gefangenen! . . . immer wieder neue Transporte . . . Wir begreifen es endlich. Sie haben unser Dorf mit Sturm genommen. Sie haben unser Heer unter eiserner Umarmung zusammengedrückt, und die Thore der Flucht den Großenwald hinab waren zu enge. Fahret wohl ihr tapfern, schmachbedeckten Zeugen einer glorreichen Vergangenheit! Das Glücksrad ist zerbrochen! Fahret wohl ihr unglücklichen Opfer napoleonischer und nationaler Missethat! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen!

Die Schreckensnacht.

Alle diese Begebenheiten: die Plünderung, der Triumphzug des Kronprinzen — der Thränenzug der Gefangenen waren schnell aufeinander gefolgt und hatten uns dermaßen betäubt und erschüttert, daß Niemand eines klaren Gedankens oder Handelns mehr fähig war. — Das Menschen-, Pferde- und Wagengetümmel war auch so groß, daß sich Niemand ohne Lebensgefahr auf die Straße hätte hinauswagen können. Und so griffen denn die Flammen im Kirchthurm immer weiter um sich, und die Verwundeten wären bei lebendigem Leibe verbrannt, wenn nicht ihr Jammergeschrei endlich durch Mauern und Menschenmassen herzzerreißend gedrungen wäre. „Rettet uns! Traget uns fort! Habt Erbarmen! wir müssen des Feuertodes sterben!“ — Und gottlob! es war noch Zeit. Die beiden Söhne des Grafen, mein Bruder, die Schloßknechte und einige an=

dere beherzte Männer, auch deutsche Soldaten drangen in die Kirche, erfaßten die Unglückseligen und schleppten sie in den Schloßhof hinüber. Dort waren alle Räume schon überfüllt durch Hunderte von Verwundeten, und es blieb keine andere Möglichkeit, als die Geretteten unter freiem Himmel auf die Kirchenbänke und zwischen die Kirchenbänke auf die nackte Erde zu betten. Und doch wie froh und dankbar waren sie jetzt in frischer Luft, dem gräßlichen Feuertode entronnen! Doch es will Abend werden. Gottlob, daß dieser Schreckenstag sich endlich neigt und die Nacht ihre dunkeln Fittige über den Greuel der Verwüstung breitet! Nun wird's doch Ruhe werden, und wär's auch nur für einige Stunden, und Frieden, so lange die Finsterniß die streitenden Völker deckt ... Ja Ruhe! daß Gott sich erbarmen möchte .... Auf den Schreckenstag folgt eine Schreckensnacht, deren schauerliches Andenken oft jetzt noch wie ein Alp auf unserer Seele lastet .... Da stehen wir in unsern zerschossenen, ausgeplünderten Häusern: Welch eine grauenerregende Aussicht: Feuer in Elsaßhausen, Feuer im Oberdorfe, Feuer in der Kirche, Flammen überall, die weit in's Thal hinab, in's Land hinein, die Kunde von unserm Jammer tragen! Ach, was müssen sie jetzt empfinden, unsere Entflohenen, Verirrten, die vom Gebirge, aus den Oberbronner Steingruben herüber die Rauch- und Feuersäulen in der Heimat sehen! „Ist's mein Vaterhaus? ist's deine Hütte?“ — Gewiß, sie möchten vergehen vor Herzeleid, und es kann doch niemand sie suchen, noch trösten. Ja Ruhe! Draußen auf der Straße welch ein Getümmel ... Wie die Heeresmassen unaufhörlich vorüberfluthen! Wagen, Reiter, Fußvolk, Kanonen, Munitionscolonnen .. Vorwärts! Vorwärts .. 's ist gerade, wie wenn unsichtbare Heerführer den Kriegsmarsch durch die Berge bliesen ... Und wieder kommen neue Regimenter, als seien hunderttausende von Rachegeistern herangezogen, um mit dem Schwert der Vergeltung dem Feinde

nachzustürmen . . . O weh, weh, wenn diese verbündeten Germanen, die mit solcher Begeisterung, mit solchen Waffen vorwärtsdringen, den Störefried Europa's ereilen . . Das sind furchtbare Menschen . . . die haben eine Liebe zum Vaterland, eine Treue zu ihren Fürsten, die wir gar nicht kennen. Da heißt's: Einer für alle, Alle für einen! — Ist's aber möglich? Vor kurzer Zeit, da wars so stille, so heimlich hier oben . . . Frieden, tiefer Frieden und jetzt? wer hätte das geahnt? Krieg und Kriegsgeschrei und Blutvergießen, Brand und Verheerung . . . O ihr ruhmsüchtigen Thoren, kommt heran, und weidet eure verdüsterte Seele an diesem entsetzlichen Schauspiel!! Vielleicht erfaßt euch doch ein mächtiges Grauen und euer **leichtsinniges** Herz lernt erbeben vor dem fluchwürdigen Werk eurer Hände!

Sind sie bald alle vorüber? Meint man nicht, die Erde habe sich aufgethan und wälze einen Heereshaufen nach dem andern vorwärts, immer vorwärts das Land hinein, dem Feind in den Rücken? . . . Aber da tönt ja durch das Kriegsgetümmel von allen unsern Feldern herüber Musik und Lobgesang zu unsern Ohren. Horch, wie seltsam, wie erhebend, wie überwältigend rauscht das über das Schlachtfeld hin in die Mitternacht hinein! Es wird uns unaussprechlich weh und doch wieder so selig zu Muthe . . . Es zieht unsere erschrockenen Gemüther unwillkürlich, mächtig himmelwärts . . . Das sind ja unsere Lieder! „Bis hieher hat mich Gott gebracht durch Seine große Güte." „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen." „Allein Gott in der Höh' sei Ehr." „Nun danket alle Gott" rc. Das sind ja unsere Lieder! Das sind Heimatsklänge aus vergangenen Tagen . . . Das sind Dankes- und Siegespsalmen, die einst unsere deutschen Väter gesungen, und die auch unserm Herzen lieb geblieben . . . . Was soll das bedeuten? Sollte Gott der Herr, der Lenker der Weltgeschichte, etwas Großes vorhaben

mit unserm elsässischen Volke und dasselbe unter schmerzlichem Losreißen wieder zurückführen zum alten Mutterland? O das wird lange und peinliche Kämpfe geben ... Er thue, wie's Ihm wohlgefällt.

Aber es tönen auch Trauerpsalmen in diesen nächtlichen Stunden, gewiß über offenen Gräbern, über gefallenen theuern Cameraden. Ach so manches junge Leben liegt, im Streite geopfert, so manches Bruder- und Freundesauge im Tode geschlossen. Schauderhaft ist ja die Ernte gewesen, welche heute der unerbittliche Schnitter unter beiden Völkern dahingemäht hat .... Wir werden sie sehen die Schaaren von Eltern, Geschwistern, Wittwen und Waisen, die herüberpilgern werden zu unsern Höhen, um die Gräber ihrer Lieben zu suchen und einen Kranz, mit schwarzem Flor umwunden, auf ihre Ruhestätte zu legen. Und wie viele von den tausenden Verwundeten, die jetzt auf dem Schlachtgefilde liegen, deren Wehgeschrei in dieser Nacht zu unsern Ohren dringt, werden in den nächsten Tagen oder nach langen, bangen Leidenswochen ihr Leben noch aushauchen? — Es ist 1 Uhr. — Noch immer stehen wir da am Fenster und schauen hinaus in die tosende, flammenerleuchtete Nacht. Die Feuersbrunst hat allmählich das ganze Kirchengebäude umschlungen. Der Zeiger an der Uhr ist stehen geblieben, er sagt nichts mehr ... Die alte Zeit ist vergangen. Die Glocken sind in feurigen Strömen heruntergeflossen; ihr Mund ist verstummt; Schlachtendonner war ihr letzt' Geläute ... Der ganze Thurm ist schon eingestürzt, — er zeigt nicht mehr nach Oben, er schaut nicht mehr in's Thal hinab. Jetzt senkt sich auch das Schiff und stürzt zusammen. Ein fürchterliches Krachen und die Rauchwolken dampfen schwarz empor! Die Flammenzungen flackern durch die Lüfte ... noch einige Stunden und

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen —

Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein!!"

O Schreckensnacht! wann wirst du fliehen? O ausgereckte Gotteshand! nehmen die Zornesschalen kein Ende? — So — jetzt ist unsere Trübsal grenzenlos. Jetzt stehen wir da, eine verscheuchte hilflose Heerde — und auch unsere geistliche Heimat liegt in Trümmern. Was soll aus uns werden? Wie jetzt die Gemeinde sammeln, trösten, pflegen, daß sie nicht vollends zu Grunde gehe in dieser eisernen, schrecklichen Zeit?

Du aber mein Herze, du zage nicht . .
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht,
Es muß aus Thränen und Mühen
Eine Freudenernte erblühen . . . .

Die Nacht ist hin! Dort drüben, überm Liebfrauenberg geht der Morgenstern auf, und die Sonne wirft ihre ersten Strahlen auf unsere Dächer. Wir müssen fort und sehen, was der gestrige Tag uns draußen gebracht, was er draußen angerichtet hat.

Das Schlachtfeld.

Wer die Schrecken und Greuel des Krieges nur vom Hörensagen kennt und nicht aus Erfahrung weiß, welche Untiefen menschlichen Elendes auf einem Schlachtfelde sich aufthun, dem wollen wir als Augenzeuge den Rath ertheilen: „Nimm alles zusammen, was wir bis jetzt aus unsern Erlebnissen über Fröschweiler und seiner Einwohner Schicksal berichtet haben und wende es auf deine Heimat, auf dich selbst und deine Brüder an, und dann

komm mit uns, wir wollen dich auf die Walstatt begleiten, damit du lernest, wessen der Mensch fähig ist, und wie erschrecklich Gott in seinen Gerichten predigt."

Wie es in deinem Hause aussieht, weißt du schon; 's ist alles noch im gestrigen Zustand, was die Plünderung nicht fortgerissen, liegt zerstreut, zertreten am Boden. Du tappest da herum und hast selbst nicht den Muth, etwas aufzuheben und zu sichern. Das Haus ist auch nicht mehr dein, überall liegen die Verwundeten und schreien nach Rettung. Aber komm jetzt mit hinaus auf die Straße und schau das Dörflein an in seiner kläglichen Zerrüttung: kennst du's noch? Siehst du die vielen Löcher in den Dächern? Das haben die Kugeln und Granaten gethan . . 's ist nur ein Wunder, daß ein Stein auf dem andern geblieben, doch Gott sei Dank! auch die deutschen Geschosse sind bei weitem nicht alle zerplatzt und haben nicht überall gezündet! Siehst du, wie die Fenster, die Läden, die Hofthore, die Kellerthüren zerschossen sind, zerschlagen da herumliegen? Das hat der letzte Sturm, der Straßenkampf, die Wuth der Soldaten angerichtet. — Du mußt Acht geben . . . sie reiten dich nieder oder stampfen dich zu Boden . . . du hörst ja, wie sie johlen: „All Deutschland nach Frankreich hinein." — Oder du stolperst über Leichname, Waffentrümmer, todte Pferde . . . Es wird dir bange? Du mußt nicht weinen; komm mit ins Oberdorf . . Schau, wie's allenthalben noch raucht und flackert . . . Da haben die Bayern gehaust . . . Eins, zwei, drei Wohnhäuser, . . . fünf Scheunen liegen in Schutt und Asche. Und wo sind die Heimatlosen? Da stehen sie vor den Ruinen ihrer Habe und heulen, daß sich die Steine darob erbarmen möchten: „Ach Gott! wohin? wo aus? wo ein?" Nicht wahr, das ist herzzerreißend?

Aber laß uns eilen. 's ist Sonntag heute. Da stehen die ausgebrannten Kirchenmauern; schau hinein in die glü-

hende Feuermasse . . . sprich ein „Kyrie Eleison" und komm mit ins Unterdorf. Da ist die Verheerung noch viel größer. Kein ganzes Fenster, fast keine Ziegeln mehr auf den Dächern, das Schulhaus in Bresche geschossen, die Schilder aus den Scheunen und Gehöftemauern gebrochen, zwei Wohnhäuser vollständig niedergebrannt, eine ganze Reihe von Scheunen ein Raub der Flammen, die untersten Häuser jämmerlich durchlöchert, das Vieh in den Stallungen getödtet, die Friedhofmauer, die Grabsteine in Trümmern . . . 's ist eine staunenswerthe Gottesgnade, daß nicht alles in Grund und Boden versunken. Und Elsaßhausen dort drüben! Du siehst die rauchenden Schutthaufen. Was meinst, daß noch von dem anmuthigen Dörflein steht?

Es wird dir weh ums Herz . . . Sei ruhig und laß deine Seele nicht in Jammer zerfließen, du mußt mit uns kommen. Schau, das war vorgestern dein Garten; da standen deine Blumen, die du mit Liebe gepflegt, dein Gemüse und deine Pflanzen, deren du in Hoffnung dich freutest. Nun ist alles dahin! zerrissen, zertreten, vernichtet! Da hinter der Gartenmauer hatten sich noch auf dem Rückzug die Turcos verschanzt — du hast sie ja gegen 5 Uhr noch brüllen hören wie wilde Thiere in der Wüste. Gib Acht! da liegt einer, das Hirn aus dem Kopfe geschossen, — nach Jahren siehst du noch die dunkeln Blutspuren an der Wand; — dort unter dem Apfelbaum liegt noch einer, das Angesicht schrecklich verzerrt, den Mund voll Erde, die Hand krampfhaft auf die Brust gedrückt, wo die tödtliche Kugel ihn getroffen! Du bebst zurück? Da komm herüber und sieh, wie das Gartenhäuschen zugerichtet ist ... da muß furchtbar gestürmt und gerungen worden sein ... eine, zwei, drei, vier, fünf Leichen, lauter Afrikaner, eine große Hecatombe von Opfern . . Nicht wahr, das ist grauenhaft? Du kannst den Anblick solchen Würgens nicht ertragen? Komm, wir gehen hinaus ins Weite. Du

mußt das Schlachtfeld sehen, den eigentlichen Schauplatz des Völkerkampfes, denn es liegt eine mächtige Bußpredigt in diesem greulichen Schauspiel . . . Siehst du, wie da unten im Thal und bis zu unsern Hügeln herauf ein finsterer Nebelschleier über den Gefilden lagert? Ist's nicht wie ein großes Leichentuch, welches die seufzende Natur über diese Schädelstätte gebreitet? Und fühlst du's auch, wie die Luft von Rauch und Pulverdampf und Blutgeruch erfüllt, so schwül, so drückend ist, so unerträglich den Athem hemmt? Das ist etwas von dem Fluch, den der Mensch durch die Sünde in die ganze Schöpfung getragen hat. Sieh, das waren unsere Felder, unsere Kartoffeläcker, Weinberge, Wiesen . . . Da wars vorgestern noch so schön, so lieblich, und jetzt? welche Verheerung, welche zerstampfte, rothgebrannte Wüste? Ist's nicht, wie wenn ein sengendes Feuer drüber hingefahren wäre und hätte alle deine Hoffnungen bis auf die Wurzel zerstört? Das hat die Kriegsfackel gethan! Und wo sind die lieben kleinen Sänger, die Vögelein, die sonst so zahlreich, so lustig und fröhlich in Feld und Wald, ihr Morgen- und Abendlied ertönen ließen? Gelt, du hast's gemerkt? Sie sind alle verstummt, verschwunden! Die hat der Kanonendonner verscheucht. — Aber mache dich los von dem Bilde deiner zerstörten irdischen Habe; schau um dich her und sieh allenthalben die Schreckensspuren des gestrigen Tages. Da liegen bunt durcheinander zerbrochene Wagen, Gewehre, Bajonnette, Säbel, zerrissene blutige Kleider, Zelte, Tschako's, Tornister, Gebetbücher, Photographieen, todte, halb aufgezehrte Schlachtthiere, Geflügel, verschüttete Speisen, Kochgeschirre, Fässer, Säcke, kurz alles, was ein Heer haben und verlieren kann. Da liegen einzeln und haufenweise die todten, bereits hochaufgeschwollenen Pferde jener unglücklichen Cuirassiere, die bei Elsaßhausen und Morsbronn so vergeblich geopfert wurden. Da liegen die Söhne beider Nationen schaarenweise an

manchen Stellen, an der Wörther Hohl, beim Turcohäuschen, bei Elsaßhausen — zu hunderten, Mann an Mann, auch Hand in Hand, mit geschlossenen oder starr offenen Augen, mit gebrochenen Herzen — dahingemäht in der Kraft und Blüthe des Lebens, dahingefahren — (wer weiß? wie mancher) ohne Gebet, ohne Vergebung der Sünden, ohne Auferstehungshoffnung zum ewigen Leben? Nicht wahr, es wird dir schaurig auf diesem Todtengefilde? Komm nur, du hast das gräßlichste noch nicht gesehen; laß uns wandeln durch die Leichenreihen, damit deine Seele erschüttert werde zu gründlichem Selbstgericht und heilsamer Todesbereitschaft auf dein Leben lang und du deinen Kindern und Kindeskindern Zeugniß geben könnest von den Schrecknissen dieser Tage. Da siehe diese verstümmelten Leiber . . . Dem einen ist ein Arm oder Bein abgeschlagen, dem andern der ganze Kopf vom Rumpfe geschossen: einem dritten die Hirnschale in Stücke zerschmettert; einem vierten der Leib aufgerissen, daß die Eingeweide verschüttet liegen . . . Ja wahrlich:

„Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Wenn sie nur alle da wären, jene fluchwürdigen Missethäter, welche dieses Blutbad heraufbeschworen haben! und hineinschauen müßten in die bleichen Angesichter all' dieser Erschlagenen! O sie würden mit Kainsangst von dannen fliehen und unter dem Bann ihrer Verworfenheit in den tiefsten Abgrund versinken!

Und wenn sie nur auch da wären, alle die kriegslustigen Revanchepropheten, diese heillosen Träumer, und miterleben müßten, nur einmal! die Schrecken und Greuel solchen Blutvergießens . . . . sie würden mit Scham und Entsetzen an ihre Brust schlagen und das Würgen satt bekommen in Ewigkeit!

Die ersten Gräber.

Sonntag Vormittag.

Von Sonntagsgedanken, Sonntagsruhe, Sonntagssegen allenthalben keine Ahnung ... Die meisten Einwohner wissen vor Betäubung und Verwirrung gar nicht mehr, wo sie sind und wie sie leben. Und in der ganzen Umgegend ist's dasselbe Getöse, dasselbe Kriegsgetümmel — überall sind die Gotteshäuser in Lazarethe verwandelt, kein Friedensglöcklein ertönt herauf oder herüber .. es gibt heute wieder einen schweren Tag. Glühend heiß brennt die Sonne auf alle die Leichname hernieder; was wird es geben, wenn sie nicht bald, so schnell als möglich begraben werden? Es ist gewißlich war, ein fühlender Christenmensch muß in der tiefsten Seele ergrimmen! Wenn doch Menschenblut vergossen werden muß, warum hat nicht jedes kriegführende Heer eine Truppenabtheilung, welche die Bestattung der Todten besorgt? Sind die Gefallenen nicht mehr so viel werth, daß man sie sammele und liebe- und ehrenvoll begrabe, ehe die Verwesung ihre Leiber noch entsetzlicher entstellt? Oder ist des Jammers der Einwohner nicht genug, daß sie auch noch diesen auf sich nehmen sollen?

Es geht ein heimlich Gemurmel, die ganze Nacht seien große Todtenwagen durch's Sauerthal gerasselt und haben deutsche Gefallene in die Pfalz hinabgeschleppt, damit der Muth der Soldaten durch den Anblick massenhafter Leichenhaufen nicht erschüttert werde ... Ist's Wahrheit? oder ist's ein Phantasiegespinnst, welches dort unten in unsern Rebhügeln und Waldschluchten haust? Niemand kann's mit Bestimmtheit behaupten — allgemein aber wird's geglaubt. Die

deutsche Vorsicht ist ja bekannt. Uebrigens, wie kommts, daß hier oben viel mehr französische als deutsche Todte liegen, da doch die Menschenschlächterei auf beiden Seiten gleich zahlreiche Opfer gekostet hat? — Ich wollt', sie hätten auch in unsern Gärten und Feldern nicht blos ihre Offiziere und besonders theure Kameraden, sondern Alle, Alle ohne Unterschied in die Erde gebettet! . . . Denn, um Gotteswillen, wer soll es thun? Wie unsere auseinandergejagte Heerde zusammenbringen? Viele Männer mußten mit ihren Wagen der deutschen Armee nachziehen, und die meisten Jünglinge sind immer noch auf der Flucht oder liegen aus Furcht vor dem Feinde in den Wäldern versteckt. Man versetze sich einmal in solch eine fürchterliche Lage . . . Wenn nur die Todten im Dorf, in dessen unmittelbarer Umgebung aufgehoben und bestattet werden könnten, daß doch die Pestilenz nicht hereinbricht . . . . Die Durchmärsche dauern fort; ein Heereszug nach dem andern fluthet landeinwärts den Vogesen zu; sie ziehen kalt und fremd vorüber und fragen nicht nach unserm Schmerz.

Aber weilt nicht da drüben im Wirthshaus ein commandirender General, der gestern mitgefochten hat, — dessen herzensgute Schwester in Niederbronn wohnt — vielleicht, was gilts? die Siegesfreude hat Mitleid, Erbarmen in der gestählten Kriegerbrust erweckt . . . Mach dich auf; geh zu ihm . . . Bitte, flehe um Hilfe — er wird dich anhören, er wird, er muß, und thut ers nicht — in Gottes Namen. Gesagt, gethan — den Amtsrock her, der wird schon bessern Eindruck machen, und ehe fünf Minuten vergehen, steh ich drüben am Wirthshaus und frage nach Sr. Excellenz, Herrn General v. d. T.! Eine Menge von Offizieren und Adjutanten gehen da aus und ein. Ich werde endlich angemeldet — es dauert ein Weilchen, und das arme Pfäfflein steht vor dem stattlichen Feldherrn, der von seinem zahlreichen Stabe umgeben ist. Mein Gott, wenn ich daran denke! Die Herren sind gerade

beim Frühstück, sie essen und trinken nach Herzenslust. — Gerade sagt einer: „Excellenz, es ist kein Wein mehr da" . . Ich gestehe, zum erstenmal wird's mir dunkel, bitter ums Herz, seit gestern keinen Bissen Brod, keinen Tropfen Wasser — keinen Augenblick Ruhe — und hier die Sieger beim stärkenden Mahle . . . . Ich weiß auch nicht, was ich rede — die Thränen rieseln über mein Angesicht, ich bitte um Schonung für die Gemeinde, um einige Mannschaften, damit doch die Leichname von den Gassen aus unserer Mitte entfernt und begraben werden. Und ich habe keine Fehlbitte gethan. Der General ist wohlwollend und freundlich und gibt Befehl, es sollen sogleich zwei Abtheilungen Pioniere abgesandt werden mit der Weisung, die Arbeit in Angriff zu nehmen. Ein schwerer Sorgenstein fällt von meinem Herzen; ich danke, so gut ich kann, und nun gehts hinaus an die erste Bestattung der Todten. Aber welche Arbeit, in die dürre felsenharte Erde eine große 4—5 Fuß tiefe Grube zu graben! Mehrere Stunden vergehen, ohne daß eine solche Ruhestätte vollendet ist. Unterdessen werden die Leichen herzugetragen — in kläglichem, — manche in unbeschreiblich schauerlichem Zustande, endlich werden sie mit den Kleidern, die sie noch anhaben, hinabgelassen in das gemeinsame Grab, wo in fest geschlossener Reihe 30—40 Mann neben einander liegen. Das ist die erste Schichte. Dann kommt die zweite. Eine gleiche Zahl entseelter Kriegsopfer wird auf die erste gebettet — eine kurze Einsegnung wird über sie gesprochen, und ein abgebrochenes Reis bezeichnet einstweilen die Stätte, wo sie ruhen. Dann gehts zur zweiten Grube, wo dieselben Marterbilder uns entgegentreten, und wo in gleicher Weise der Tod seinen Raub verschlingt. Das ist die erste, durch die größte Noth gebotene Beerdigungsarbeit. Viele, wenigstens doch 200 Gefallene sind in diesen Vormittagsstunden bestattet worden. Aber was ist diese Zahl gegen die, welche noch draußen liegen, denn

nach allen Richtungen hin ist ja dieselbe Zerstörung. — Es muß wohl bald Mittag sein. Eine Ewigkeit schon gehe ich da herum in dieser brennenden Hitze. Ich bin todesmüde ... wenn ich nur einmal wieder daheim wäre! ...

Die Gunstetter Mordgeschichte.

Sonntag 1/2 12—12 Uhr.

Ich komme bis an den Schloßgarten. Da tritt ein Oberst heran und spricht die zornigen Worte: „Herr Pfarrer, Sie haben Hallunken und Spitzbuben in Ihrer Gemeinde, denen muß sofort nach Gerechtigkeit gelohnt werden". „Wie so? Was ist denn geschehen?" „Sonderbar, Sie wissen also nicht, daß die Einwohner von Fröschweiler auf unsere Truppen geschossen, Verwundete meuchlings ermordet, Todten die Augen ausgestochen, die Zunge, die Ohren abgeschnitten haben?" — „Herr Oberst, ich kenne unsere Bauern — es sind friedliche Menschen ... Solche Greuelthaten sind hier nicht geschehen, unmöglich — wo sind die Leute?" — „Da kommen sie herüber" ... Eine Menge Soldaten wogt zusammen. „Platz da! ... Hier sind die Schlachtfeldhyänen ... Aufgeschaut! Der Pfarrer ist da! gebeichtet! kurz ... das Armensündergebet ..." Von allen Seiten tönts: „Aufhängen! an den Füßen aufhängen ... hier an diese Bäume ..." — „Ich bitte um Gotteswillen, seien Sie menschlich ... nur einen Augenblick ... nur ein Wort: Die Leute sind ja nicht aus unserer Gemeinde ..." „Nieder mit den Scheusalen! Aufgeknüpft das schändliche Franzosenvolk ..." „Nein! Sie dürfen diese Schmach nicht auf unsere Gemeinde werfen! Um

Ihrer Ehre willen . . . Sie dürfen Fröschweiler nicht ganz zu Grunde richten . . ." — Das Racheschnauben wird einigermaßen gedämpft; die Flüche und Verwünschungen verstummen. Es wird möglich, die Beschuldigten zu betrachten. Welche Schreckensgestalten! Geknebelt an Händen und Füßen, die Köpfe blutrünstig geschlagen, das ganze Gesicht voll Koth, Beulen und Wunden, die Augen fürchterlich aus ihren Höhlen getrieben, die Zunge, vor Durst geschwollen, zum Munde heraushängend; alle Kleider in Fetzen zerrissen, alle Glieder, von dem bloßen Scheitel bis zur nackten Fußsohle, erbärmlich zermartert. Und welche Verzweiflung auf ihren Gesichtern! welche Höllenangst vor dem Tode! . . . „Wo seid ihr denn her?" — „Von Gunstett. — Sie kennen mich ja, Herr Pfarrer, ich bin der Sohn des Bürgermeisters!" — „Ja, ich kenne Sie." — „Und mich kennen Sie auch, ich bin der Schullehrer!" — „„So, du bist der Schullehrer? Du schwarzes Aas! Du Schandfleck der Menschheit! Ist das dein Unterricht, dein Beispiel unter den Kindern? Wart, du sollst höher hängen als alle andern!"" „Habt ihr denn wirklich solche Verbrechen verübt?" „„Ja, ja, sie habens gethan! ich habs gesehen, ich bin dabei gewesen, der Schulmeister hat mit zwei Flinten aus dem Keller geschossen — der Kleine, Schwarze dort (ein 15jähriger Knabe!) ist ertappt worden, wie er einem Verwundeten den Dolch in den Leib stieß."" — „Nein, nein, wir haben nichts gemacht! So gewiß die Sonne am Himmel steht, wir sind unschuldig! O! o! wir müssen sterben! O nur noch eine Stunde leben! nur einen Trunk Wasser!" „„Nimmermehr! die Hunde dürfen kein Wasser kriegen . . . keinen Tropfen Wasser . . . Vergeltung für unsere Brüder!"" — „Soll ich den katholischen Feldprediger rufen, daß er mit euch bete?" — „Nein, nein, verlassen Sie uns nicht! Wenn Sie fortgehen, sind wir verloren! Die Herren sind ja Deutsche, Sie können gewiß Gnade für uns erlangen!" — „Ich fordere

euch abermals auf, vor dem Angesichte Gottes, gebt der Wahrheit die Ehre! Habt ihr auf die Truppen geschossen oder Verwundete verstümmelt, so gestehts doch, ehe ihr zum Tode geführt werdet und eure Seelen vor Gericht kommen?" — „Wir sind unschuldig! o meine arme Frau, meine armen Kinder!" — „„Das Ding währt zu lang . . . Adjutant, gehen Sie schnell zum commandirenden General und fragen Sie, ob das Todesurtheil vollstreckt werden soll?"" „Hört ihr's? Noch ein paar Minuten . . . Schnell abgemacht, ehe die Seele in die Ewigkeit fährt!" „„Hurrah! baumeln soll die Teufelsbrut, daß ein Schrecken über alle Franzosen komme! Wir wollen fürs Vaterland sterben, aber nicht ermordet sein!"" — Jetzt naht der fürchterliche Augenblick . . . Der Adjutant ist fort, was wird er für Antwort bringen? . . . Zittern und Beben, Heulen und Zähneknirschen ergreift die Verurtheilten. Einige brechen zusammen, Andere erheben winselnd, schrecklich brüllend ihre Blicke und Hände gen Himmel: „Gute Nacht! Vater und Mutter! Gute Nacht! Frau und Kinder! O Jesus, Jesus!" — Mir wird schwindelig vor den Augen, das Herz möchte mir im Leibe erstarren. Aber es gibt einen letzten Versuch zur Rettung dieser Unglückseligen: „Meine Herren, die Schuld dieser Unglücklichen ist nicht erwiesen. Und welche Entscheidung auch der General treffe, thun Sie es nicht! Diese vierzehn Menschenleben sind in Ihrer Hand, geben Sie nicht zu, daß sie geopfert werden, ohne nochmalige gründliche Untersuchung. Sie haben einen großen Sieg erfochten, vergessen Sie nicht, des Siegers schönste Krone ist Erbarmen!" — Der Adjutant kommt zurück; er ruft von Weitem: „Nicht hinrichten, nicht aufhängen! Abführen nach Sulz ins Hauptquartier des Kronprinzen!" — „Marsch!" — Die Gebundenen athmen auf aus dem Todesabgrund, machen Kehrt und werden unter Flüchen und Mißhandlungen zum Lager hinausgestoßen. Was sie bis Sulz noch gelitten haben, hat Niemand erfahren. Einer

hat unterwegs den Geist aufgegeben, ein 80jähriger Greis, die andern wurden begnadigt.

Wenn ich jetzt zuweilen an die Stelle komme, wo ich mit ansah, wie jene verurtheilten Missethäter ihre Galgenfrist zubrachten, da durchrieselt ein unaussprechliches Schaudern meine Seele, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: „O wie muß es doch so trostlos, so schrecklich in der Hölle sein!“ -

Fragt nun aber einer, und wie unzählige Male ist an den Erzähler diese Frage schon gerichtet worden: Was hältst du von dieser Greuelscene? Haben die Einwohner von Gunstett und andern Orten (einer war von Birlenbach) diese Unthaten wirklich verübt, oder sind sie durch ein besonderes Mißgeschick, was ja auch möglich wäre, in diese gräßliche Todesgefahr gerathen? — so bleibt die Antwort unabänderlich dieselbe: Die Geschichte steht hier vor einem Geheimniß, welches hier zu Lande wenigstens niemand zu lösen vermag. Die Anklagen der Offiziere und Soldaten waren so bestimmt, so hartnäckig, die Wuth und die Mißhandlungen gegen die Unglücklichen so grenzenlos, daß auch der roheste Mensch zugestehen müßte, es wäre ein unverzeihliches Verbrechen, unschuldige, wehrlose Bürger so barbarisch zu martern! Man kann allerdings sagen, denn es ist leider wahr: In jedem Menschen schlummert ein wildes Thier; wenn das im Schlachtendonner seine Fesseln sprengt, wer kann es bändigen?

Andrerseits waren die Betheuerungen der Angeklagten auch Angesichts des Todes so fest, so unerschütterlich, ihr Jammer- und Wehgeheul so haarsträubend, daß jeder Zuschauer sich sagen mußte: sie können doch unmöglich an der Schwelle der Ewigkeit ihre Seele noch mit Meineid belasten. Aber freilich kann auch hier nicht in Abrede gestellt werden: Der Fanatismus, der in diesem ganzen Krieg im Hintergrund spielte, ist eine heimtückische, blutdürstige Bestie, die vor

keiner Missethat zurückschreckt. Wo ist die Wahrheit? Gott weiß es.

Die Hungers- und Wassersnoth.

Der Todtenwagen.

Diese Mordgeschichte hat mich schier aufgerieben. Sie gehört zum Entsetzlichsten, was ich erlebt habe; ich glaube auch, ich wollte lieber sterben, als solch einen Tigerkampf noch einmal mit ansehen. Todesmüde komme ich endlich wieder heim. Es ist ein Uhr. Auf der Straße dasselbe Gedränge, in Hof und Haus dieselbe Verödung. Ich habe sehr Hunger . . . und meine Leute da droben . . . Wunderbar! die sind ganz vergnügt. Sie erzählen mir, ein deutscher Offizier sei gekommen und habe gefragt, ob sie Noth litten, und als sie ihm gesagt, sie hätten heute noch nichts gegessen als ein wenig Milch, da habe der fremde Herr Brod und Speck auf den Tisch gelegt und habe mit ihnen getheilt und gegessen, sie seien satt geworden, und es sei noch übrig für mich, wenn ich heimkäme. Ach du guter Gott, hab Dank für diese Wohlthat und begleite mit deiner Gnade den barmherzigen Samariter hinaus ins wilde feindliche Leben! — Wenn nur alle unsere Leute im Dorf so ein Mittagsmahl hätten! Denn gewiß, sie haben alle Hunger und Durst, und nirgends mehr ist etwas vorhanden. Wie wirds ihnen ergehen? 's ist schon gar lang seit gestern Morgen — und alle diese Schrecken und Erschütterungen . . . Wenn sie doch den Muth hätten und giengen hinaus und rafften sich Kartoffeln zusammen — aber kein Mensch traut sich aus der Höhle, Niemand

darf das Schlachtfeld betreten — die eiserne Ruthe des Krieges will's — sie sollen hungern . . . Oder wenn nur aus den Nachbardörfern die Freunde, die Verwandten herüberkämen und brächten Speis und Trank für die Unglücklichen? Ach, was sag ich? Sie sind schon frühe gekommen, aus Jägerthal, aus Langensulzbach ꝛc., sie bringen Milch, Suppe, Brod, was sie gerade haben, aber sie dürfen nicht herein. Dort stehen sie mit ihren Liebesgaben vor dem undurchdringlichen Feindesgürtel; ihr Herz blutet wie das unsrige — sie dürfen nicht hindurch; wir sollen warten — das hat, wie es scheint, dieser Tag zur unerbittlichen Parole. Nun, in Gottes Namen! Wir leiden und schweigen; es geschieht doch nicht mehr und dauert doch nicht länger, als der Allmächtige über uns verhängt hat. Und ich glaube, die Soldaten werden auch heute, wo die Noth am größten, aus Mitleid ihren Mundvorrath mit den Einwohnern theilen; sie haben ja zu essen, und daß mancher ein fühlend Herz auch in Feindesland bewahrt hat, durften wir gestern schon erfahren. Die armen Leute sollen nur bitten, herzhaft bitten, kein braver Kriegsmann läßt den Besiegten erbarmungslos verderben. Er denkt zurück an die Heimat, an Eltern und Geschwister, er denkt vorwärts an die kommenden Gefahren — es wird ihm jämmerlich zu Muthe, und er theilt seinen Bissen mit den Elenden, gewiß, gewiß . . . Darum unverzagt, ist's auch ein schwerer Tag, Gott ist mit auf dem Plan — es darf doch Niemand zu Grunde geh'n . . . Der Mensch kann viel ertragen, sehr viel, und wenn auch einmal die Gebeine vor Hunger klappern, — ist auch gut. Da lernt man wieder den Werth der edlen Gottesgaben erkennen und bitten ums tägliche Brod und danken dem Herrn, denn Er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich . . . Viel peinlicher aber als die Hungersnoth ist der Wassermangel in dieser drückenden Hitze. Ach wie brennt einem das Herz, wie lechzt die Zunge nach

einem labenden Trunke — und nirgend ist Wasser zu finden. Schon lange vor der Schlacht haben unsere Truppen alle Brunnen ausgeschöpft, nur ein einziger sprudelt noch aus mächtiger Quelle. Wer dahin könnte und schöpfen und trinken mit langen Zügen! Ha! welche unaussprechliche Erquickung! . . . Aber es ist nicht möglich; das ganze Dorf ist von Soldaten überschwemmt; der Brunnen ist von durstigen Massen buchstäblich belagert, ein furchtbares Getümmel, sie schreien und streiten, Preußen, Bayern, Schwaben — sie drängen und stoßen einander und schöpfen und trinken und laufen von dannen — und wiederum sind Andere da und wollen auch herzu, drängen sich heran und erhaschen die Beute. O ja! das sind heiße Stunden! da wird man aufgeschreckt zu heilsamer Nüchternheit; da vergeht einem die Lust nach Wein und köstlichem Labsal. Nur Wasser, nur Wasser; Gott erbarm dich! nur Wasser! — Wir nehmen vorlieb, wir sind überglücklich mit Wasser . . . Kein Wasser! — O Wörth, wie beneidenswerth ist dein Schicksal; du liegst an den Ufern der Sauer . . . Dort rauschen die Wasserfluthen so frisch und helle . . . und hier oben diese brennende Dürre. Wer doch hinab könnte und Wasser holen dürfte für sich und die dürstenden Brüder! Aber es darf nicht geschehen; überall heißts: **Niemand** p a s s i r t, und ob wir auch anhalten und flehen: Z u r ü c k! es darf Niemand zum Dorf hinaus. „So laßt doch den Wagen herein, den ein Freund aus Reichshofen, mit Fässern beladen, heraufgebracht hat, bis ans Kreuz, oben vorm Dorfe.“ Er darf nicht herein! — Das ist die Schärfe des Schwertes, das ist Disciplin und Gehorsam im offenen Felde. Nun so sei's denn in Gottes Namen, wir wollen dulden und stille sein. Eine Stunde vergeht um die andere. Es wird schon Hilfe kommen, ja sie kommt gewiß. Und wenn auch einmal vor Durst die Eingeweide brennen, da liegen Tausende von Verwundeten in viel schwererer Trübsalshitze. — Nur

ruhig — solche Zeiten sind auch heilsam. Da lernt man wieder Gottes Gaben schätzen und dankbar genießen. Jetzt wissen wir, was ein Stücklein Brod, was ein Trunk Wasser für einen Werth hat. Wir werdens nicht vergessen, unser Leben lang.

Aber was kommt da für ein Wagen das Dorf herab? Langsam bewegt sich der Zug durch die Heeressäulen — von Zeit zu Zeit hält er stille, und ein düsterer Gegenstand wird hinaufgeschoben. Ist's ein Schreckbild der Phantasie, oder ist's Wirklichkeit? Kommet herzu und sehet das grausige Schauspiel! Es ist ein Todtenwagen, der die Leichname an der Straße, in den Häusern sammelt, daß sie wegkommen aus den Augen, aus dem Lande der Lebendigen . . . Wer hat's befohlen? Wir wissen es nicht. Aber schaut doch dahin. Kann man sich etwas schauerliches denken? Da liegen schon, weiß nicht wie viele, in den Brettern, starr und bleich — und wiederum hält der Wagen und andere Leichen werden hinauf geworfen; die ausgestreckten Glieder sträuben sich hoch empor, und die entseelten Menschenleiber rutschen durcheinander. Fahre weiter, du gräßlicher Erntewagen des Krieges! Fahre fort und bette die blutigen Garben in die Erde! Sie sind gefallen im Streite . . . Die Erlösten aber des Herrn werden wiederkommen mit Jauchzen.

Die Verwundeten.

Wenden wir nun aber unsern Blick und unsere Herzen den Verwundeten zu, welche ihre Tapferkeit nicht in offener Schlacht mit dem Heldentod besiegeln durften, jetzt aber zu Tausenden in ihrem Blute, in ihren Schmerzen liegen. Die meisten sind, gottlob, gestern schon,

andere heute noch gesammelt und in den verschiedenen Ortschaften der Umgegend untergebracht worden. Alle freilich deckt noch kein schirmendes Obdach; es werden immer noch einzelne aufgefunden und da und dort in irgend eine Herberge getragen. Mancher wird auch — wie jene zwei in der Liebfrauenberger Steingrube, oder wie jene zwei andern im Großenwalde — einsam und hilflos verschmachten. Sie gehören zu den theuern Vermißten, in deren Leidenskelch kein Tröpflein Trostes träufelt, auf deren Grab keine Vater- und Mutterthränen fließen. Ihr Heldentod ist doppelt groß vor der Geschichte.

Fragen wir aber zuerst nach der Zahl der Verwundeten. Sie ist groß, sehr groß — wie könnte es in solch einer Schlacht, mit solch mörderischen Waffen anders sein? Die deutsche Verlustliste, an deren Genauigkeit niemand zweifeln wird, bietet folgendes Verzeichniß:

Verwundete: Offiziere 383; Mannschaften 7297; zusammen eine Zahl von 7680 Verwundeten. Rechnet man dazu von den 1370 Vermißten auch nur ein Drittel, so ergibt sich deutscherseits eine Totalsumme von 8136 Verwundeten.

Eine offizielle französische Verlustliste gibt es nicht, und es ist daher niemand im Stande, absolut richtige Angaben zu machen. Indessen, wenn das französische Heer auch nur etwa 45,000 Mann stark in den Kampf gezogen ist, so war doch der Angriff des Feindes so furchtbar und der Widerstand bis zum letzten Augenblick so heldenmüthig, daß wir schwerlich fehl gehen, wenn wir sagen: es sind in der französischen Armee eben so viele Opfer als in der deutschen gefallen. Will man aber das nicht zugeben und der deutschen Uebermacht durchaus größere Verluste zuschreiben, so streiche man 200, sogar 500 Mann, es bleiben immer noch, und die bleiben gewiß: 7636 französische Verwundete. Von den Todten beider Nationen wird weiter unten noch die Rede sein.

Wir haben also die runde Gesammtzahl von 15,700 Verwundeten. Dieselbe vertheilt sich, nach sorgsam gemachten Erhebungen, am 7. August, mit annähernder Genauigkeit, in folgender Weise (wir machen die Runde des Schlachtfeldes):

Eberbach 750 Verwundete, Morsbronn 800, Walburg 220, Dürrenbach 200, Brückmühle 325, Gunstett 800, Spachbach, Oberdorf 750, Dieffenbach 800, Görsdorf 1170, Langensulzbach 750, Wörth 4800, Fröschweiler, Elsaßhausen 4000.

Die Uebrigen liegen in Reichshofen, Niederbronn, Hagenau, Straßburg ꝛc., denn Viele sind während der Schlacht dort hinab transportirt worden, oder auch in der allgemeinen Flucht in jene Ortschaften entronnen. So hat der Erzähler einen französischen Artillerie-Offizier kennen gelernt, dem eine Granate den rechten Arm abgeschlagen und den Leib aufgerissen hatte, und der doch so viel Energie bewahrte, daß er auf seinem Pferde bis nach der Eisenhütte in Reichshofen gelangt ist. Andere sind sogar, wie schon angedeutet, unerachtet ihrer Wunden bis nach Straßburg entflohen.

Was den körperlichen Zustand der Verwundeten betrifft, so läßt sich denken, welche Mannigfaltigkeit in den Verletzungen sich offenbart. Es gibt am menschlichen Leibe kein Glied, welches nicht an diesen Tausenden von Unglücklichen, wer weiß wie oftmals, getroffen oder verstümmelt worden wäre. — Viele natürlich, — wir wollen sogar annehmen, die Hälfte — sind nur leicht verwundet. Die feindliche Kugel hat sie eigentlich blos gestreift, am Kopf, im Gesicht, am Hals, am Arm, an der Hand, am Schenkel, am Fuß, oder ist, ohne den Knochenbau zu zerschlagen, oder sonst ein edles Organ zu treffen, durch irgend einen fleischigen Theil des Körpers gefahren. Glück zu! die sind keine Krüppel, keine dem Tod geweihten Opfer — sie bedürfen eine Weile sorglicher Pflege — aber bald stehen sie wieder da und greifen,

wenn's noth thut, auf's Neue zu den Waffen. Viele aber auch, gewiß die Hälfte, sind schwer verwundet. Der Granatsplitter, die Kugel hat sie mörderisch getroffen; die Hirnschale zerschlagen, die Kinnlade weggerissen, den Arm oder auch beide Arme zerschmettert, die Lungen durchbohrt, die Eingeweide durchschossen, den Oberschenkel, die Beine zertrümmert. Das sind die Bejammernswerthen ... O diese Marterbilder! sie möchten sterben und werden sterben, aber die Angst und die Schmerzen, die entsetzlichen Schmerzen Tage, Wochen, vielleicht Monate lang bis zum endlichen Tode!

Und wo sind sie einstweilen alle untergebracht? Wie und wo es eben möglich gewesen. Die Offiziere in Privatwohnungen, in guten und schlechten Betten, in gutwillig geöffneten oder gewaltsam erschlossenen Häusern ... Die zuerst gekommenen Soldaten theilweise ebenfalls in Stuben und Kammern der Einwohner auf Matratzen, Strohlagern &c. Aber die große Masse? Wohin mit all den Tausenden? In den Ortschaften, welche nicht unmittelbar im Schlachtenrayon lagen, und wo die Zahl der Verwundeten nicht über 300 bis 600 steigt — in die Kirchen, Schulhäuser, Pfarr- und Gemeindehäuser; aber in Wörth, Fröschweiler, im eigentlichen Centrum des blutigen Kampfes, wo die Verstümmelten tausendweise sich häufen, wo schon während der Schlacht alle, auch die geräumigsten Locale überfüllt worden sind — in die Scheunen, in die Stallungen, Schuppen, Gehöfte — auf trockene Dunghaufen, unter freiem Himmel.

Doch wie ist der moralische Zustand dieser Kranken? Verschieden. Den Deutschen bleibt ein unermeßlicher Vortheil: Ihr Vaterland ist gerettet, ihr Heer hat gesiegt; sie selbst haben tapfer mitgefochten; mancher hat bereits eine Auszeichnung bekommen: ob Wiedergenesung, ob Heldentod auf fremder Erde — Deutschland ist oben! Das hebt und stärkt die Leute. Daher, bei leicht Verwundeten, eine freudige Begeisterung

mitten im Leiden, bei tödtlich Getroffenen, abgesehen von höhern Trostesgründen, eine ruhige Ergebung in's harte Loos, bei einzelnen auch in Gottes Willen. „Es geht mir überall gut, spricht ein polnischer schmerzlich leidender Hauptmann zu Pfarrer S., der ihn trösten will — es geht mir überall gut, wo mein König mich hinschickt."

Bei den Franzosen ist's anders. Frankreich ist geschlagen. Der Ruhm der unüberwindlichen Armee ist dahin; sie haben ihr Blut für eine schlechte Sache umsonst vergossen; ob leicht, ob schwer verwundet, sie sind gefangen, vernichtet. Das drückt und entmuthigt die Braven. Daher bei unsern Offizieren und Soldaten ein Mißmuth, eine Niedergeschlagenheit, die sich bei einzelnen zu heroischer Dulderkraft, bei andern zu förmlichem Wahnsinn steigert. Da liegt ein Offizier in unserm Hause, am Kopfe verwundet: es ist unmöglich, ein anderes Wort aus ihm herauszubringen als: oh la France! la France! Drüben im Schloß ein Hauptmann, vollständig verrückt, der den ganzen Tag schrecklich fechtend im Zimmer umherirrt und schreit: „il est là! il est là!" Im Elternhause ein Cuirassierhauptmann, der bei jedem Fieberanfall Mark und Bein erschütternd commandirt: „protiquez la charge! protiquez la charge! Und der wahnwitzige Zuave, der im Hemd auf der Gasse herumläuft und die Trommel schlägt zum schauerlichen Todtentanz! —

Was einen aber bei allen Verwundeten so ganz besonders wohlthuend berührt, ist die rücksichtsvolle freundliche Gesinnung, mit welcher sie einander begegnen. Alle Feindschaft ist vergessen; friedlich, brüderlich liegt der Franzose neben dem Deutschen; mitleidig, hilfreich bietet der eine dem andern die Hand. „Maman!" stöhnt der Gallier, „Mutter!" seufzt der Germane — und Camerad verstehen auf dem Schmerzenslager alle beide . . . o ja, es klingen im Menschenherzen auch noch edle Saiten, und es wird gewiß die Zeit noch

kommen, wo unter Einer Fahne die Brüder einträchtig bei einander wohnen.

Die erste Pflege der Verwundeten.

Da sind die andern Ortschaften, Langensulzbach, Görsdorf, Dieffenbach, Wörth, Spachbach, Gunstett 2c. auch wieder viel besser daran, als wir in unserm trübseligen Fröschweiler. Sie haben freilich auch schwer gelitten, doch sind sie nicht so hart beschossen und auch nicht so vollständig ausgeplündert worden, wie wir in unserm Dorfe. Es sind also wohl noch kleinere Vorräthe an Lebensmitteln vorhanden. Jedenfalls haben sie, was die Verwundeten am allernöthigsten brauchen, wornach sie mit tiefster Sehnsucht verlangen: Gutes, frisches Wasser! Die staub- und blutbedeckten Kranken können doch gewaschen und der innere Brand, die Fiebergluth, mit kühlendem Labsal gelöscht werden. Auch sind dort die Deutschen auf dem Plan mit ihrem unvergleichlichen Sanitätswesen, mit ihren zahlreichen Aerzten, Heil- und Rettungsmitteln aller Art. Da kann der Noth der Verwundeten doch einigermaßen gesteuert werden. Aber hier in Fröschweiler! Wahrhaftig, man möchte von Sinnen kommen, wenn man in diese Jammertiefen hineinschaut. Da hat der Plünderungssturm alles, alles weggerissen; da ist auch mit übermenschlicher Anstrengung kein Wasser aufzutreiben, und den einen Brunnen, der noch Wasser hat, geben die Soldaten nicht frei, wenn man sie niederschösse! Da sind im Ganzen nur acht französische Aerzte, und die wenigen Sanitätsvorräthe, die sie mitgebracht, sind meistens verloren gegangen. Haben sie doch heute schon ein todtes Pferd abgezogen und daraus Beffsteaks

für die hungernden Verwundeten gebraten. Und viertausend verstümmelte Menschen, die seit gestern auf Hilfe und Erquickung warten! Ist's nicht zum Rasendwerden? Da liegen die armen Schlachtschafe . . . in den Schloßräumen 900, im Schulhaus 500, in unserm Hause 96, in jedem Bauernhause 10, 20, 30, in einigen bis 60 Mann. Sie wissen gar nicht, in welche öde Wüste der Krieg sie geworfen — sie bitten, flehen, stöhnen, wimmern so kläglich, so herzzerreißend: „à moi, à moi!“ „zu mir, zu mir!“ „Wasser, nur einen Trunk Wasser.“ Und wir stehen da, wir schauen sie an, wir hören ihr Jammergeschrei, wir weinen mit den Unglückseligen, wir möchten so gerne helfen — unaussprechliche Wehmuth spricht aus ihren matten Augen — wir können nicht helfen. Sie müssen also verhungern und verschmachten? Ja, Viele, Viele sind schon verschmachtet! Viele haben schon unter entsetzlichem Todesringen den Geist aufgegeben . . . und wir stehen da, gehen von einer Marterhöhle zur andern und sehen zu . . . wir sehen die verstümmelten Leiber in der Fieberhitze sich krümmen, die aufgehobenen Hände hilflos zurückfallen, die starren Augen im Tode brechen — wir sehen es, und können nicht helfen. O, wer solches noch nicht erfahren hat, der kann wohl daheim über Krieg und Sieg viel phantasiren, er hat aber noch nicht aus der Tiefe rufen gelernt:

„Verleih uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu unsern Zeiten.“

So geht der Sonntag vorüber; ein ewig langer Leidenstag für die Gesunden und Kranken. O, was wird noch entstehen, wenn dieser Hungers- und Wassersnoth nicht Abhilfe geschieht! Wenn diese schwüle, pestilenzialische Luft nicht verscheucht, nicht verbessert wird! Der Jammer hat allenthalben seinen höchsten Gipfel erstiegen. Es bleibt uns nur ein Trost:

„Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf mit Macht herein.“

Und siehe, es läßt sich an, als wolle der allmächtige Gott sich unser erbarmen und uns heute noch ein Angeld schenken, daß wir nicht vergehen sollen in unserm Elend. — Es ist Abend geworden. Der Himmel bedeckt sich mit schwarzen Wolken. Ach wenn doch ein Wetter käme, ein Regenguß, ein mächtiger Platzregen! Welche Wohlthat! Nur ruhig, es blitzt und donnert in den Bergen —, die Elemente müssen uns zu Hilfe kommen. Das Gewitter rückt näher, es lagert überm Schlachtfeld, die Donnerschläge dröhnen gewaltig, es wird immer dunkler; jetzt regnets ... wahrhaftig, es regnet ... es regnet stark und stärker ... o, seid gesegnet ihr kühlenden Fluthen — rauschet fort noch eine Stunde, die ganze Nacht hindurch und ergießet in Strömen Labsal auf die dürre Erde, in die brennenden Herzen! — Und es regnet fort, als wären die Schleusen des Himmels aufgethan — wir schauen zu und wissen gar nicht, wie eigenthümlich uns zu Muthe wird; man kann's nicht aussprechen, welch wohlthuenden Eindruck dieses Plätschern auf Leib und Seele macht. — Ja, jetzt könnte man sich hinlegen und ruhen von allen Mühseligkeiten der vergangenen Tage ... schlafen, und wär's am harten Boden — schlafen wie ein Todter, einen langen langen Schlummer .... Aber wir dürfen nicht ruhen; die Truppenzüge fahren und reiten und marschiren ununterbrochen vorüber, und wie gestern, so auch heute brechen die Soldaten in alle Häuser und Gehöfte ein. Sie wollen Stroh für's Lager, Stroh zur Bedeckung ... „Wir haben ja kein Stroh mehr!" „So nehmen wir Garben!" „Nehmt in Gottes Namen Alles!" — Plötzlich ist's ruhig im Pfarrhof ... da draußen steht eine Schildwache vorm Thor im Regen und läßt keinen Menschen mehr herein. Wer hat sie hingestellt? Ich weiß es nicht. Ist's eine That des Erbarmens, die der commandirende General mir erwiesen? Wahrscheinlich. Ich bin einstweilen dankbar; wohl hab ich nichts mehr zu ver-

lieren, aber ich bin doch geschützt in dieser stürmischen Nacht. Aber horch, welch Schreien und Jammern vom Schloßgarten herübertönt! . . Zu Hilfe! zu Hilfe! um Gotteswillen . . . Das sind unsere Verwundeten, die wir aus der Kirche getragen: die liegen ja unter freiem Himmel. Großer Gott! heute im Sonnenbrand, jetzt im Wasser . . . Geschwind fort, die gehen zu Grunde; wir müssen sie retten. Die armen Jungen, wie sie frieren, mit den Zähnen klappern! Wie sie bitten, winseln um Obdach und Hilfe! Wir fassen sie an, einen nach dem andern, tragen sie aus dem Regen hinunter in die Schuppen, in die Ställe zu Hunderten. Mehrere sind am Verscheiden: „o mon Dieu! o ma mère!“ Die sterben diese Nacht. Dort drüben kämpft einer unter entsetzlichen Schmerzen den letzten Todeskampf und befiehlt geduldig seinen Geist in Gottes Hände; ein anderer, noch hör ich's in meinen Ohren, haucht unter schrecklichem Wehgeheul sein Leben aus. Endlich sind alle untergebracht. Stöhnen und Wehklagen verstummen allmählich unter des Regens Geplätscher. — Gute Nacht, ihr Armen! bis die Morgenröthe graut, ist wieder manches Auge im Tode geschlossen.

Die erste Hilfe.

Montag 8. August.

Endlich ist auch diese Nacht überstanden. Wir haben doch einige Stunden schlafen können. Die Schildwache steht noch vor'm Hause; der gute Bursche ist bis auf die Haut durchnäßt; — es hat ihn eben, wie er sagt, niemand abgelöst. Es hat sehr viel geregnet. Die

Luft ist ganz anders: frisch, rein — wir athmen wieder frei auf. Die Pulver- und Leichendünste sind fort; die Blutlachen weggewaschen. — Wir haben Wasser vom Himmel, wenigstens für diesen Tag. Gottes Güte sei gepriesen für die erste Hilfe, denn ohne diesen Regen wäre sicherlich die Pestilenz über uns hereingebrochen. Nun aber ist diese Gefahr abgewendet. — Wir sind wie neu geboren; es kehrt wieder Muth und Hoffnung in die Herzen ein; denn nach der ersten Gotteshilfe bringt jetzt auch die erste Menschenhilfe zu uns herüber. Sie kommen aus den Nachbargemeinden und bringen ihre Liebesgaben: Milch, Suppe, Brod, oder was sie sonst ihrer eigenen Noth abbrechen können. Da kommt der Pfarrer aus Jägerthal mit Nahrungsmitteln und nimmt auch noch unsere kleinsten Kinder mit und beherbergt sie eine ganze Woche; es kommt der Pfarrer von Langensulzbach und legt allerhand Proviant, auch Geld in unsere Hände. Es kommen Freunde aus Hagenau, zu Wagen, und schenken uns Chocolade, Reis, Fleisch, Decken, und nehmen auch gleich eine Anzahl Verwundeter mit in ihre Pflege. Es kommen Vorräthe aus Straßburg, ebenfalls Chocolade, Kaffee, Gries, zwei mächtige Kalbsbraten. Wenn wir nur alle die Gaben noch wüßten! Gott kennt sie; er vergelte den edeln Gebern Alles an Seinem Tage! Es kommt auch eine Kiste von der Großherzogin von Baden mit dürrem Obst, Speck, Pumpernickel ꝛc. ꝛc. O, welchen Trost bereiten uns alle diese Zeugnisse brüderlicher Theilnahme, welche jetzt den Weg nach unserm unglücklichen Fröschweiler finden! Es ist aber auch hohe Zeit. Viele Einwohner taumeln umher wie wahnsinnig vor Hunger und Erschöpfung. — Jetzt kann der allergrößesten Noth gesteuert werden. Gott segnete das wenige; es wird schon noch mehr kommen; gewiß . . . Und wunderbar -- wir finden auch etwas Köstliches, dessen Werth wir nicht genug schätzen können. Da kommt ein Bauer und sagt, da draußen im Feld liege ein

großes Faß, und da sei noch etwas drin, ob man's nicht holen solle für die Leute, für die Verwundeten? — „Geschwind nehmt Kübel und Krüge und holt's, was es auch sei, und bringt's her, wir theilen es aus" . . . Der geht und kommt bald wieder und bringt drei große Krüge voll des besten Cognac . . . . Wir eilen damit fort und stellen das Labsal zur Verfügung der Aerzte in's Schloß, in's Schulhaus: ein stärkendes Tröpflein für Viele! Wir finden noch etwas, ja noch viel mehr, wenn auch unter unsäglichen Strapatzen. Da reitet an der Spitze eines Husarenregiments ein stattlicher Offizier, hoch zu Roß, doch wohlwollenden Angesichts. Was gilt's, in dem schlägt ein warmes Herz unter'm strammen Waffenrock! Wir wagen es, hilft's nichts, schadet's nichts. Wir treten vor ihn, bitten um Lebensmittel für die Verwundeten; es könnte uns ja so eine Proviantcolonne etwas abtreten von ihrem Ueberfluß ꝛc. Er hört uns theilnehmend an, commandirt seinen Leuten Vorwärts, macht Kehrt, gibt ein Zeichen, ihm zu folgen, reitet das Dorf hinab, ich hinterdrein; so nah, so rasch wie möglich; ja, ja, was wird aus mir werden? Er trabt immer weiter, das Feld hinein, ich folge nach im Koth bis an die Knöchel, ich kann schier nicht mehr mitkommen, aber es muß gehen . . . Endlich, ich denke meiner Lebtage dran, drunten gegen Wörth stoßen wir auf die ersehnte Proviantcolonne . . . Halt! „Herr Pfarrer, was wünschen Sie?" — „Was Sie mir geben; je mehr, je lieber!" — „Geben Sie gleich dem Herrn Pfarrer einen Sack Kaffee, einen Sack Reis, zwei Kisten Zwieback und einen Sack Salz!" — spricht's und sprengt seinem Regimente nach. Wer ist's gewesen? Ich habe nicht gefragt. Mir ist's wie ein Traum; ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Aber die Nahrungsmittel sind kein Traum; der ganze Vorrath wird mir sofort übergeben, ich gehe nach Hause, schicke einige Bauern mit Schubkarren hinaus, sie bringen die Beute in's Lazareth —

so, Gott sei Dank — jetzt schaltet und waltet und kochet und speiset die Kranken und helfet, wo noch zu helfen ist. Ja, fürwahr, bis hieher hat uns Gott gebracht durch seine große Güte: Jetzt sind wir gerettet, jetzt sind die bleichen, grinsenden Schreckbilder der Pestilenz und Hungersnoth von uns abgewendet. Jetzt kann allenthalben an den Einwohnern und an den Verwundeten Samariterhilfe in Ausübung kommen. Was jene betrifft, so sind sie schon einigermaßen getröstet, sie fangen an zu glauben und zu erkennen, daß auch diese Kriegstrübsal wieder ein Ende nehmen werde. Die schwersten Erschütterungen sind überwunden, die erste Hilfe hat sie beruhigt, gestärkt und ihnen die Hoffnung gegeben, daß sie auch fernere Theilnahme finden werden. Die Flüchtlinge sind zurückgekehrt und merken nun auch, daß keine Gefahr mehr vorhanden ist. Nirgends, oder doch bei den allerwenigsten, offenbart sich Zorn und Bitterkeit; sie sind gefaßt, erkennen Gottes große Führungen und ergeben sich geduldig in's unvermeidliche Schicksal. Wir werden später noch sehen, wie die barmherzige Liebe von allen Seiten, aus allen Landen sich über unsere Gemeinde ergossen hat. Was die Verwundeten anbelangt, wollen wir nun über deren fernere Pflege und Versorgung hier noch Näheres mittheilen.

Weitere Pflege der Verwundeten.

In der vergangenen Nacht sind wieder Viele gestorben. Was Wunder? Seit Samstag verwundet und die meisten ohne ärztliche Hilfe, ohne ein Krümmchen Brod, ohne einen Tropfen Labsal! Sie mußten ja unterliegen. In unserm Schuppen sind auch mehrere Leichname. Die

Todten werden allenthalben zu den hintern Scheunenthoren hinausgeschafft und in die Grasgärten begraben: ein Baumreis oder zwei übereinander genagelte Holzstäbe bezeichnen die Ruhestätte. Viele unserer Leute denken gar nicht daran, daß die Turcos sammt und sonders Muhammedaner sind, und so pflanzt denn manch Bäuerlein in seiner guten Einfalt ein Kreuz auf des verscharrten Turco Grab! Der Christenglaube mit seiner großen Auferstehungshoffnung ist doch noch eine Macht in unserm Volke!

Für die Lebenden aber können jetzt bessere Rettungsmaßregeln getroffen werden. Es sind ja die unentbehrlichsten Heilmittel vorhanden. Gehen wir zuerst in's Schloß. Du liebe Zeit! welche Veränderung! Wie sind die schönen freundlichen Räume zu einer großen Greuel- und Jammerstätte geworden! — Ueberall Verwundete, nur wenige Zimmer sind frei geblieben. Die Küche ist von den Aerzten in Beschlag genommen. Die Scheunen, Stallungen, Schuppen, Futtergänge sind überfüllt; wie gesagt: 900 blutrünstige Menschen. Das kann unmöglich so fort gehen; ein wahrer Pesthauch qualmt aus allen diesen Elendshöhlen. Die Aerzte selber sagen: wenn nicht Luft und Raum gemacht wird, so haben wir in zwei Tagen den Typhus. Aber was anfangen? Aus Jägerthal, Niederbronn, Hagenau, Sulz sind freilich schon wieder Freunde da, um Verwundete zu holen; — sie thun, was sie können, aber im Ganzen ist die Erleichterung doch eine geringe; und zum Forttransportiren der Leute fehlen uns die Fuhrwerke; auch wird jede Bewegung durch die ewigen Truppenmärsche gehemmt . . . Noth bricht Eisen! „Wie wär's, sag' ich zum Oberstabsarzt, „wenn wir aus der Gesammtmasse der Verwundeten die leichter Verwundeten wegnähmen und im ganzen Dorfe, wo etwa noch Raum in Kammern und Scheunen vorhanden, in kleineren Abtheilungen unterbrächten?" — Der meint, das könnte gelingen. Wir gehen

in die Scheunen, Ställe und Schuppen und rufen: „Wer kann noch marschiren? Heraus! heraus!" O unvergeßlicher Augenblick! sie antworteten von allen Seiten: „moi, moi, moi aussi! nehmt mich mit! führet mich fort!" Sie erheben sich, die bleichen, starren Lazarusgestalten an allen Enden, sie schwanken, kriechen auf allen Vieren heraus in's Freie, im Nu ist's eine lange Krüppelcolonne, und vorwärts geht's, stöhnend, hinkend, krabbelnd, ein bunter Märtyrerzug, zum Schloßthor hinaus, die Straße neben den fröhlich einherschreitenden Truppen entlang, und stationenweise, wo noch ein Plätzchen frei, werden zwei, drei — vier, sechs dieser Unglücklichen abgesetzt, einquartirt bis auf weitere Verfügung. Die Bauern nehmen sie auf zu den andern; die Frauen, Jungfrauen, wer Herz und Hände hat, pflegen sie einstweilen und versorgen sie mit dem, was sie haben, wie es eben gehen kann. Freilich heißt's in manchem Hause: „Was sollen wir denn um Gotteswillen für sie kochen?" — „Kocht Wasser und Salz und etwas Grünes oder ein Paar Kartoffeln dazu ..... Marsch, wir müssen weiter!" — Gottlob, auch dieses Unternehmen ist gelungen. Aber seltsam mit diesen Kranken: sie möchten nur alle fort, weit fort aus unserer Mitte, gleichviel wohin, in welches Dorf, welche Stadt oder Gegend — das ist der Schrecken, das Heimweh, die Hoffnung . . . aber wir können's nicht erzwingen. Sie müssen bleiben, bis ihre Stunde kommt.

In den Schloßräumen ist jetzt die unmittelbare Gefahr ansteckender Seuchen beschworen. Es kann mit einiger Ruhe und Ordnung gearbeitet werden. Die wenigen Aerzte sind frisch auf dem Plan. Große Transporte von Wasser werden aus Reichshofen gebracht. Die Wunden werden ausgewaschen, verbunden — leider fehlt's gar sehr an Verbandzeug. — Im Hofe steht der Operationstisch; da werden, in schweren Fällen, die Menschenleiber darauf gelegt und die zerschmetterten Glieder, Arme und Beine, fallen unter der Säge, wie

Holzsplitter unter der Axt des Waldmann's. Da gibt's Auftritte! Marterbilder! Wehgeschrei! Und doch mitten in den furchtbarsten Schmerzen diese Geduld, diese eiserne Standhaftigkeit! Wie froh sind die Armen, wenn endlich die qualvolle Reihe an sie kommt; wie dankbar, wenn nach ausgestandener Operation einige Linderung die zerschlagenen Gebeine durchströmt, ein Hoffnungsstrahl die verschmachtende Seele erleuchtet! O, was kann man da lernen! Den Aerzten zur Seite stehen die paar Krankenwärter; vor Allen unermüdlich auf dem Posten die zwei prächtigen Söhne des Grafen. Sie heben, tragen, waschen, verbinden, dienen wie Felddiakonen mit einer Aufopferungsfreudigkeit, mit einer Selbstverleugnung, die Jedermann Bewunderung einflößt. Ebenso die Gräfin. Mit stiller Ergebung trägt sie die große Last und Hitze dieser Tage. Mit mütterlicher, sorglicher Liebe überwacht und ordnet sie alles, was zum Wohl und zur Rettung der verwundeten Krieger beitragen kann. Auch die Dienerschaft wetteifert in emsiger Geschäftigkeit, und daß wir sie nicht vergessen, die jugendliche Karoline Hiller: diese Selbsthingabe! diese Ausdauer! diese Todesverachtung!

Wie im Schloß, so geht's auch im Schulhaus. Dort schaltet und waltet der Oberstabsarzt, unser lieber Sarrasin, ein edler, unvergleichlicher Mensch, angethan mit heldenmüthiger Energie und herzgewinnender Freundlichkeit. Dort arbeitet er jetzt im blutigen Laboratorium an Hunderten verstümmelter Mitmenschen. So eben hat er einem Kürassier-Offizier, einem wahren Goliath, den Arm abgenommen, nachdem er ihm eine starke Dosis Kirschwasser eingeschüttet. Wie ein wildes Thier bäumt sich der ungeheure Körper, aber in einem Augenblick ist's geschehen; schon hat er wieder einen Andern unter den Händen. Die jungen Hilfsärzte besorgen das Weitere. Fleischbrühe und sonstige Stärkungsmittel stehen zur Verfügung. Auch dort sind einige Krankenwärter. Der

Schullehrer und seine Familie leisten kräftige und freudige Mithilfe. Einer meiner Brüder besorgt die Kranken im elterlichen Hause (die lieben Alten sind wieder ausgewandert), greift auch sonst überall, wo es schwere Arbeit gibt, mit unverdrossenem Eifer zu. Im Pfarrhause geschieht, was möglich ist. Unsere Milch leistet gar köstliche Dienste. Ach, es sterben so Viele; auch der liebe junge Sergeant ist im Verscheiden. — In allen andern Häusern hilft und dient die barmherzige Liebe. Wenn nur mehr Aerzte da wären; es ist rein unmöglich, daß die wenigen nur im Schloß und Schulhaus mit dem nothdürftigsten ersten Verbande fertig werden. — Im Dorfe liegen sie noch fast alle in ihrem Blute, und der Tag ist wieder sehr heiß — das Herz möchte einem brechen — sie klagen, heulen, murren . . . ja sie glauben sogar, man wolle ihnen geflissentlich nicht zu Hilfe kommen: „Ist denn Niemand da, der Erbarmen mit uns hat? Sind wir denn Hunde, daß man uns mitleidslos zu Grunde gehen läßt?“ — Gott, siehe darein, daß doch bald mehr Aerzte und mehr Krankenwärter nach Fröschweiler kommen. In Elsaßhausen, wo eine ungeheure Zahl von Verwundeten in Häusern, Ställen, zwischen Ruinen, auf Dunghaufen liegt, sind schon deutsche Aerzte. Die regieren und hausen dort mit absoluter Machtvollkommenheit. Sie lassen Niemand in's Gebiet, in's Dorf. Mögen sie thun, was sie können; sie thun es; wenn nur Menschen gerettet werden, wir sind's zufrieden, wir danken von Herzen. Es wird gewiß auch hier noch mehr geschehen; wenn nur erst diese Nacht noch einmal vorüber ist. Die Nachricht von dem entsetzlichen Elend auf dem Schlachtfelde ist ja schon nach allen Landen hinausgedrungen; nur Geduld . . . Heute ist schon wieder viel Jammer gestillt worden. Wir haben Speis und Trank erhalten; vielen Verwundeten ist der erste Samariterdienst widerfahren. Gott wird weiter sorgen.

Die württembergischen Aerzte.

Wenn doch nur einmal diese Truppenmärsche vorüber wären! Dieses ewige Tosen, Prasseln, Traben, Johlen, Tag und Nacht ohne Aufhören! Man wird ganz abgestumpft durch die immerwährende Betäubung. Wo sie nur alle herkommen? und frägt man, ob sie denn nicht bald alle da sind? so lachen sie und sagen: „Noch lange nicht; es kommen noch viele.“ Und was sie alles mitschleppen! Wagen, Karren, Kisten, Fässer, Backöfen, Telegraphenstangen, Ochsenheerden — eine ungeheure Kriegshaushaltung — o weh! die gehen sogleich nicht wieder nach Hause.

Endlich ist die Nacht doch auch wieder vergangen; walt's Gott, der neue Tag wird neue Hilfe bringen. Die schwerste Trübsal ist ja überstanden. Man gewöhnt sich auch nach und nach an dieses jämmerliche Leben; ja fürwahr! man ergibt sich noch ziemlich rasch in die unvermeidliche Heimsuchung; wer das nicht könnte, müßte aufgerieben werden ...

Während diese Hoffnungen und Morgengedanken unsere Seele bewegen, tritt zu uns herein ein kleiner, schon bejahrter Herr in württembergischer Uniform, gefolgt von mehreren jungen Leuten, wünscht: „Grüß Gott!“ und sagt dann in befehlendem Tone: „Herr Pfarrer, ich muß sofort zehn bis zwanzig Scheunenthore haben, wo kann ich die kriegen? Wo wohnt der Bürgermeister?“ — „Scheunenthore?“ — „Ja, aber gleich, ich muß sie gleich haben!“ — „Da nehmen Sie zuerst das meinige — dort unten, rechts wohnt der Bürgermeister — mit den Scheunenthoren wird's aber nicht überall fix hergehen ...“ — „Nun, das bringen wir schon fertig —

wer's nicht gutwillig gibt, dem schlagen wir's ein." — Das ist kategorisch; aber der Mann hat Recht, in solchen Zeiten kann man nur mit Gewalt etwas ausrichten. — „Was wollen Sie denn mit den Scheunenthoren anfangen?" — „Das werden Sie gleich sehen." — Es folgt eine unheimliche Pause. — „Was halten Sie denn von diesem Krieg?" — „Das will ich Ihnen sagen: Jetzt wird noch eine Hauptschlacht geschlagen, dann gehen wir nach Paris — dort konventioniren sie noch eine zeitlang — schmeißen den Kaiser weg — wir nehmen die Stadt ein und die Geschichte ist fertig" spricht's und geht zum Bürgermeister. Mir fährt der trockene Prophetenton durch alle Glieder. Wie oft hab' ich aber seitdem an das dicke Männlein gedacht! . . . Wie er beim Bürgermeister angekommen, welche Maßregeln er getroffen, um in den Besitz der verlangten Scheunenthore zu gelangen, weiß ich nicht genau — es hat, glaub' ich, da und dort Auftritte gegeben — es währt aber keine halbe Stunde, so sind die Scheunenthore schon alle im Schloßgarten. Dort werden sie auf große Pfähle gelegt, im Nu ist ein weites, luftiges Lazareth im Freien errichtet, und nun geht's an die Arbeit. Wo die Verwundeten in den Schloßräumen noch zu dicht bei einander liegen, werden sie aufgegriffen, hinausgetragen, auf Stroh gebettet, gewaschen, verbunden — wirklich ein herrlicher Gedanken! 's ist eine Freude zuzusehen, wie dieser Mann mit seinen Leuten, ohne sich um die französischen Aerzte zu kümmern, ohne sie im geringsten zu behelligen, kommt und geht und kommandirt und arbeitet mit einer Energie, mit einer Umsicht, die uns alle in Erstaunen setzt. Und aber auch eine Freude ist's zu sehen, wie den Kranken in dieser guten frischen Luft so wohl wird nach langem Schmachten in geschlossenen, mit Pesthauch erfüllten Schuppen und Ställen. Jetzt geht's besser! jetzt geht's vorwärts! Glück zu, wir bekommen einen neuen Befreiungstag! — Unser Doctor ist aber

mit seinem Lazareth im Schloßgarten nicht zufrieden. Nachdem dort das Wichtigste und Nöthigste gethan ist, geht er weiter in die Häuser, wo seit Samstag und Sonntag die Verwundeten in ihrem Blute liegen und noch keine ärztliche Hilfe empfangen konnten und fängt an, Franzosen so gut wie Deutsche, zu operiren, zu verbinden und zu pflegen. Man kann sich denken, wie froh und dankbar wir sind für diese unschätzbare Handreichung. Es ist wahrlich aber auch die höchste Zeit! Wir hätten es nie geglaubt, daß Menschenblut so rasch in Verwesung übergehen würde; daß Wunden an jungen, gesunden Körpern so schnell in Brand und Verjauchung gerathen könnten. Aber es ist leider nur zu wahr. Viele, Viele unserer Verwundeten sind heute schon buchstäblich mit Würmern bedeckt! Was wäre da entstanden, was hätte entstehen müssen, wenn nicht heute schon mächtigere Hilfe gekommen wäre!

Aber wir sollen des Trostes und der Freude noch mehr erfahren. Da rückt so eben eine Schaar von zwölf Jünglingen an, den Tornister auf dem Rücken, freiwillige Krankenwärter aus Berlin. Sie sind in selbstverleugnender Nächstenliebe herüber geeilt und wollen hier, wo es noth thut, Hand anlegen zur Rettung der verwundeten Brüder. Seid gesegnet, ihr edlen Fremdlinge, in dieser harten blutigen Schule des Lebens! Gehet hin mit den Aerzten in die Häuser zu den todesmüden Kriegern! helfet reinigen, verbinden, pflegen, retten, was noch zu retten ist. Und sie gehen hin in den Schloßgarten, in's Schulhaus, in alle Häuser zu allen Verwundeten, und bald ist das erste Samariterwerk vollständig vollbracht; ist kein einziger mehr im Dorfe, dem nicht Linderung widerfahren wäre. Wir sind überglücklich: wir können nicht genug danken für all die Theilnahme und Hilfe, die uns heute schon geworden. Ja wir dürfen sagen: je höher die Sonne am Himmel steigt, desto mächtiger bringt die Liebe mit ihren Gaben

und Opfern zu uns herüber. Unsere Freunde, unsere braven Landsleute kommen von allen Richtungen her, aus vielen Städten und Dörfern des Unterelsasses (wir können sie unmöglich alle nennen) und bringen Nahrungsvorräthe, Rettungsmittel aller Art. Aus der Nähe von Weissenburg sendet einer ein ganzes Faß voll frischen Schweinefleisches nebst einem Fäßchen köstlichen Weines. Droben im Hanauerland ist ein andrer auf denselben Gedanken gerathen. Was soll ich sagen? Schon tausendmal hab ich seitdem gedacht und gesagt: „So wie ihr mich damals mit meiner Gemeinde in fürchterlicher Drangsalshitze erquickt habt, so erquicke Euch der Herr im letzten Stündlein!“ Auch von Straßburg sind wieder Vorräthe angelangt: Reis, Kaffee, gedörrtes Gemüse und Sonstiges für die Küche; auch ein großes Faß rothen Weins. Es wird bekannt gemacht, die Einwohner sollen sich in den Pfarrhof begeben; die Liebesgaben werden ausgetheilt; jeder Nothleidende, und das sind ja Alle, empfängt wenigstens eine „Kochet“, und es hat auch so weit gereicht, daß jede Haushaltung einen Liter Wein erhält.

Unsere Wohlthäter von Nah und Fern kommen aber mit ihren Wagen, denn sie wollen nicht blos bringen, sondern auch mitnehmen — mitnehmen die Verwundeten (wir können sie doch hier nicht sorglich genug pflegen) in ihre Häuser, in ihre Betten, in ihre aufopferungsfrohe Liebeshut. Sie laden sie auf, der eine zwei, der andere vier, der dritte sechs, die andern zehn, je mehr je lieber, je mehr je besser, für die Kranken selbst und für uns Alle. Und so wird denn die allergrößte Menge gelichtet; es gibt Luft, Befreiung an allen Enden — und morgen, gewiß morgen geht es wieder so und alle Tage, bis endlich die Verwundeten, zerstreut im ganzen Lande, ein gastfreundliches Obdach, eine liebevolle Pflegestätte gefunden haben. Dort können sie dann ruhen von der blutigen Arbeit, ruhen in Freundeshänden, an Freundesherzen, bis sie genesen und

erstarken zu neuem fröhlichen Leben, oder auch, (ach so viele!) einschlafen, walt's Gott, zur letzten ewigen Ruhe. — Wir werden wohl noch einmal von ihnen reden; namentlich davon, wie sie in den Lazarethen der Umgegend gepflegt worden sind, und welche seelsorgerlichen Erfahrungen wir an manchem Kranken- und Sterbebett gemacht haben. Wir schreiten heute noch zu einem andern Rettungswerk, welches keine Stunde mehr länger aufgeschoben werden darf.

Das Begraben der Todten.

Es sind, wie schon mitgetheilt, in der ersten Schreckensnacht vom 6. zum 7. August schon manche Todte, namentlich deutsche Offiziere und Soldaten, von ihren Cameraden und Mannschaften bestattet worden. Auch haben wir gesehen, wie am Sonntag, auf Befehl des Generals v. d. Tann, in der Nähe des Dorfes einige größere Gräber gemacht und mit Leichnamen angefüllt worden sind. Den Todtenwagen haben wir zum Dorfe hinausbegleitet. Auch die vielen Verwundeten, welche seit Samstag Abend gestorben sind, schlummern bereits im Schooß der Erde. Im Ganzen ist also doch schon, allein in Fröschweiler, eine große Anzahl von Opfern zur Ruhe gebettet. In den umliegenden Ortschaften Wörth, Görsdorf, Spachbach, Gunstett ꝛc. ꝛc. ist dasselbe geschehen. Aber was sind die paar Hunderte gegen die Masse, gegen die Tausende von Menschen- und Pferdeleichen, die noch draußen auf dem Schlachtfelde liegen? Und in welchem Zustande sind bereits, nach drei Tagen, diese entseelten Opfer des blutigen Tages! Die brennende Hitze, dann Regen, dann wieder dieselbe Hitze . . . Man darf sie nicht beschrei-

ben . . . Der Verwesungsgeruch verpestet die Luft . . . Das kann unmöglich noch länger dauern. Wir sind auch schon mehrmals aufgefordert worden, die Todten zu begraben und das Schlachtfeld zu reinigen. So eben ist wieder ein Befehl ergangen: Wenn die Einwohner nicht Hand anlegen, daß alle Leichname gesammelt und verscharrt werden, so wird das ganze Dorf übern Haufen geschossen! — Der spricht noch categorischer, als der Mann mit den Scheunenthoren! „Das Dorf wird übern Haufen geschossen!“ O goldwerthes Wort für so Manchen, der bis jetzt sorglos und selbstsüchtig hinterm Laden gelegen und gemächlich zugeschaut hat, während Andere allein sich in die Bresche gestellt haben. — Jetzt werden die Leute zusammengetrommelt: „Es wird bekannt gemacht, es soll jeder Bürger, der schaffen kann, hinunter auf den Kirchenplatz kommen und soll Haue und Spaten und Schaufeln mitbringen, daß die Todten begraben werden.“ — Im Nu sind alle versammelt, Männer, Jünglinge, Weiber, Jungfrauen, ein ganzes Heer von Todtengräbern — und hat sich wieder der Eine oder der Andere verschlüpft und ist nicht erschienen, so wird er an den Ohren geholt, mit Gewalt herangezogen: „Du mußt, sonst wird dir dein Haus überm Kopf zusammengebrannt.“ Und ist's auch mit dem Zusammenschießen und Niederbrennen nicht so ernstlich gemeint . . . es gibt Menschen in solchen Zeiten, die nur marschiren, wenn sie müssen, wenn der Schrecken ihre Füße beflügelt.

Wo fangen wir nun aber zuerst an? Vor allen Dingen müssen die todten Pferde, die schon so abscheulich aufgeschwollen sind, und einen so gräßlichen Gestank verbreiten, fortgeschleppt und verscharrt werden. — „Wie wärs, sagt einer, wenn wir Feuer unter die Thiere machten und verbrenneten sie da, wo sie liegen?“ Wir schleppen Holz hinaus, machen einen Scheiterhaufen, versuchen das Pferd darauf zu bringen — es geht nicht! Man kann das stinkende Aas nicht mehr anrühren.

Das Thier ist zu groß, man müßte für jedes Pferd eine ungeheure Menge Holz verbrauchen . . . Der Versuch wird aufgegeben. — „So wollen wir sie hinunter ins Hummelloch schleifen, in die tiefen Waldgräben werfen und mit Erde überschütten . . .“ — Das könnte besser gelingen. „Wer hat noch Vieh?“ — „Geh, hol deine Ochsen; spann sie an die Pferdeleichen —, schaff sie fort, so schnell, so viel du kannst!“ Der macht ein Gesicht und wehrt und sperrt sich . . . „Du mußt! ich sag dir, du mußt! oder ich verklag dich auf der Stelle, und Gott soll dir genaden . . .“ — Das wirkt, er geht und holt seine Ochsen; ein Anderer seine Kuh — ein dritter spannt zum zweiten . . . sonderbar, das Vieh sträubt und bäumt sich vor Ekel — will nicht stehen bleiben, nicht ziehen . . . Es geht wieder nicht . . . aber es muß gehen; endlich gehts, und mit Gewalt und Schlägen bringen wir doch einige Pferdeleichen fort — hinab gegen den Großenwald, in die tiefen Gründe des Hummelloch; dort werden von beiden Seiten große Erdmassen drauf geworfen. Die sind aus dem Wege. Aber leider bleiben die meisten noch liegen. Unsern Thieren fehlt die Kraft zum Fortschleppen, und im Hummelloch mangelts an Raum zum Verschütten. Wir müssen uns bescheiden, Gruben auf dem Schlachtfelde zu machen und die Pferde da, wo sie gefallen sind, so gut es gehen kann, zu vergraben. Das ist eine Arbeit! in die harte Erde ein solch großes, steifes, stinkendes Thier zu verscharren! Was wir da sehen, riechen, verschlucken müssen! du mein Gott! es dauern einen nur die Weiber und Mädchen; der Ekel wird sie noch umbringen; aber es muß sein, wir haben ja das Schlimmste zu befürchten.

Zugleich gehts ans Begraben der gefallenen Krieger. Wie treiben wirs da, daß alles in Ordnung zugehe, daß die kostbare Zeit und die vorhandenen Kräfte gehörig benutzt werden, daß keine Todten im Walde, in Gräben und an Zäunen liegen bleiben? Das beste ist, wir sondern uns in größere

Abtheilungen und übergeben einer jeden ihr besonderes Gebiet. Unmittelbar hinter den Häusern fangen wir an und patrouilliren, die Einen rechts bis dahin, die Andern links bis dorthin; Andere wieder in anderer Richtung, zunächst im engern Kreise, ums Dorf herum, dann in weiteren Kreisen, durch die Gärten, in die Felder, Wiesen, Weinberge, Wälder hinaus. Wo Todte liegen, wird Halt gemacht; die Leichname werden zusammengetragen, 4, 6, 10, 18, 30, je nachdem der Kampf gerade an dieser Stelle heftiger gewüthet hat. Ein kleineres oder größeres Grab wird, unter unsäglichen Mühen, ausgeworfen und die starren, entstellten Schlachtopfer, aus beiden Nationen, von allen Waffengattungen, werden sammt ihren Kleidern neben und übereinander in die Tiefe gesenkt. Wer sind sie alle, diese theuern, in der Blüthekraft des Lebens dahin gerafften Helden? Wo ist ihre Wiege gestanden? Welches Eltern- oder Geschwisterherz wird bei der Todeskunde bluten und brechen? In welchem Seelenzustand ist der Gefallene von hinnen gefahren? Wir wissen es nicht! Wir können es im Drang der Arbeit und des Jammers nicht untersuchen — Gott weiß es. — Wir betten sie als Unbekannte in unsere heimatliche Erde, da mögen sie ruhen im stillen Todesschlummer bis zum großen Tage der Auferstehung. Wie gerne würden wir alle diese Leichen mit jener Pietät und Liebe behandeln, welche getauften Christen gebührt und überall zu Theil wird. Wie gerne würden wir sie von ihrem Blute reinigen, mit Sterbekleidern schmücken, in Särge legen, begraben, jeden Einzelnen in sein eigenes Grab und ihre Namen auf die Kreuze schreiben, unter denen sie schlafen! Aber von dem Allen kann keine Rede sein. Es sind der Opfer zu viele, und sie müssen, wegen der Gefahr für die Lebendigen, von der Erde verschwinden. Wir ziehen weiter in der eingeschlagenen Richtung. Schon wieder sinds 6, 8, 12—15 Leichen. Ueberall, wo ein Erdhügel sich erhebt, ein Graben sich öffnet, ein Zaun oder

eine Baumgruppe sich befindet, liegen die Gefallenen zahlreicher. Die schwere Arbeit beginnt auf's Neue; die einen schleppen die Todten heran, die andern spaten, die andern schaufeln, die andern stehen da und ruhen ein Weilchen; es dauert wohl allemal zwei Stunden, bis eine Grube fertig ist und . . . warum sollten wirs verhehlen? nicht sechs, sondern höchstens drei bis vier Fuß tief sind die allermeisten; was nicht menschenmöglich ist, kann niemand verlangen. Wie das erste Mal, werden die Leichname so fest als möglich zusammen- und aufeinandergelegt, und über den Erschlagenen wölbt sich der Erdhügel mit dem grünen Reis.

Während wir so auf unserm Gebiet die Beute des Todes verscharren, gehen die andern Abtheilungen ihres Weges und vollbringen dasselbe Tagewerk, den härtesten Frohndienst, wenns nicht ein Liebesdienst wäre, der eine ruinirte Bevölkerung treffen kann. Es wird Abend; erschöpft an Leib und Seele kehren wir heim; was haben wir ausgerichtet? Nicht der zehnte Theil unserer Gemarkung ist durchzogen! Unsere Kräfte sind zu schwach und der Arbeiter sind zu wenige. Es bleibt nichts übrig, als einen Hilferuf an auswärtige Gemeinden zu richten; sie möchten um Gotteswillen kommen und uns beistehen, morgen, übermorgen, wer weiß wie viele Tage noch, bis endlich das letzte Grab gegraben und der letzte der Gefallenen bestattet ist! Das geschieht denn auch; sie rücken schaarenweise heran, aus allen Ortschaften, ganze Colonnen von Todtengräbern und marschiren kreuz und quer durch Wiesen und Felder. An manchen Stellen liegen enorm viele Todte. Bei Elsaßhausen, gegen den Niederwald hinab, werden 10—12 Meter lange Gräber ausgeworfen. An der Straße von Elsaßhausen nach Wörth verschlingt ein einziges Grab etliche Hunderte von Leichnamen; am nördlichen Ausgang von Wörth wird ein großer Garten in einen Gottesacker umgewandelt; in den Rebgeländen, Schluchten, an den Abhängen gegen das

Turcohäuschen, im Bergwald erheben sich ganze Gruppen von Todeshügeln! Es schaudert einen heute noch, wenn man durch diese Gefilde wandelt!

Wie wir in Fröschweiler mit Hilfe auswärtiger Menschenfreunde an der Bestattung der Gefallenen arbeiten, so mühen sich jetzt unter derselben Aufgabe die Einwohner der benachbarten Gemeinden. Allenthalben gilts, die niedergemähten Garben einzuheimsen, damit der fahle Reiter mit der Pestilenzfackel uns nicht ereile.

Endlich, nach acht bis zehn der qualvollsten Tage unseres Lebens, ist die düstere Arbeit vollendet, sind sie geborgen in der stillen Erde, die Opfer des blutigen Tages. Requiescant in pace! — Aber sag an: Sind sie jetzt Alle, Alle begraben? Nein, nicht Alle. Wochen, Monate später finden wir noch Einzelne, verirrt im Walde, verkrochen in Höhlen, sitzend unter Bäumen im Großenwald — einsam verschmachtet — Todtengerippe, denen keine Ruhestätte geworden. — Sie soll ihnen werden: Requiescant in pace! — Doch wie Viele sinds denn, junge, hoffnungsreiche Menschenleben, die der 6. August hinweggerafft hat? Deutschland beklagt in seiner Verlustliste 1585 todte Offiziere und Mannschaften! Wir dürfen mit Gewißheit annehmen, daß Frankreich ebenso viele seiner Söhne beweint. Das sind zusammen 3170. Deutschland verzeichnet 1373 Vermißte; Frankreich wird nicht weniger angeben. Wo sind die Vermißten hingekommen? Wir haben früher ein Drittel davon zu den Verwundeten gerechnet. Sollten wir irren, wenn wir sagen: ein weiteres Drittel ist todt! macht wieder 915 Gefallene. Es sind also schon 4085! Und wie viele Verwundete sind unmittelbar nach der Schlacht und in den ersten Tagen vom 6.—10. August gestorben? Gewiß, es sind nicht weniger, als gefallen sind, hernach ihren Wunden erlegen, gibt 8170 Todte! — Machen wir die Rechnung anders: Wir haben auf dem ganzen Schlachtfelde 800 offiziell aufgenom-

mene Kriegergrabstätten. Ganz selten liegt einer allein; in vielen Gräbern liegen 30, 40, 60, 80 und weit über 100 Mann. Nimmt man durchschnittlich zehn Mann, so kommt obige Zahl heraus; nimmt man, was nicht übertrieben ist, zwölf, so beziffert sich die Gesammtzahl der Gefallenen auf 9600 Mann. Sinds zu viel? Sinds zu wenig? Die Thränen Tausender von Familien rufen laut: Es sind genug, übergenug!

Der erste Gottesdienst.

So vergeht die erste Zeit. Jeder Tag bringt neue Plage und neue Hilfe. Doch sind die allerschwersten Nöthen überstanden; man sieht und hört wieder von einander, und die Hoffnung auf bessere Zeiten erweckt neuen Lebensmuth in den Herzen.

Man kann sich aber gar nicht vorstellen, welch niederdrückenden Einfluß die Zerstörung der Kirche auf das ganze Gemeindeleben ausübt. Jetzt wirds uns erst recht klar, was wir verloren haben. Seit der Zeiger am Zifferblatt der Thurmuhr stille steht, leben wir alle so auf's Gerathewohl in den Tag hinein; niemand weiß genau, welche Zeit es ist; Jeder stellt seine Uhr nach der Sonne Lauf oder nach eigenem Gutdünken . . .

Seit der eherne Mund der Glocken verstummt ist, lagert ein düsteres Schweigen über allen feierlichen Begebenheiten, welche sie vormals mit ihren Klängen begleitet. Kein Morgenbote begrüßt die ersten Sonnenstrahlen; kein Glockenton fällt Mittags in des Lebens Last und Hitze; kein Abendläuten weckt das Gebet: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ.“ —

Stille, mitten im Gewühl und Getümmel, — ach, so peinlich stille kommt und geht die Zeit . . . Und stirbt einer, hüben oder drüben, kein Scheidezeichen verkündet das letzte Stündlein, kein „Grabgesang" ertönt zum letzten Wege! — O, wer es mitempfinden könnte, mit welcher Wehmuth diese Vereinsamung unsere Gemüther erfüllt! . . . Und wenn es jetzt Sonntag wird, — der zweite Sonntag ist gekommen, und rings umher im Lande wallen sie zum Hause Gottes — wo sollen wir unsere Gottesdienste wieder feiern? Die Kirche in Nähweiler ist noch nicht gebaut, zum Glück noch gar nicht angefangen, sonst läge sie vielleicht auch in Schutt und Asche — und hier ist keine Möglichkeit, die Gemeinde zu versammeln, als im Schulhaus. Nun, in Gottes Namen! das Wort und die Gnadenmittel sind uns ja geblieben, und die Kraft dieser ewigen Heilsschätze ist an keinen Ort gebunden . . . Wir ziehen mit unserm ganzen kirchlichen Leben ins Schulhaus.

Die noch daliegenden Verwundeten werden sonstwo untergebracht; alles Stroh, Verband- und Lazarethzeug wird hinausgeschafft; der Boden wird zwei-, dreimal gescheuert, gewaschen, der Blut- und Leichengeruch endlich vertrieben. Die Jammerhöhle gleicht wieder einer menschlichen Wohnung. — Wir dürfen noch dankbar sein; der Schulsaal ist geräumig; er faßt wohl, wenn die Leute demüthig und geduldig sind, etliche hundert Seelen. Die Schulbänke werden wieder hereingetragen, etwa zwölf Kirchenbänke werden davor und dahinter und längs der Mauern und Fenster aufgestellt; andere Bänke und Stühle können im Nothfall die Leute noch mitbringen . . . Gottlob, es geht, es geht gut, es muß gehen . . . 's ist sonstwo, in ähnlichen Zeiten, schon schwerer gegangen.

Einen Altar können wir freilich nirgends aufstellen; eine Kanzel auch nicht — wir fügen uns in die unvermeidlichen Verhältnisse — der Schulcatheder ist hoch genug zum

Predigtstuhl, und der Pultdeckel kann auch die heiligen Gefäße zu Tauf und Abendmahl aufnehmen. Ein Harmonium ist aus früheren Zeiten noch vorhanden, und ein Glöcklein wirds nach langer schmerzlicher Wartezeit auch wieder geben . . . So ist denn unser provisorisches Gotteshaus am Abend des 12. August fertig hergerichtet. Unsere Schulkinder gehen von Haus zu Haus und verkündigen den Einwohnern: Morgen um zehn Uhr wird wieder „Kirche" gehalten, und man solle sich bei Zeiten in der Schulstube einfinden. Und siehe! sie kommen schaarenweise das Dorf herunter, schreiten gebeugten Hauptes und gedrückten Herzens an den hohlen Umfassungsmauern der niedergebrannten Kirche vorüber, vereinigen sich in der Schulstube, bald ist der ganze Raum gedrängt voll Menschen — es kommen noch Andere — sie rücken noch näher zusammen — alle, Groß und Klein durcheinander, wie sie hereingetreten sind.

So, jetzt ist die Heerde zum ersten Mal wieder beisammen; ach Gott! nach welchen Schrecken und Heimsuchungen! Man schaut sich verwundert an, wie beim Wiedersehen nach gefahrvoller Trennung: „Du auch da!" — „Du auch noch am Leben!" — Es wird gesungen . . . Wer kann noch singen? Unter Thränenströmen wird das Lied angestimmt: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!" — O wenn ich zurückdenke an diesen schmerzensreichen und doch so gesegneten Augenblick! . . . „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!" . . . Es ist gerade, als wollten alle Herzen in Stücke zerspringen . . . niemand kann das beschreiben — und doch fühlen wir so lebendig, wie Gottes Barmherzigkeit mitten im Sturme über uns gewaltet hat. Nach dem Gesang wird derselbe Bußpsalm (Ps. 130) auch gebetet und aufs Neue geht lautes Weinen und Schluchzen durch die ganze Versammlung: sind wir doch von den ausgestandenen Aengsten und Wehen noch so mächtig erschüttert, daß die Errettung aus der Tiefe

uns alle überwältigt wie die Träumenden; daß auch die trotzigsten Herzen, und wärs nur für heute, in Dank und Buße zerfließen. Und nun soll auch gepredigt werden. Predigen! über solche Ereignisse; nach solchen Drangsalen! . . . Da liegt vor uns das Wort: „Herr, deine Güte ist es, daß es nicht gar aus ist mit uns." Was sollen wir sagen? Ein paar arme Worte: „Seid stille, das ist der Herr, der jetzt wieder einmal mit den Völkern und Einzelnen redet! Es ist der Herr, der seine Worfschaufel in der Hand hat und ohne Ansehen der Person seine Reichssache im Gericht über die Sünde führt, der seine Rettungsgedanken an Siegern und Besiegten verherrlichen will 2c. Es ist der Herr, der auch hier seine züchtigende Hand über uns ausgestreckt hat, daß wir ihm dienen lernen in heiligem Schmuck, der uns in die Tiefe geworfen und aus der Tiefe wieder herausgezogen hat, daß wir in Feuer und Wassersnoth, in Hunger und Pestilenz nicht untergegangen sind . . . Also nur ruhig! Gott sitzt im Regimente; seine Wege sind oft wunderbare, schmerzensreiche Wege — aber darin steht des Christen seligster Frieden, dieselben ohne Furcht und sonder Grauen zu wandeln, denn es sind Heilswege 2c." Nun wird nochmals gesungen: „Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen" und gebetet . . . und wir haben wieder Sonntag gefeiert; wir sind Alle gestärkt und getröstet; unser kirchliches Leben ist gerettet.

Von jetzt an halten wir regelmäßig, jeden Sonntag zweimal, unsere Gottesdienste und alle andern Amtshandlungen im Schulhaus. Unsere Lage ist freilich schwer, es geht alles in gedrückter Knechtsgestalt; oft mangelts an Raum, an Luft; bei der Austheilung der Sacramente an den unentbehrlichsten Einrichtungen . . . Aber wir sind doch zufrieden, Pfarrer und Gemeinde gewöhnen sich nach und nach an die beschränkten Verhältnisse. — Es wird ja, zu seiner Zeit, auch diesem Nothstande abgeholfen werden. Unterdessen ist es gut, zumal in

unsern Zeiten, wenn eine Gemeinde unter schmerzlicher Entbehrung den Werth eines schönen geräumigen Gotteshauses wieder kennen lernt! Jetzt wärs manchem nicht mehr zu früh und zu weit und zu kalt, wenn die Kirche noch stünde, und er könnte kommen und sich hinsetzen, so recht behaglich, wo's ihm beliebte! Es ist gut, wenn die Leute unter der Zuchtruthe des Allmächtigen wieder einmal in die Selbstprüfung getrieben werden: „Wie oft ist's Sonntag gewesen, ich habe ihn nicht geheiligt! Wie oft haben die Glocken gerufen, ich hab's nicht vernommen! Wie oft hat der Herr geredet, ich habe sein Wort verachtet!" — Und es ist auch gut, wenn der Pfarrer durch solche Heimsuchungen ein privatissimum gelesen bekommt: „Wie hast du in diesen leergebrannten Mauern deines Amtes gewartet? Was hast du gepredigt? Wie hast du die Seelen geweidet?" Es ist gut, und Mancher könnts trefflich brauchen, wenn der Pfarrer mit seiner Predigt von der hohen Kanzel herabsteigen muß, mitten unter das arme Volk — „denn unten sitzen Bäuerlein, die wollen keine Adler sein." Ja sicherlich, wenn man in einem niedrigen Schulcatheder steht und einen die Zuhörer wörtlich von allen Seiten belagern, müssen die Gedanken schlicht und die Worte einfach werden. Die Adlersfittige werden einem gestutzt — die Predigt wird ganz anders — viel einfacher — verständlicher — liebereicher. Unsere Kanzeln stehen alleweil immer noch viel zu hoch droben, Nota bene, in figürlichem Sinne; daher kommts, daß die meisten unserer Predigten über die Köpfe dahin fahren. — Und es ist auch gut, wenn die Schafe einmal recht eng zusammengepfercht werden; man kann die wilden stößigen Böcke viel energischer an den Hörnern kriegen! Der stolze Pharisäer lernt sich neben ein unmündiges Kindlein setzen; der reiche Kornbauer kanns neben dem armen Taglöhner aushalten; die unversöhnliche Dorfbase muß der Nachbarin Platz machen. Ja

ich bin gut dafür: auch die Gemeindeglieder werden viel gelassener, demüthiger, friedfertiger. Und so harren wir denn in Geduld; kommt Zeit, kommt Rath. Und geht der Krieg wieder zu Ende, dann kommt auch Hilfe — gleichviel, aus welcher Himmelsrichtung die Wagschale der Gerichte Gottes sie herbeiführt. Dann bauen wir wieder ein Kirchlein. Aber die Schulstube wird unserm Geschlecht in dankbarer Erinnerung bleiben.

Das Reinigen des Schlachtfeldes.

Wir müssen nochmals einen Gang hinaus auf das Schlachtfeld machen. Es ist schon tüchtig aufgeräumt worden. Die werthvollen Gegenstände: Kleider, Mäntel, eine Menge neuer Schuhe, Zelte, ganze Ballen Tuch von allen Farben; kostbare Waffen, goldene und silberne Epauletten, Ehrenkreuze, Uhren — wohl auch manch goldgespicktes Kistchen oder Beutelchen — und so viele andere verlorene und nicht verlorene Sachen haben schon längst Füße bekommen und sind nach allen Himmelsgegenden gewandert. Im Ganzen aber gleicht das Schlachtfeld immer noch einer mit tausenderlei Trümmern besäten Wüste. Doch die Deutschen wollen das nicht länger mehr dulden. Sie sagen: „All das Zeug ist unser! Wir habens erobert und — ihr müßts aufheben, zusammentragen . . . und wenns nicht geschieht . . . und wer etwas nimmt oder verheimlicht, der . ." Ja, ja, wir verstehen euer Latein — wir müssen noch einmal frohnen; denn: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" — Es ist auch Zeit, daß der ganze Greuel fortgeschafft werde; es würde doch nur Unheil für die Gesundheit, Ruhe und Sicherheit

der Einwohner daraus entstehen. — Dazu können unsere Felder auch nicht in diesem Zustand bleiben. An manchen Stellen ist der Boden so zerstampft und verwüstet, daß man gar nicht mehr erkennt, was in den Aeckern gewesen ist, daß die Grenzlinien zwischen den Grundstücken gar nicht mehr existiren. Und doch muß wieder gearbeitet und gelebt sein! Es ist noch ziemlich früh im Jahr, es könnte auf den Wiesen, Kleefeldern noch einiges Spätfutter wachsen. Das alles leuchtet ein.

Die Sache wird dem Woblijörri auf die Trommel gegegeben; die Leute versammeln sich, mit Rechen, Schaufeln, Heugabeln versehen, auf dem Kirchenplatz, und wie beim Begraben, ziehen die Patrouillen, 30—40 Köpfe stark, ihres Weges. Diejenigen Gebiete, wo die Säuberung am dringendsten Noth thut, sind unsere Wiesen. Da hatten die französischen Soldaten meistens ihre Lagerstätten aufgeschlagen, und das Schlachtenwetter ist in seiner wüthendsten Heftigkeit drüber hingefahren. — Hast du, lieber Leser, solch ein erstürmtes Lager schon gesehen? Fürwahr, etwas merkwürdigeres kann deine Einbildungskraft sich nicht ausmalen. — Wie meinst du, muß es auf einer Wiesenfläche aussehen, wenn einmal etliche tausend Mann 10—14 Tage darauf gehaust haben? Was da alles für Abwürfe: verlegenes Stroh, halbverbrannte Holzscheiter, Aschenhaufen, verschüttete Nahrungsmittel, Knochen, Papier, Lumpen und sonstiger Kehricht durcheinanderliegen!

Bedenke, was für eine Menge Sachen der Soldat in seinen Taschen hat: Geldbeutel, Tabakspfeife, Messer, Soldbuch, Briefe, Photographieen, Andenken &c., und im Tornister: Hemden, Strümpfe, Kamm, Spiegel, Bürsten, Büchsen, Knopfgabel, Schraubenzieher, kleinere Waffengeräthe; und auf dem Tornister: Gamelle, Kochgeschirr, Schuhe, Löffel, Mantel, Zeltpflöcke, Zelttücher — und um den Mann vollends

zu schürzen: Helm, Flinte, Bajonnett, Patronentasche .... Bedenke, was sonst noch alles zum Soldatenleben und zum Kriegführen gehört: Trommeln, Musikinstrumente, Wagen, Karren, Proviantkisten, Säcke, Fässer, Geschirre, Geschosse, Waffen und Equipirungsgegenstände aller Art — wer kann die Mannigfaltigkeit des Heerwesens beschreiben? Und nun wird die Schlacht geschlagen — eine der mörderischsten der neuern Geschichte —, nach zehnstündiger, heroischer Gegenwehr räumen die Franzosen das Feld, und die Deutschen dringen siegesjubelnd in die eroberten Positionen ein. Jetzt kannst du dir ungefähr eine Vorstellung von dem Anblick des Schlachtfeldes machen. Alles, was wir oben genannt haben, liegt in tausenden von Gegenständen in unbeschreiblicher Unordnung durcheinander. Die Lagerstätten sind damit buchstäblich übersäet. Und was einen noch mehr Wunder nimmt, fast alle diese Ueberbleibsel sind wie absichtlich vernichtet worden; die meisten Gewehre zerschlagen, die Säbel verbogen, die Kochgeschirre eingetreten, die Tornister zerschnitten, die Zeltpflöcke zerbrochen .... Es kommt einem gerade vor, als hätte sich nach der Schlacht der Zorn des Feindes oder die enttäuschte Habsucht der Langfinger an allen diesen Gegenständen gerächt und was nicht brauchbar schien, oder keinen Werth versprach, dem Untergang preisgegeben. — Item, 's ist ein klägliches Schauspiel, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren: „Wenn die vielen zu Krieg und Blutvergießen hinausgeworfenen Millionen zu stillen Friedenswerken, zum Aufbau des Reiches Gottes verwendet würden, wie ganz anders stünde es doch um die Wohlfahrt der Völker!"

Wir fragen uns nun, was mit all den Trümmern anfangen? Etliche meinen, man solle Stück um Stück auflesen, ins Dorf hineinschaffen und befohlenermaßen abliefern. Aber da würden wir in vielen Wochen nicht fertig. Wir machen es anders. Was Gegenstände sind, die der Feind ausdrücklich

gefordert hat und entweder wirklich brauchen kann, oder aus Sicherheitsgründen requiriren muß: Flinten, Bajonnette, Cuirasse, Tschako's, Geschirre, Sättel ꝛc. ꝛc. tragen wir zusammen, die übrigen tausendfältigen Rudera sollen unsertwegen zu Grunde gehen! Es bleibt aber kein anderes Mittel, um die Wiesen und Aecker zu säubern, als das: Wir putzen mit Rechen und Schaufeln jeden Flecken Landes, gleichviel was in den wüsten Kehrichthaufen zu liegen kommt, und diese Haufen, alle paar Schritt gibts wieder einen, zünden wir an und verbrennen den ganzen Greuel zu Asche! So kommen wir davon, und der Rauch, welcher sich allenthalben verbreitet, kann der öffentlichen Gesundheit nur heilsam sein. — Gesagt, gethan — wir frohnen wacker drauf los — von Wiese zu Wiese — überall flackern unsere Trümmerhaufen — lustig knattern die verlorenen Patronen in die Lüfte — das Blei wird schon Liebhaber finden, und in einigen Tagen ist auch diese harte Zwangsarbeit vollendet. Unsere Wiesen fangen an zu grünen; an manchen Stellen wunderbar rasch und üppig; es gibt noch einiges Ohmed; glücklich, wer noch Kühe hat. — Und die deutschen Sieger haben die Genugthuung, daß auf dem Kirchenplatz in Fröschweiler, auf dem Gemeindeplatz in Wörth und in allen umliegenden Ortschaften ganze Berge von Cuirassen, Chassepots, Tornistern und sonstiger Siegesbeute sich thürmen. Da liegt das Kriegszeug einige Tage; die vorüber marschirenden Truppen sehens mit Staunen und Freude. Dann kommen deutsche Wagen und transportiren die eroberten Impedimenta über den Rhein.

Ob aber Alles (namentlich alle Chassepotflinten) pünktlich abgeliefert worden ist, ob nicht auf manchem Heuschober, in mancher Kindeswiege noch ein Vaterlandsfreund verborgen steckt, das werden wir bald vernehmen.

Die Verwundeten in den Lazarethen.

Wir haben gesehen, in welcher Weise und mit welchem Erfolg die Verwundeten in Fröschweiler bis jetzt versorgt worden sind. In den ersten Tagen nach der Schlacht war unsere Lage so trostlos, daß wir nur mit ihnen leiden konnten. Sobald aber die helfende Liebe von allen Seiten zu uns herüberdrang, wurde auch den Kranken die möglichste Handreichung zu Theil. Und ist auch in der ersten Bedrängniß manchem tapfern Krieger das Herz vor Durst und Erschöpfung gebrochen, so sind später doch auch viele durch die uns zugeflossenen Samaritergaben gerettet worden. Fragen wir nun, welche Hilfe die Verwundeten auf dem übrigen Gebiet des Schlachtfeldes gefunden haben.

Es ist schon bekannt, in welchem Zahlenverhältniß die Verwundeten am 6. u. 7. August in die umliegenden Ortschaften untergebracht worden sind. Nirgends ist die Anhäufung verstümmelter Menschen so groß als in Wörth und Fröschweiler; und doch gibts auch in Morsbronn, Gunstett, Diefenbach, Spachbach, Görsdorf, Langensulzbach rc. rc. des Jammers genug zu stillen. Die Geschichte darf es aber auch freimüthig bekennen: überall thut unsere wackere Bevölkerung, die Pfarrer, Bürgermeister, Lehrer und Lehrerinnen an der Spitze, mit warmer Liebe und unverdrossener Hingabe ihre Schuldigkeit. Einzelne traurige Ausnahmen fallen dem öffentlichen Mitleid anheim.

Ueberall werden denn auch, wie in Fröschweiler, sobald die Möglichkeit vorhanden ist, die weniger lebensgefährlich Verwundeten abgeholt und im ganzen Vaterlande in

Privatpflege oder in Lazarethe aufgenommen. Was die barmherzige Nächstenliebe in so vielen elsässischen Familien, in den allenthalben eingerichteten Lazarethen in Weissenburg, Sulz, Niederbronn, Hagenau, Bischweiler, Pfaffenhofen, Buchsweiler, Ingweiler, Straßburg 2c. 2c. an diesen Unglücklichen geleistet hat, das weiß Gott; unsere Aufgabe ist es nicht, hier näher darauf einzugehen.

Die deutschen transportfähigen Kranken werden meistens durch die Pfalz und über den Rhein geführt und bei ihren Verwandten oder in heimatlichen Pflegestätten untergebracht. Was dort zur Rettung der leidenden Schlachtopfer geschehen, das weiß Gott auch, und es mögen andere gebührend davon erzählen. Wir beschränken uns auf den engeren Rahmen des Schlachtfeldes und unserer persönlichen Erlebnisse.

Die schwer Getroffenen müssen hier bleiben. In jedem Dorfe sind die Schulgebäude, Gemeindehäuser — in Wörth auch die verlassene Gendarmerie und die ansehnlichsten Privatwohnungen in Lazarethe verwandelt. — Man kann sich diese Lazarethe, in den ersten Tagen nach der Katastrophe, vorstellen: von Blutgeruch und Jammergestöhn erfüllte Elendhöhlen! Doch bald sind bessere Einrichtungen getroffen. Eine Menge aus rohen Brettern verfertigter Bettstellen werden aneinander gereiht; die Kranken bekommen ein menschenwürdiges Lager. Die deutschen Aerzte sind seit Samstag Abend überall auf dem Plan; wie Dr. Sadoul während der Schlacht und bis heut auf dem Posten gestanden, bedarf keines Lobes. Daß man aber den Straßburger Aerzten keinen Raum zu menschenfreundlicher Mithilfe gestattet, ist sehr zu bedauern. Sie haben es gut gemeint und sind, fürwahr, edle Männer und erprobte Fachleute. Aber so geht es eben, auch der Sieg besänftigt nicht alle Herzen .... Die deutschen Aerzte beherrschen also die Lage auf der ganzen Linie; sie schalten und walten in unbeschränkter und unermüdlicher

Thätigkeit, und der Wahrheit die Ehre! sie sehen keine Uniformen, sondern nur hilfsbedürftige Mitmenschen.

Gottlob, das Rettungswerk schreitet vorwärts. Die Operationen gehen rasch von Statten; — überall dieselbe blutige Arbeit, dieselben Schmerzensbilder. Bald sind die ersten Mühsale überwunden, die gedrängten Reihen gelichtet. Aber unsere Lazarethe sind immer noch angefüllt.

Doch dürfen wir sagen: die Pflege der Verwundeten geht ihren geordneten Gang. Die nöthigen Verband- und Heilmittel sind reichlich vorhanden; für Speis und Trank wird in bester Weise gesorgt; die Gemeinden, namentlich Wörth, bringen große Opfer für Stroh, Brod, Eis, Apothekerwaaren rc.; die Société internationale (Straßburg) wetteifert in hochherziger Liebe; Deutschland sendet seine besten Gaben, die Schweizer kommen mit vollen Händen . . .

Ein zahlreiches Wärterpersonal steht den Aerzten zur Seite. Da sind unsere Diaconissinnen (Wörth, Reichshofen); ihre Treue und Selbstverleugnung ist bekannt. Da sind die grauen schlesischen Schwestern: brave, unermüdliche Seelen. Da sind auch die Brüder vom Bonifaciusverein, tüchtige, zuverlässige Gehülfen. Einer dieser Brüder macht Operationen, Gypsverbände trotz dem besten Chirurgen. Zwei Feldprediger, ein katholischer und ein evangelischer, überwachen das ganze Gebiet und üben die Seelsorge. — Wahrlich, wir können für die armen Kranken nur froh und dankbar sein, sie ruhen in guten Händen!

Die Zahl der Verwundeten ist in steter Abnahme begriffen: die gemeinsamen Gräber auf den Friedhöfen wölben sich immer länger; die Genesenden werden nach allen Richtungen fortgeschafft. Die Tage kommen und gehen; die Kriegsereignisse nehmen einen immer verhängnißvolleren Lauf; die Schlachten bei Metz werden geschlagen; Napoleon bei Sedan gefangen, Straßburg belagert. — Die Wahlstatt bei

Wörth tritt mehr in den Hintergrund. Die meisten deutschen Aerzte, die Feldgeistlichen, die Brüder und Schwestern ziehen ihres Weges. — Dr. Sadoul behält die Leitung mehrerer Lazarethe; Rector Hinz die katholische, der Erzähler die evangelische Seelsorge (der damalige Pfarrer in Wörth war schon leidend und starb dann auch im November) — die Krankenpflege wird nach und nach in Wörth centralisirt. Es sind immer noch viele solcher Bejammernswerther in unserer Mitte; die ärmsten, mühseligsten von allen! Durch die Brust, den Leib, den Oberschenkel geschossen; an Armen oder Beinen zu Krüppeln verstümmelt. Was die schon gelitten haben und noch leiden werden, bis der Todesbote endlich einkehrt und ihrem qualvollen Martyrium ein Ende macht! Ach, wenn man so in die Lazarethe hineinkommt und sieht diese hagern abgemergelten Gestalten, diese hochgeschwollenen gräßlichen Wundenmale, und schaut hinein in die bleichen Angesichter, in die großen starren Augen: „Wie gehts dir?“ — „Es geht mir schwer!“ — „Und dir?“ — „Ach, ich hab große Schmerzen!“ — „Und dir?“ — „Wenn ich's nur einmal überstanden hätte!“ — „Und dir?“ — „Ach wenn ich nur in der Heimat wäre!“ — Du guter Gott! wenn man so zusehen muß, wie diese Jünglinge in hoffnungslosem Siechthum langsam verschmachten, buchstäblich verjauchen . . . da lernt man so recht lebendig mitfühlen und mitleiden des Krieges Weh und Jammer. — Es ist aber auch wahr: was die theilnehmendste Liebe vermag, was die aufopferungsfreudigste Barmherzigkeit erfinden kann, das wird aufgeboten, um diesen Unglücklichen ihre langen, schweren Leidenstage zu versüßen. Sie haben reichlich, was sie nur wünschen können; gute Betten; Hemden, Strümpfe, Pantoffel, Flanellsachen, Braten, Wildpret, Kaffee, stärkende Weine, Süßigkeiten, Tabak — ja, es werden vielleicht manche verwöhnt, um nicht mehr zu sagen, durch allzubegeisterte Liebesbeweise. Ueber einzelne Fälle

schweigt die Geschichte. Und wo kommen die Spenden alle her? Aus Wörth selbst, aus allen Ortschaften des Elsasses, aus Straßburg, aus allen Theilen des geschlagenen Vaterlandes . . .

Nebenher wirkt die deutsche Opferwilligkeit. Aus allen Gauen des Reiches strömen die Liebesgaben nach dem Schauplatz des Kampfes. Die Sanitätsdepots in Walburg, Hagenau 2c. sorgen mit freigebigster Handreichung für alle Bedürfnisse. So werden die Verwundeten in unsern Lazarethen behandelt. Es vergehen Wochen, Monate — langsam schreiten die einen zur Genesung, die andern zum Tode; die meisten zum Tode. Allmählich kommt das Weihnachtsfest mit seinem fürchterlichen Winter. Die deutschen Waffen haben schon längst eine Wagenburg um die Hauptstadt geschlagen; noch immer bleiben einzelne Verwundete in Wörth, in Reichshofen. Endlich, tief im Jahr 1871 hat sich der letzte Zuave verabschiedet; er ruht in der großen Todtenschanze bei seinen Kameraden.

Ben Salah und die Schwester Clementine.

An die Pflege der Verwundeten in Wörth knüpft sich eine Begebenheit, die hier wohl ein kleines Plätzchen einnehmen darf. Die Geschichte ist interessant, aber sie nimmt ein tragisches Ende. Doch zur Sache. Ein Turco, der jüngste unter sechs Brüdern, die im 1. Regiment auf dem linken Flügel gegen die anstürmenden Preußen und Bayern gefochten haben, ein 18jähriger, schwächlicher Knabe, ist der Held unserer Historia. Der stürzt mitten im Schlachtgetümmel (das 46. deutsche Regiment hatte bereits

fast alle seine Offiziere verloren) den Rebhügel herab und entreißt dem sinkenden Fahnenträger die Standarte! Die Deutschen sehen den verwegenen Schwarzen, und acht Schüsse schmettern denselben zu Boden. Ben Salah ist aber nicht todt; plötzlich erhebt er sich wieder; wie eine angeschossene Hyäne blitzt er dem Feind entgegen und erobert zum zweiten Mal die deutsche Fahne; sechs Schüsse sind die Antwort auf die verzweifelte Heldenthat. Ben Salah liegt mit vierzehn Wunden, an allen Gliedern jämmerlich zerschossen, in seinem Blute. Er scheint todt. Die deutschen Colonnen marschiren vorwärts — ein Turcoleichnam mehr oder weniger — sie stürmen vorüber. — Ben Salah ist aber nicht todt — er athmet noch und wird mit einer Masse anderer Verwundeter nach Wörth hinabgetragen. Kein Mensch gibt einen Pfennig für das Leben des ausgebluteten Jünglings; doch soll er seine Seele in Freundes Hand unter schirmendem Obdach aushauchen. Das Schicksal will, daß er in's Lazareth der Mädchenschulen aufgenommen wird. Dort wirkt in heiligem Liebeseifer und nie ermattender Barmherzigkeit die Schwester Clementine, eine bejahrte, ehrwürdige Frau, welcher jedermann das Zeugniß gibt, sie arbeite so recht in gottesfürchtiger Einfalt, wie an den Kindern, so auch an den kranken Soldaten. Ben Salah ist also in Pflege bei der Schwester Clementine. Er hat, wie gesagt, vierzehn Wunden: ein kläglich zugerichtetes Gemächte! . . . . Schwester Clementine wäscht, verbindet, hebt, trägt, behütet Tag und Nacht diesen Allerelendesten mit besonderer Sorglichkeit, mit wahrhaft mütterlicher Treue. 's ist aber auch rührend, mit welcher Ehrfurcht und Zärtlichkeit der Muhammedaner an seiner christlichen Wohlthäterin hängt. Er ist mitten in seinen Schmerzen der glücklichste Mensch, den man sich denken mag. Nur kann er es nicht ertragen, wenn die Sora weint, daß so viele Verwundete sterben: „Sora, wenn du weinst, kann ich nicht gesund werden!" —

Er spricht wenig französisch; aber was er kann, das gilt dem Gouvernement und der Sora! Die Sora ist sein Trost, seine Liebe, sein Engel! — Ben Salah stirbt nicht. Warum sollte er auch sterben? Er lebt so gerne, und wie stolz und gnädig schaut er zum Bett heraus, wenn von allen Seiten die Neugierigen kommen und das große Mirakulum, den vierzehn Wunden reichen Helden bewundern! Ja die Sora selbst ist ganz selig vergnügt, daß der liebe Bon Dieu diesen pauvre innocent (daß der liebe Gott diesen armen Unschuldigen) ihren Händen anvertraut hat; männiglich darf ihn sehen, das ist allemal eine herzliche Freude!

So klopft denn auch eines Tages der Erzähler auf seinem Lazarethgang an die Thür der Schwester Clementine. „Ach! nicht wahr, Sie wollen meinen kleinen Turco sehen? Das arme Kind! Kommen Sie doch herein. Da liegt er . . . so brav, so geduldig!" . . . „Ben Salah, schau, der Herr will dich besuchen . . . gelt, du willst recht lieb und folgsam sein?" Beu Salah nickt bejahend mit seinem vernähten Gesicht unter seinen Kissen hervor. — „Hast die Flasche Wein auf dem Nachttischchen ganz ausgetrunken?" — „Ja, Sora." — „Das ist zu viel, zu viel, warum hast du denn das gethan?" — „Warum hast du ihn hingestellt?" — „O Ben Salah, du machst mir Kummer, wenn du nicht besser folgst, wirst du nicht mehr gesund werden!" — Ben Salah lächelt und verspricht zu pariren. In der That, ein charmantes, braunes Gesichtchen! — Ich reich ihm die Hand und will weiter . . . „Sag schön adieu, und bedank dich!" — Ben Salah streckt mir ein kleines Beutelein entgegen: Gouvernement, verloren . . . für Schuhe . . . Der kleine Schelm! so kriegt er tagtäglich sein Almosen, und die gute Sora läßt ihn gewähren: „Le pauvre petit — hat gar nichts, und wer ihm gibt verdient einen Gotteslohn!"

So liegt er da wochenlang. Der zusammengeflickte

Krüppel fängt aber an, sich wieder zu regen, zu bewegen, zuerst im Zimmer, dann im Hausgang, dann im Hofe. — Von der Sora aber kann er sich nicht trennen. Wo die Sora hingeht, da krabbelt Ben Salah hinten nach; ein eigenthümliches Schauspiel . . die reinste mütterliche und kindliche Liebe. Es kommt aber die Zeit, wo die Sora wieder in die Schule muß. Was jetzt? Wo soll der genesende Pflegling während der Schule bleiben? Was kann's aber auch schaden, wenn der arme Heide sich in der Schule aufhält? Ben Salah geht mit in die Schule und sitzt in der Ecke, während die Mädchen Unterricht erhalten, mit übereinandergeschlagenen Beinen, zusammengekauert am Boden. O heilige Einfalt! o schweres Verhängniß! Kommt eines Tages unerwartet der Herr von Sturmeck, ein gestrenger Herr, und gewahrt den unglückseligen Jungen: „Schwester! Schwester! um Gottes Willen, was haben Sie denn da für ein Ungeheuer in der Schule? einen Soldaten, einen Turco!! hinaus, hinaus! das ist ja eine Schmach, ein Greuel!" . . . Schwester Clementine ist wie vom Blitz getroffen . . . sie will alles erklären, sich entschuldigen . . . Der Herr Commissär aber rennt im tiefsten Ingrimm von dannen . . . . Zwei Tage darauf erhält die edle, allgemein verehrte Lehrerin den Befehl, Wörth augenblicklich zu verlassen. — Sie gehorcht und geht, — ohne von den Familien, oder von den Kindern Abschied nehmen zu dürfen — sie geht gebrochenen Herzens, und acht Tage später, im Kloster St. Johann in Basel, gibt sie unter furchtbaren Schmerzen ihren Geist auf. Ben Salah aber wird sofort aufgegriffen und nach Hagenau transportirt. Was später aus ihm geworden ist, hat hier zu Lande niemand erfahren.

Ein Lichtblick in einer dunkeln Scheune.

Als jene verhängnißvolle Nacht gekommeu war, wo die beiden Heere sich schlagfertig gegenüberstanden — wie mußte da vom obersten Feldherrn an bis zum bescheidensten Soldaten herab ein heimliches Todesgrauen durch alle Seelen rauschen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!" Wie mochte zugleich die suchende Hirtenliebe Jesu Christi an alle Herzen klopfen: „Kehre wieder, kehre wieder, so will ich mich dein erbarmen!" Und hat nicht die Missionsarbeit des heiligen Geistes unter den gezückten Schwertern angesichts des aufsteigenden blutigen Morgenroths Raum gefunden in vielen Gott entfremdeten Gemüthern? hat sie nicht Helden gezeugt, welche sterbend die Krone des Lebens errangen? Das wird der letzte Ostermorgen einst offenbaren, wenn die Gräber auf unsern Gefilden sich öffnen und die Erlöseten des Herrn wiederkommen werden mit Frohlocken. Manchem, das wissen wir, hat die feindliche Kugel nicht blos die Brust, sondern auch das Gewissen durchbohrt, und er hat unter Zöllners Buße und fröhlichem Armensünderlob seinen Geist in Gottes Hände befohlen. Nur einige Beispiele.

Es war in der Schreckensnacht um elf Uhr. Die Flammen schlugen hoch empor aus der brennenden Kirche, draußen auf der Straße ist ein Kriegsgetümmel, daß die Erde erbebt, eine Siegesfreude, die Mark und Bein durchdringt... da kommt außer Athem ein Bauer gelaufen und bittet, ich solle so schnell wie möglich in sein Haus kommen. Ich mache mich auf, und er führt mich durch die tosenden Menschenmassen hindurch in seine Scheune. Ach! wie liegen sie da, auf Stroh gebettet, dicht

neben einander, die verstümmelten Krieger! Es möchte einem das Herz im Leibe brechen über dem Jammer und Stöhnen der hilflosen Schlachtopfer, deren entstellte Gesichter und fiebergühende Augen so schaurig, so geisterhaft durch die matterleuchtete Finsterniß glänzen! — Einer besonders liegt in fürchterlichen Wehen: er ist zweimal getroffen und kämpft einen doppelten Todeskampf; denn die eine Wunde brennt mit unsäglichen Schmerzen in der durchschossenen Brust, die andere mit schrecklicher Qual im aufgewachten Gewissen. O wer das sehen könnte! Wie bei jedem Athemzuge ein ächzendes, heiseres Gepfeife durch die durchbohrten Lungen zieht, und wie die Stoßseufzer aus der erschrockenen Seele sich losringen, wie die Bußthränen über die bleichen Wangen herunterrieseln! Und was hat der Arme erst ausgestanden, bis er den Muth und die Kraft erlangt, Trost und Hilfe zu suchen in solchem Verschmachten! Er hat gemeint, er befinde sich hier unter einer fanatischen Bevölkerung, die ihn vielleicht verspotten oder gar mißhandeln würde, wenn er es wagte, seinen Glauben zu bekennen. Und so hat er Stunden lang das verzehrende Feuer seiner Wunde und seines Gewissens ausgehalten, bis er endlich, am Rand der Verzweiflung, ausgerufen: „Ist denn kein evangelischer Pfarrer zu finden, der mir beistünde in der letzten Noth?" Als ihm gesagt wird, er sei von Glaubensbrüdern umgeben, fällt es wie Trostesbalsam auf sein gequältes Herz, und als ich neben ihm kniee und ihn grüße mit dem Gruße des Friedens, fällt eine Centnerlast von seiner Seele: „O Herr Prediger, wie bin ich so froh, daß Sie noch zu mir kommen . . . ich bin sehr schwer verwundet, ich werde meinen Geist aufgeben. Aber es brennt mich so sehr in meinem Herzen — ich bin ein großer Sünder, ich habe meiner Mutter viel Herzeleid bereitet! Aber ich will meine Sünden beichten — ja, ja, beichten, und Sie sollen mit mir beten und mir Vergebung meiner Sünden zusprechen.

Ich will das heilige Abendmahl genießen, denn ich muß einen Heiland haben, sonst geh ich verloren!!" Ich sage ihm, er solle sich nicht fürchten: „Christus ist ja für uns Gottlose gestorben." — „Ja gottlos! ich bin auch gottlos, sehr gottlos gewesen. Ich bin der verlorene Sohn — aber ich will umkehren .... O wenn ich noch einmal leben dürfte, wie wollt' ich umkehren, wie wollt ich ein anderes Leben führen!" Dann folgen wieder die unaussprechlichen Stoßseufzer und die Thränengüsse: „Meine Sünden, meine Sünden! kann ich meiner vielen schweren Sünden los werden? Wird mich Christus nicht verstoßen?" — „Nimmermehr, und wenn deine Sünden blutroth wären, so sollen sie doch weiß wie Wolle werden. Verzage nicht, glaube nur!" — Er wird ruhiger, ich spüre, er ist gerettet! Er fängt an zu beten: Sprüche, Liederverse, alles was er in seiner Jugend gelernt hat, ja ganze Psalmen, einen nach dem andern! Es ist, als löse sich allmählig der ganze schwere Bann seines Lebens, und als ich ihn frage, ob er denn jetzt zuversichtlich glaube, Christi Blut sei auch für ihn gefloßen, antwortete er mit solcher Freude und Gewißheit, daß ich unter Loben und Danken ihm das heilige Abendmahl reichen kann, mit der tiefsten Ueberzeugung: der ist wie ein Brand aus dem Feuer gerissen. — Als er mir die Hand zum Abschied reicht, ist er so selig, so freudenreich, daß seine röchelnde Stimme wie Lobgesang aus der Ewigkeit ertönt. — Und als ich den andern Abend wieder in die Scheune komme, um, wie ich meine, die entseelte Hülle zum kurzen Todesschlaf einzusegnen, liegt der liebe Jüngling nicht mehr auf seinem Strohlager, sondern ist bereits auf sein händeringendes Bitten mit vielen andern weggeführt worden. Ob er irgendwo, unter liebevoller Pflege zum Leben genesen, oder bald selig entschlafen sei, vermögen wir nicht zu berichten. Wallt er aber jetzt noch im Leibe, so mögen jene heißen Stunden in der fremden einsamen Scheune ihm so unvergeßlich bleiben, wie sie uns geblieben sind. Dann

kann er sich rühmen, ein Ehrenkreuz errungen zu haben, das viel lieblicher schmückt als tausend eiserne Kreuze!

Eine sanfte Heimfahrt.

Bei Reichshofen, auf der Eisenschmelz, hat die opferfreudige Liebe des Fabrikdirektors und einiger Familien auch manchen Offizier und manchen Soldaten in Privat- und Lazarethpflege aufgenommen und arbeitet Wochen-, Monate lang mit unverdrossener Geduld an der Wiederherstellung der Verwundeten . . . Dort liegt, mitten unter vielen dahinsiechenden Kameraden, mit durchschossenem Unterleib und zerschmettertem Bein in sicherer Todesaussicht — ein gar lieber junger Mensch, so sanft und freundlich, so still und ergeben, so aufrichtig in seiner Buße und so siegesgewiß in seiner Hoffnung. Eines Tages läßt er mich schleunigst rufen; von ferne glänzen seine großen hellen Augen, und ein seliges Lächeln spielt auf dem todesmüden Angesicht. — „O geben Sie mir noch das heilige Abendmahl: ich fühle es wohl, ich werde sterben . . . Es geht mir aber gut . . nur will ich noch den Leib und das Blut meines Heilandes genießen, zur letzten Zehrung durch's dunkle Thal! Ach ja, ich werde sterben! — Ich hätte noch gerne gelebt und meine Heimat, meine Eltern wiedergesehen, aber es ist so auch gut — ich komme doch heim, und meine Wunden werden dann nicht mehr so wehe thun!" — Ich frage ihn, ob er sein Sündenelend erfahren und in Christi Blut und Gerechtigkeit heimzufahren gewißlich glaube? — „Ja, o ja, ich bin ein großer Sünder, aber ich fürchte mich nicht, denn ich weiß aus diesem Worte (und dabei zeigt er sein N. Testament): Jesus nimmt die Sünder

an.“ — Ich reiche ihm das heilige Abendmahl. O welche Freude, welche Herrlichkeit! Als der Segen über ihn gesprochen ist, bricht er in die Worte aus: „So, jetzt bin ich mit meinem Heiland vereinigt! jetzt kann das Stündlein kommen, ich sterbe so gerne, denn ich bin selig.“ — Nun verlangt auch noch ein Anderer das heilige Sacrament, und nach diesem alle Krankenwärter; es ist wie ein Hauch Gottes, der durch alle diese Todtengebeine bläst, und gewiß wird die Gnade manches Herz noch ergreifen und nicht mehr loslassen, bis es zu der Sterbensfreudigkeit gelangt, die von jenem Todtenbett aus so wundersam sich offenbart. — Der liebe Kranke wird aber noch nicht so bald abgerufen. Noch öfters dürfen wir ihn sehen in seinem kindlichen Glauben und seiner großen Geduld uns freuen. Allemal, wenn wir ihn fragen: „Wie geht es heute?“ — antwortet er: „Es geht mir immer besser, ich komme jeden Tag näher heim zu meinem lieben Heiland! O wie sehne ich mich abzuscheiden und bei Ihm zu sein, wo kein Krieg und keine Wunden und kein Tod mehr sein wird ewiglich!“ — Endlich ist ihm auch die schmerzlich ersehnte Simeonsheimfahrt geworden: er liegt und schläft ganz mit Frieden und harrt der seligen Auferstehung; das Loos ist ihm gefallen auf's Liebliche, ihm ist ein schön Erbtheil geworden.

Einige Monate später kommt aus Württemberg ein armes, altes Bäuerlein, das den weiten, weiten Weg zu Fuß gemacht hat, um die Ruhestätte seines entschlafenen Sohnes zu besuchen — auf Wiedersehn! Er ist sehr arm und hat so ganz das Kleid und den Pilgerstab eines Jüngers, der durch viel Trübsal nach den himmlischen Friedenshütten wandert; uns aber scheint es, als trage er auf dem gebeugten Haupt eine Krone, und er trägt sie auch; denn ein frommes, im Herrn entschlafenes Kind, wie das hier beweinte, ist seiner Eltern allerschönste Zier, und wenn je, so gilt hier das Wort: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Gehen wir noch einen solchen wehmüthig-freudigen Gang, diesmal nach Wörth, wo in unsern Lazarethen noch so viele Hoffnungslose langsam dahin welken.

Dort liegt in der Kleinkinderschulstube in brennender Fieberhitze ein junger Lehrer aus Berlin, ebenfalls durch die Brust geschossen! Zu Hause hat er eine junge Frau zurückgelassen, mit welcher er vor sechs Wochen vor dem Traualtar gestanden. Mein Gott! Wie zerbrochen, wie auflösungsbedürftig sehnt sich der müde Streiter nach endlicher Ruhe! Doch der heiße Kampf neigt jetzt zum Ende; die röchelnden Athemzüge gehen schwerer; die starren Augen fangen an zu brechen, und blasse Todesschauer lagern auf dem schönen Angesicht. — Es ist so feierlich stille in diesen Räumen. . . . Die übrigen Kranken schauen theilnahmvoll herüber zu dem sterbenden Waffenbruder; die schlesische Schwester kniet zu seinen Füßen. — Ich trete heran; er faßt meine Hand, zieht mich herab zu seinen bebenden Lippen, und mit zitternder Stimme spricht er die Worte: „Nur leise, leise, ich bin so müde!" — Ich setze mich zu ihm; ich halte die dargereichte Hand in der meinigen; ich schaue hinein, lange, lange, unter fürbittendem Seufzen in die nassen, hohlen Augen . . . Was soll ich thun? Er hat das heilige Abendmahl begehrt, und deßwegen bin ich heute gekommen. . . . . Mittlerweile hat die Schwester ein kleines Tischchen hergebracht, es mit einem weißen Tüchlein bedeckt, ein Crucifix darauf gestellt und Kerzen angezündet . . . . Es ist mir so seltsam und doch so ruhig zu Muthe. — Die Schwester kniet wieder — ich lasse sie gewähren und knüpfe an, ganz leise, an das Bild des Gekreuzigten, welches vor uns steht, und rede von der Sünde Weh und Elend und von der ewigen Liebe Gottes in Christo Jesu, der unsere Sünden getragen und des Todes Bitterkeit versüßt und uns ein ewiges Leben erworben hat . . . Da wendet der sterbende Krieger sein Angesicht herüber, schaut mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach

dem Crucifix und sagt: „Ach, das spricht so zu mir!" Ich rede weiter von des letzten Stündleins Nähe, von der Gnade und Vergebung, die auch ihm bereitet sei; er solle nur als ein armer Sünder mit getrostem Glauben seinen Heiland ergreifen .... Da blickt er wieder herüber auf das Christusbild, diesmal mit hellleuchtenden Augen, und sagt mit bewegter Stimme: „Ach, das spricht so zu mir!" Nun reiche ich ihm das heilige Abendmahl (noch nie habe ich es freudiger gethan) und segne ihn ein zum letzten Todesgang. — Er ist ganz ruhig; noch brennen die Kerzen auf dem kleinen Altar, noch ruht sein Blick unverwandt auf dem Christusbilde; in den verlöschenden Zügen aber weht ein Hauch der Verklärung. — Die Nacht kommt heran; er hat überwunden. Des andern Tags geben wir ihm das Geleite hinaus auf den Friedhof. Das Söhnlein aber, auf dessen Haupt er die segnende Vaterhand nicht legen durfte, wachse heran zu seiner gebeugten Mutter Trost und Freude.

Das sind einzelne Beispiele aus unsern seelsorgerlichen Erfahrungen an verwundeten und sterbenden Kriegern. Wir könnten dieselben vermehren; sie genügen aber und beweisen, wie die Friedensgedanken Gottes in der schmerzensreichen Sichtungsarbeit am 6. August 1870 sich auch am Wehrstande verherrlicht haben.

Auf die Frage, ob solche Erfahrungen nicht auch von französischen Soldaten zu verzeichnen wären, diene zur Antwort: In der französischen Armee waren verhältnißmäßig nur sehr wenige Protestanten. An Verwundeten habe ich nur einen, und zwar den ersten, der in's Schulhaus aufgenommen wurde, kennen gelernt. Und da andrerseits alle französischen Truppentheile ihre Feldgeistlichen hatten, so konnten wir keine Veranlassung nehmen, in direkter Weise Seelsorge an den Verwundeten zu treiben. Daß wir aber nichtsdestoweniger keine Gelegenheit versäumt haben, einem leidenden,

sterbenden Krieger, welcher Confession er auch angehören mochte, ein Wort der Ermunterung und des Trostes in sein brechendes Herz hineinzurufen, das bedarf wohl keines Beweises. Doch darüber ziemt sich gebührendes Schweigen.

Daß auch in den französischen Reihen manch braves Landeskind eines christlichen Heldentodes gestorben, davon haben wir Beweise und das glauben wir ganz gewiß, wenn auch eingehendere Berichte solches nicht öffentlich darthun. — Wir erinnern nur, was uns betrifft, an die N. Testamente, die auf dem Schlachtfelde gefunden worden sind, und an jene Bibel, welche Monate lang allenthalben, zuletzt noch auf Wunsch und Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin, aber vergeblich gesucht worden ist.

Allseitige Hilfe.

Wir haben es gesehen, wie bei der ersten Kunde von dem Unglück Fröschweilers und seiner Bewohner sich ein Schrei des Entsetzens durch's ganze Elsaß erhob und überall, wie vom Bitze entzündet, die innigste Theilnahme für die schwer betroffenen Mitbürger erwachte. Bekannte und unbekannte Wohlthäter kommen, sobald der eiserne Feindesgürtel den Zuzug gestattet, von nah und fern und bringen ihre Liebesgaben so reichlich und freudenvoll, daß dem himmelschreienden Elend der ersten Tage abgeholfen und den drohenden Gefahren der nächsten Folgezeit Einhalt geboten wird. Das sind Lichtblicke in unsere Finsterniß, Balsamtropfen in die tiefen Wunden. Da lernt man auch Landsleute besser kennen, zu welchen man sich eines ganz andern versehen

hätte. Und dieser Wetteifer helfender Barmherzigkeit ist kein Strohfeuer, das gar bald ausgeflackert hätte .... 's ist eine mächtige Liebesglut, die je länger je weiter um sich greift und auch dann noch fortbrennt, wenn der deutsche Reichsadler längst über Versailles' Thürmen schwebt. — Wir können aber hier nicht alle einzelnen Opfer verzeichnen, welche das Elsaß und die Elsässer in allen Landen zur Rettung der Verwundeten und zur Wiederaufrichtung unserer heimgesuchten Gemeinde gebracht haben. Wir wollen auch die einzelnen Namen nicht durch verspätete Lobeserhebungen verherrlichen. Es genüge unser aufrichtiges: Vergelt's Gott, ihr edlen Freunde — und des Herrn Segen über euch auf Kind und Kindeskinder!

Unsere Trübsal findet aber nicht allein in der engeren Heimat einen Mitleid weckenden Wiederhall. Sobald die Nachricht von dem Siege bei Wörth über die deutsche Grenze dringt, durchzuckt eine ungeheure Begeisterung das ganze Volk, und von der Nordsee bis zu den Alpen ertönt das Losungswort: „Auf! und helfet den Geschlagenen im Elsaß!" Die ersten Träger dieses Hilferufes sind die Zeitungen. Sie fliegen nach allen Himmelsgegenden und verkünden in hunderttausendfachem Chor die Schilderung unseres traurigen Schicksals. Gleichzeitig erheben die Augenzeugen ihre Stimmen und verbreiten bis in die weiteste Ferne die Hiobspost: „Fröschweiler und Umgegend hat furchtbar gelitten." — Und in allen deutschen Landen, auch in der Schweiz, in Oesterreich, England, Amerika öffnen sich die Herzen und Hände ... Ueberall werden die Gaben von den Redactionen, Buchhandlungen, Pfarrämtern und einzelnen Privatpersonen gesammelt und nach dem Schauplatz der Heimsuchung herübergesendet. Viele Wohlthäter schicken ihre Beiträge direkt mit Zeugnissen herzlicher Theilnahme, oder auch anonym, mit Angabe eines Trostspruches. Es kommen alle möglichen Liebesspenden; an Kleidern für Große und Kleine: Hemden, Strümpfe, Stiefel,

Röcke, Wämser, wollene Jacken, Leintücher, Decken ꝛc. ꝛc.; an Nahrungsmitteln: Brod, Fleisch, Reis, Kaffee, Fett, Mehl, gedörrtes Obst, Kartoffeln; an Geld: größere und kleinere Summen zur beliebigen Austheilung an die Obdachlosen, Kranken, Nothleidenden — welches Elend sie auch betroffen. Das sind Sonnenstrahlen in unsere dunkeln Tage; so wird der sinkende Muth wieder aufgerichtet. Und diese allgemeine Opferwilligkeit ist kein berechneter Annexionsversuch auf das elsässische Volksgemüth, und der offen und ehrlich ausgesprochene Dank für alle diese Wohlthaten ist auch kein Vaterlandsverrath. Diese helfende Liebe ist eine nationale Ehrenschuld, welche das deutsche Volk auch dann lösen würde, wenn der Ausgang des Krieges ein anderer sein sollte; und die freimüthige Anerkennung fremder Hilfe ist eine elsässische Ehrenpflicht, die wir auch dann nicht verläugnen würden, wenn wir nach wie vor französische Bürger blieben! — Doch zurück zur Sache.

Auch der deutschen und ausländischen Freunde Namen und Liebesbeweise wollen wir in dieser Chronik nicht einzeln anführen; wir rufen ihnen allen zu: „Habt Dank für jede Handreichung, eure Barmherzigkeit bleibt unvergessen!"

So können wir, wenn auch nicht ganz ohne Sorgen, doch ohne Furcht, dem herannahenden Winter entgegensehen. Unsere Vorrathskammer im Gemeindehause ist in guter Verfassung. Fast täglich treffen neue Sendungen ein. Oft sind es ganze Kisten, Säcke, Wagen voll Nahrungsmittel. Eine Vertheilungs-Commission verwaltet die anvertrauten Gaben. Alle zehn oder vierzehn Tage wird eine allgemeine Bescheerung gehalten. Da kommen dann die Frauen mit ihren Körben, Schüsseln ꝛc. „Wie viele Seelen habt ihr zu Hause?" — „So und so viele." — „Und ihr?" — „Vier, sechs, acht Personen." — „Da habt ihr euer Quantum." — So geht's dem ABC nach, und alle kriegen ihren Antheil. Die meisten sind

zufrieden und dankbar; einzelne reclamiren und murren . . . wie überall! Wer kann's jedem recht machen? allen genug geben? Die Hauptsache ist, daß es bei der Vertheilung richtig zugeht und niemand Mangel leidet. Und wir können mit Wahrheit und mit freudigem Danke bekennen: Sie essen alle und werden satt! — Beim Austheilen von Kleidern, Bettzeug &c. gibt's größere Schwierigkeiten: ein Stück ist besser, schöner als das andere, die Einen haben alles, die Andern weniger verloren; was diesem Noth thut, möchte jener auch haben. Die Bedürftigsten sind die Abgebrannten; sie werden auch in erster Linie berücksichtigt. Es folgt Loben und Schelten; das Menschenherz ist überall dasselbe, — wir handeln nach bestem Gewissen und fahren weiter.

Jetzt können wir den Typhus, welcher mit Blitzesschnelle in einzelne Familien einschlägt, soweit es Menschen möglich ist, mit Nachdruck bekämpfen. Die Krankheit ergreift vorzugsweise diejenigen Leute, welche durch Schrecken und Entbehrung besonders gelitten haben. Allein schnelle Hilfe, kräftige Nahrung, warme Decken &c. wirken so rasch und erfolgreich, daß die Seuche zu keinem eigentlichen Ausbruch kommt. Doch fallen mehrere Opfer.

Ein schwerer Sorgenstein ist vom Herzen genommen. Die Schuld, welche wir gemacht haben, um den Obdachlosen die nöthige Saatfrucht zu kaufen, ist gedeckt, unser Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Jetzt kann der Erzähler mit den ihm persönlich übermittelten Gaben haushalten und bald da einer darbenden Wittwe, bald dort einem alten Manne, bald jener nothleidenden Familie nachhaltig unter die Arme greifen. Wer würde es glauben? und doch ist's Wahrheit: Durch meine Hand allein wurden in den Jahren 1870 und 1871 über 8000 Franken an einheimische und auswärtige Arme verabreicht. Durch die Unterstützungscommission wur-

den ebenfalls mehrere tausend Franken ausgetheilt. Das sind Kriegserfahrungen, die einem Zeitlebens theuer bleiben.

Noch einer besondern Wohlthat muß ich hier rühmend gedenken. Ein Armenfreund aus Süddeutschland kommt persönlich herüber und holt acht unserer ärmsten Kinder und nährt und pflegt und erzieht dieselben Jahre lang mit unermüdlicher Geduld und Barmherzigkeit.

Für die geisteskranke Elisabeth wird ebenfalls in Süddeutschland, in einer Heilanstalt und später in Privatpflege, ein ganzes Jahr auf's beste und liebevollste gesorgt. — Eine Diaconissenanstalt am Rhein sendet eine Schwester nach Fröschweiler mit dem freundlichen Anerbieten, vier Kinder aufzunehmen, welche dort seit Jahren eine vortreffliche christliche Erziehung und Ausbildung genießen. Das sind Denksteine, welche wir mit innigstem Danke aufrichten und darauf schreiben: Bis hieher hat der Herr geholfen.

Aber unser Weihnachtsfest im grimmigen siebenziger Winter! Am Christabend ist unser Nothkirchlein wieder gedrängt voll Menschen; der Tannenbaum strahlt in herrlicher Lichterpracht; die deutschen Kinder, welche, wie sie sagen, „die elsässischen Kinder lieb haben", wollen unsern Kleinen eine Bescheerung bereiten. Man denke sich, was da alles an Geschenken, Spielsachen, Puppen, Lebkuchen 2c. auf dem Weihnachtstisch aufgethürmt ist! Dazu hat der Erzähler in Hagenau auf einmal für tausend Franken Kleiderstoffe gekauft. Alle diese Schätze sollen heute Abend ausgetheilt werden. Seht ihr die freudigen Gesichter und die funkelnden Augen und die ausgestreckten ungeduldigen Händchen? Der Christabendgottesdienst ist gehalten; der „Tannenbaum" wird mit riesiger Begeisterung gesungen — und jedes Kind (von allen Confessionen), von der Mutterbrust bis zu vierzehn Jahren, bekommt ein vollständiges, funkelnagelneues Kleid! Die alten Männer bekommen warme Joppen, Unterhosen; die Mütterlein wollene

Wämser ... Diese Freude, dieser Jubel! Ja wir können sagen: Wenn wir auch des Leidens viel gehabt haben, so sind wir doch auch reichlich getröstet worden.

Nähere Bekanntschaft mit der Feldgendarmerie.

Wie oft haben wir's, gleich im Anfang, unsern Leuten gesagt: Hütet euch und holt bei Leibe nichts vom Schlachtfeld! Der Feind hat's erobert, und paßt auf! wer nicht hört, muß fühlen. — Wie's aber in solchen greulichen Zeiten geht: Die Köpfe sind verwirrt; die Herzen leidenschaftlich entzündet; die einen verstehen's und gehorchen — die andern wollen's nicht verstehen und folgen ihren Gelüsten. Sie sagen: „Krieg ist Krieg ... man muß sich wärmen, wenn man beim Feuer ist ... und wer kann das eine Sünde nennen, wenn ich mir einen Mantel oder ein Paar Zelttücher oder einige Decken oder ein verlorenes Chassepotgewehr aufhebe? 's geht ja doch alles zu Grunde; und die andern holen ja auch"; und dergleichen ... In der That, da strolchen seit der Schlacht eine ganze Masse fremder, unheimlicher Kerle herum, die kripsen und krapsen zusammen, was ihnen unter die Hände kommt, und schleppen ganze Wagen voll Sachen fort und lassen dafür den Verdacht zurück, der auf die Einheimischen fällt. Kurz, die Versuchung ist für manchen zu groß, das böse Beispiel zu mächtig; man geht auch und nimmt „sein Theil" und versteckt's, so gut man kann „bis der Rumpel vorüber ..." Aber es ist einmal doch unrecht; jedenfalls hat's Einer gesehen, der auch in's „heim=

liche Gemach" hineinschaut. Doch auch die Preußen haben es erfahren, dafür hat in edler Uneigennützigkeit der Nachbar gesorgt. So eben rückt die Feldgendarmerie zum Dorf herein, und wie ein Lauffeuer fliegt's durch alle Gassen: „Die Gendarmen kommen, um Haussuchung zu halten." Gar Manchem wird's bitter weh dabei: „Wär' ich doch . . .! hätt' ich doch . . .! sie findens, sie findens nicht . . . Na, der muß es dann aber auch herausgeben — wart', dir will ich's einreiben" . . . just, wie's in andern Ländern auch gegangen wäre — und schon gegangen ist und gehen wird, so lange Krieg und Blutvergießen nicht aufhören und Gerechtigkeit und Frieden nicht unter den Völkern wohnen.

Einer der ersten Besuche gilt dem Pfarrhaus. „Haben Sie etwas vom Schlachtfeld? Waffen, Geräthe oder sonstige Gegenstände?" — „Meines Wissens nichts als diese Streitaxt — die steht schon seit dem 6. August hier im Hausgang (es war die Axt, mit welcher der wüthende Soldat den Spiegelschrank hatte aufhauen wollen); ich würde sie gerne als ein Andenken bewahren." — Der Offizier nimmt die Axt in die Hand, schaut mich an, lächelt ganz harmlos in seinen Bart, schaut aber auch seine Begleiter an, die machen unheimliche Gesichter. — „Es ist mir leid, ich kann Ihnen die Axt nicht lassen" — spricht's, behält die Waffe und verschwindet.

Vom Pfarrhofe geht's weiter; aber nicht der Reihe nach von Haus zu Haus, sondern bald dahin, bald dorthin — vom Unter- in's Oberdorf, aus der Tränkgasse in den Schlittweg. Auf diese Weise ist Niemand einen Augenblick sicher; keiner kann den andern mehr warnen . . . Ja, sie sind schlau, diese grün-gelben Spürhunde!

Jetzt sind sie beim Kohlenpeter, durchstöbern die ganze „Gerechtigkeit". — Der Kohlenpeter hat nichts — und doch ist er so jämmerlich verstürzt; er lobbelt an Leib und Seele . . . Endlich kommen sie auch an die Wiege; die Wiege

ist so auffallend aufgebauscht ... „Was ist da drin?" — „Das Bett von unserm Jockele." — „So, will doch 'mal sehen, was der Jockele für ein gutes Bett hat", sagt's und fängt an abzudecken ... Der Jockele schreit: „Mein Bett, mein Bett!" Dem Kohlenpeter wird's schwarz vor. den Augen — die Gendarmen halten sich die Bäuche vor Lachen — wollene Decken! eins, zwei, vier, sechs — zehn — fünfzehn — zwanzig — — vierundzwanzig wollene Decken spazieren zur Wiege heraus! Man stelle sich die Scene vor, im Hause, im Hofe, auf der Straße. Der Gendarmerieoffizier aber sagt kurz und schneidig: „So Bauer, hätt'st zwei gehabt, wären sie dein geblieben; jetzt kriegst keine."

Die Untersuchungsrunde geht weiter; sie kommen zum Glasertoni. — „Gebt 'mal geschwind Eure Sachen heraus!" — „Ihr Herren, ich hab nichts ....." — „Ihr habt nichts? Ihr habt ein neues Musikinstrument? Wollt ihr's gutwilligerweise ausliefern, oder wir blasen Euch einen Galoppmarsch auf!" — „Ich hab' kein Musikinstrument." — Und sie suchen und suchen in der Stube, in der Küche, in Kammer und Keller und Laubschuppen ... das „Saxhorn" will nicht zum Vorschein kommen. „Wo habt ihr's versteckt? es soll euch nichts geschehen, ihr kriegt ein hübsches Trinkgeld" ... Der Glasertoni läßt sich nicht aus der Fassung bringen: „Suchet!" — Und auf's neue werden alle Möbel durchschnüffelt, Heu, Stroh, alles durcheinander geworfen ... die Gendarmen sind außer sich, sie schäumen vor Zorn ... der Glasertoni bewahrt die größte Kaltblütigkeit ... Sie finden das „Saxhorn" wahrhaftig nicht — und doch steckt's im Hause, und nach Jahren wird zuweilen noch ein Stücklein darauf geblasen!

So durchmustern sie das ganze Dorf, sie dringen in die dunkelsten Ecken, in die geheimsten Gemächer. Fast überall finden sie etwas: eine Chassepotflinte oder ein Bajonnet, ein Paar Decken, Zelttücher, einen Mantel oder sonst ein Klei=

dungsstück; im Ganzen aber ist's ein mäßiger Fund; die meisten haben ihre Hände und ihr Gewissen rein bewahrt; nur einzelne haben wüst gehaust; denen wird denn auch alles unerbittlich entrissen. Und wie sie auch brummen und heulen und winseln — unter Spott und Hohngelächter wird die Beute von dannen geschleppt. Wo hingegen die Gendarmen sehen, daß die Leute bescheiden, ehrlich, auch wohl arm und hilfsbedürftig sind, da lassen sie gerne, oder geben sogar eine Capote, einige Teppiche, Zelttücher rc. Und wie oft Spaß und Ernst in solchen Zeiten zusammentreffen — mein Großvater selig hat's tausendmal erzählt, wie anno 1814 die Russen kamen und der naseweise Balzer Philipp neben den Kosaken herlief und die rothbärtigen Männer angaffte, bis ihm einer die große Trommel an den Hals hieng, und der arme Teufel mußte die Trommel acht Stunden weit schleppen bis nach Pfalzburg — gerade so geht's auch heute bei den Haussuchungen dem Meyerhenner im Oberdorf. Dem juckt's auch hinter den Ohren, und er stellt sich so recht unschuldig und selbstgefällig an's Hofthor und lugt zu, wie die Gendarmen da herumhausiren, und muß herzlich lachen, wie der stramme Arm der Gerechtigkeit ganze große Kochkannen voll Bleikugeln zu Tage fördert. Auf einmal heißt's: „Komm her, Bauer!" Und wie der Meyerhenner sich taub stellen will ... ruft's „kommst gleich, oder ich ..." und zielt mit der Flinte .... Was will er machen? Uebel oder wohl, er muß kommen. — „Bauer, da trag diese Kannen!" — „Ich?!" — „Ja!" — „Ich, die Kannen tragen?!" — „So schnell eine Geis tritt, oder du bekommst Prügel!" — Der Meyerhenner wird grün und gelb vor Zorn und Entsetzen ... „Ich die Kannen tragen?! Ich trag' sie nicht!" — „Du trägst sie doch!" — „Ich will aber nicht!" — „Du mußt" ... und wer mit Gewalt gebändigt wird und die Kannen tragen muß, ist der Meyerhenner. — Ein Weltspektakel erhebt sich auf der Straße, zu

allen Fenstern gucken und lachen die Neugierigen heraus . . . und siehe, da marschirt der Meyerhenner, wie ein ertappter Missethäter, zwischen den Gendarmen und trägt die Bleikannen. — Er protestirt, schimpft, heult Zeter Mordio . . . es kann nichts helfen. Da kommt er das Dorf herunter, ganz entstellt, halb todt vor Zorn und Schande . . . Wie er mich von Weitem sieht: „Herr Pfarrer! das überleb' ich nicht! ich werd' krank! ich bekomme die Leberkrankheit; stellen Sie sich's vor: ich muß die Kannen tragen und hab doch keine Bleikugel im Haus . . ." Endlich ist der ganze Troß vor'm Kirchenplatz; der gefolterte Sündenbock wird los gelassen, er läuft Kopf über Kopf unter durch die Gärten nach Haus, schäumt hinter geschlossenen Läden seinen Ingrimm aus, wird auch nicht gerade krank, aber ich bin gut dafür: seiner Lebtag vergißt er seinen Gang mit den Bleikannen zwischen den Gendarmen nicht.

Wie der Erzähler zu einem Reitpferd kommt.

So passiren denn allerlei Geschichten: gute und böse; erfreuliche und unerfreuliche, und dem Chronikschreiber ist schier zu Muthe, als sollte er die Feder niederlegen; sonst könnte doch am Ende der Leser des langen Geplauders überdrüssig werden. Indessen hat man doch mit allen Menschen Geduld, und so wollen wir denn folgende Historie noch zum Besten geben.

Es ist dem Erzähler, wie bekannt, am Tage der Plünderung wie allen andern schlimm genug ergangen. Doch die Verluste werden ja täglich ersetzt, und von Mangel ist schon längst keine Rede. Eine recht schmerzliche Einbuße aber bleibt

mein armes Wägelein, welches mir zu meinen Filialdiensten, namentlich zum Abendgottesdienst in Reichshofen fast unentbehrlich geworden. Was anfangen? In der Nacht anderthalb Stunden zu Fuße zu gehen, ist unmöglich, und Fuhren gibt's überhaupt keine auf unserm Berge. Da hör ich: der hat ein verwundetes Pferd aufgefangen, gepflegt und behalten dürfen; jenem ist zum Betrieb seines Ackerbaues von der deutschen Militärbehörde ein Pferd oder Maulesel überlassen worden . . . Wie wär's, denk ich, wenn du 'mal über die erlittene Unbill Beschwerde führtest und zur Ausrichtung deines Amtes irgend ein fahr- oder tragbares Vehiculum erlangen könntest? — Gesagt, gethan. Ich gehe eines Tages nach Niederbronn auf's Etappenkommando und rede dem dortigen Machthaber so beweglich als möglich an's Herz, wie peinlich der Verlust des Wägeleins für mich sei, wie beschwerlich das Hin- und Herreisen bei dunkler, stürmischer Herbstnacht, und ob ich denn nicht zum Ersatz für mein frevelhaft entrissenes Eigenthum ein Pferd oder einen Maulesel bekommen könnte; ich sei zwar des Reitens nicht besonders kundig, aber mit Vorsicht möchte es doch gehen; und was sonst noch alles dem gravitätischen Etappen-Commandeur vordemonstrirt werden konnte. Der hört meine Ansprache geduldig an, streicht ein Weilchen den strammen Schnurrbart und sagt dann in gutmüthigem Tone: „Nun ja, ich verstehe wohl, da muß was geschehen." — Ich danke verbindlichst und denke in meinem Sinn: „Du bekommst ganz gewiß ein Pferd oder einen Maulesel." — Doch langsam! Denk an den unglücklichen Xaveri!

Es dauert etwa vierzehn Tage, da erhalte ich vom Etappenkommando aus Niederbronn den kurzen Bescheid, man bedauere, aber es sei weder ein Pferd noch ein Maulesel vorhanden, den man dem Pfarrer zu Fröschweiler zur Verfügung stellen könne. So, denk ich, jetzt bist du schon abgefertigt — du kutschirst nach wie vorher mit Schusters Rappen. Das

Ding ist ärgerlich — wär ich doch früher gegangen! — Aber in Kriegszeiten lernt man sich fügen und stille sein . . . Zwei Tage später kommt wieder ein Schreiben, ich solle mich nach Weissenburg begeben, um dort beim Etappenkommando das erbetene Pferd in Empfang zu nehmen. Man denke sich meine Ueberraschung! Also doch gelungen, — und den andern Tag wandere ich mit einem pferdekundigen Bauern nach Weissenburg. — Weissenburg ist alleweil auch eine eroberte Stadt, uud überall begegnet man trüben Gesichtern. Doch, darüber ein andersmal — ich melde mich beim Etappenkommandeur — ich sei der und der, und Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir ein Pferd zu bewilligen ꝛc. — „Ja," sagt der alte Herr, „es sind noch zwei vorhanden: ein kräftiger Brauner und ein alter immens großer Schimmel — ich rathe Ihnen aber, nehmen Sie den Braunen; Sie bekommen ein gutes Pferd. Um neun Uhr bin ich in der Kaserne, dann können Sie wählen." Stimmt nicht übel, denk ich, und mit freudigem Herzklopfen steh' ich um neun Uhr mit meinem Begleiter vor der Kaserne. Da kommt der Etappenkommandant. — „Jetzt wollen wir die Sache abmachen; wird bald richtig sein." — Wir treten in die Stallungen — und daß ich's nicht vergesse, mehrere Seebacher Bauern, welche täglich für die Armee Fuhrdienste leisten, gehen auch mit in den Stall, keiner aber weiß, wer ich bin oder was mein Verlangen. — Der Etappenkommandant: „Führt einmal den Braunen heraus; laßt ihn laufen!" . . . Ein Soldat jagt etliche Mal im Kasernenhof hin und her und bringt den Braunen wieder zu uns. D'rauf der Etappenkommandant zu einem der Seebacher Bauern: „Was ist das Pferd werth?" — Der blinzelt so recht schelmisch mit den Brauen: „Was soll ich sagen? 500 Franken!" — Mir fährt ein Schrecken durch alle Glieder. — Der Etappenkommandant zum zweiten Bauer: „Was meint ihr? Was ist das Pferd werth?" — Der dreht den Kopf so gegen die

Schulter, schiebt die Pelzmütze auf's Ohr: „500 Franken ist ein bischen viel! Ich meine 400 Franken!" — Ja, ja, denk ich, was wird's mit dir geben! du mußt das Pferd bezahlen und hast kein Geld in der Tasche. — Der Etappenkommandant zum dritten Bauer: „Und ihr? Was soll das Pferd gelten?" — Der muß mir etwas abgemerkt haben — der stellt sich so recht pfiffig unterländerisch hin, mustert nochmals den Braunen vom Kopf bis zum Schwanze, guckt ihm in's Maul: „Herr, ich will Ihnen etwas sagen (mit Verlaub zu reden) die Zeiten sind bös, der Gaul ist nicht mehr ganz jung: ich glaube 350 Franken!" — Der Etappenkommandant: „Abgemacht! Herr Pfarrer, Sie haben das Pferd zu 350 Franken!" — Mir will's schwach werden, die Angsttropfen stehen mir auf der Stirn ... Du liebe Zeit! jetzt hast du ein Pferd gekauft! 350 Franken! ... Wär' ich doch daheim geblieben und meiner Lebtag zu Fuß gegangen! Aber jetzt ist's geschehen, du hast's; du mußt's behalten. Der Etappenkommandant: „Herr Pfarrer, in einer halben Stunde kommen Sie zu mir und dann reguliren wir die Sache!" Ich mache ein verzweifeltes Kompliment und steh' noch wie versteinert unter den Seebacher Bauern. „Ach hätten wir aber das gewußt, daß Sie das Pferd kaufen, wir hätten ganz anders geredet ... Na, 's ist doch nicht zu theuer ..." Ich schaffe mich jetzt zum Kasernenhof hinaus, ich weiß mir gar nicht zu helfen, und doch bin ich froh, daß kein Betrug geschehen. Nun, geh's wie's wolle — ich hab' den Gaul, ich m u ß ihn haben; der Hauptmann wird mir auch nicht gleich den Kopf herunterreißen — fort zum Hauptmann; jetzt will ich erst reiten nach Herzenslust ... Ich klopfe an: „Herein!" Da steh' ich ganz kläglich betroffen vor meinem Schuldherrn. Der Etappenkommandant: „Herr Pfarrer, das war alles pro forma; — sehen Sie bei uns muß alles regelrecht zugehen. Sie erhalten das Pferd, das einen Werth von 350 Fr. hat;

Sie bescheinigen blos, daß Sie es empfangen haben, und damit ist die ganze Geschichte fertig.“ Jetzt wird's mir wieder besser; ich unterschreibe den Revers mit fröhlichem Herzen, danke dem Hauptmann für alle freundlichen Bemühungen, kauf mir beim ersten besten Sattler einen Zaum und reite des Abends, still vergnügt, auf der Gebirgsstraße nach Hause. — Der Braune ist ein gutes, sanftes Thier — und belohnt seit langer Zeit die sorgen- und strapazzenreiche Fahrt nach Weissenburg durch treue und nützliche Dienste.

Die Ruhigen. Die Betrogenen. Die Hirnwüthigen.

Halten wir wieder mal eine Rundschau auf dem Theater des Krieges. Die Ereignisse sind bekannt und kommen hier nur in sofern in Betracht, als sie unser elsässisches Volksleben berühren. War das Gefecht bei Weissenburg schon von schlimmer Vorbedeutung, so ist die Niederlage bei Wörth von der verhängnißvollsten Tragweite für den ganzen Feldzug: Mac Mahon, auf welchen der Kaiser, das Heer und das Volk ihr bestes Vertrauen stützten — Mac Mahon ist auf's Haupt geschlagen; die africanischen Kerntruppen, der Stolz und Schrecken der Rheinarmee, sind aufgerieben; das Elsaß, die schönste Provinz des Landes, ist vom Feinde überfluthet; die Vogesen, wo einst unsere Väter der Invasion unter Tod und Vernichtung ein Ende machten, stehen offen, und der sieggekrönte Teutone verfolgt den fliehenden Gallier auf den Fersen nach den catalaunischen Feldern . . . . Ein ahnungsschweres Beben durchschauert alle

Herzen, und von Basel bis nach Weissenburg schwebt auf allen Lippen nur noch eine Frage: „Wo ist Frankreich? Wo ist unser großes, unüberwindliches Vaterland?" Die Antwort folgt in Donnerstreichen: „Spichern, Vionville, Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan, Straßburg!

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt! Warum haben sie dich am 7. August nicht ohne Schwertstreich genommen? Sie haben nicht gewollt — oder nicht gewußt, wie nackt und öde deine Mauern dastanden .... Sie haben dich mit eiserner Umarmung eingeschlossen, an allen Orten geängstet, mit Schrecken, Feuer, Tod und Verderben überschüttet. — Wir haben jeden Schuß vernommen, jede Brandgranate fliegen sehen, die auf deines Hauptes Krone, auf deine wehrlosen Bürger gefahren ... Endlich bist du gefallen, und wir hören noch in unsern Ohren des alten Werder Donnerstimme in St. Thomas Hallen: „Jetzt sind wir hier und danken Gott für das, was er an uns gethan hat!"

Auf Straßburgs rauchendem Trümmerhaufen ist auch unser Schicksal entschieden. Was Frankreich mit dem linken Rheinufer sicher gethan hätte, wenn sein Siegesstern nicht erblichen wäre, das will Deutschland bei seinen ungeheuern Erfolgen mit dem rechten nicht versäumen. Das eroberte Elsaß-Lothringen bleibt der Lohn seiner blutigen Opfer. Das sind, wie gesagt, die bekannten Thatsachen, welche die Geschichte aus den letzten August- und Septembertagen zu verzeichnen hat. Was aber nicht so bekannt ist, und worauf es bei unserer Aufgabe besonders ankommt, das sind die seltsamen Erfahrungen, die wir im Verlaufe jener Zeit und im Gefolge jener Begebenheiten machen dürfen.

Zuerst einiges Nähere über die Nachrichtsquellen. Man kann sich denken, wie gespannt, wie heißhungrig in solchen Tagen das Volksgemüth nach Neuigkeiten verlangt. „Was ist schon

wieder geschehen? Sieg oder Niederlage? Franzosen oder Preußen?" — Hier zu Lande erfahren wir alles durch doppelte grundverschiedene Depeschen. Die einen stammen aus dem deutschen Hauptquartier oder von der provisorischen deutschen Regierung. Sie enthalten ein paar kurze, nüchterne Worte: So und so, nicht mehr und nicht weniger — aber allemal gerade genug, um ganz Europa zu verkündigen: „Die Franzosen sind geschlagen — Bazaine ist rettungslos nach Metz zurückgeworfen — Napoleon ist gefangen — das Kaiserreich in Trümmern — die ganze Armee entwaffnet — Straßburg genommen" ꝛc. Wie Keulenschläge fahren diese Depeschen auf unsere Köpfe, und was das merkwürdigste bei denselben ist, sie sind allemal buchstäblich wahr von A bis Z — und wer sie nicht glauben will und nicht glauben mag, der kann sich doch zwei bis drei Tage nachher der Macht der Thatsachen nicht mehr verschließen: „'s ist also doch so." — Da läßt sich nichts mehr wegzweifeln, wegjammern — das sind Gottes Gedanken, Gottes Führungen in der Geschichte . . . . Man ergibt sich drein; wer wills ändern? — „Und 's ist doch nicht wahr, 's ist nicht möglich! wir könnens nicht glauben! wers glaubt, ist ein Schurke, ein elender Prussien! Da sind auch andere Depeschen! Da schau, lies, hör, sperr Nas und Maul auf, du dummer elsässischer Bauer!" — In der That, da sind andere Depeschen, ganze Massen französischer Depeschen — . . . . Woher des Weges? — Das will Niemand wissen, keiner sagen . . . Etliche wissens aber doch — sie kommen nicht alle von jenseits der Vogesen; im Elsaß kann man im Nothfall auch Depeschen fabriziren. Und durch wen? Geheime Boten tragen sie auf der bloßen Haut, in den Stiefeln, im Munde herum und schieben sie, wo's nicht anders geht, des Nachts durch die Thürspalten in die Häuser . . . . Und der Inhalt? — „O Elsaß! verzage nicht! Nur Geduld, nur Glauben, nur Hoffnung! Frankreich bekommt Hülfe!

Die Baiern sind müde; Oesterreich kann nicht mehr länger zusehen; Rußland steht in Waffen! Der heilige Vater betet; die Himmelskönigin wird hören; Frankreich wird siegen!" rc. rc. Eine andere Sorte von Depeschen: „Bei Chaumont haben unsere Truppen 50000 Preußen in eine Steingrube geworfen und Schutzmauern aus ihren Leichen aufgethürmt! — Mac Mahon lockt den Feind in die Ebene von Chalons, eine zweite Hunnenschlacht wird sie alle vernichten. — Bourbaki wird in den nächsten Tagen Straßburg entsetzen — dann wehe Baden, Württemberg, Baiern .... Ein großer schwarzer Sarg ist durch Hagenau transportirt worden: man sagt, der Kronprinz ist todt ...." Jetzt stelle sich einer solchen Unsinn vor und denke sich recht lebendig in unsere Lage. Wie durch diese geheimen Depeschen die Neuigkeitswuth sich aller Geister bemächtigt! Wie diese satanisch lügenhaften Siegeshoffnungen die Gemüther verwirren; die Herzen zu wirklich wahnsinniger „Vaterlandsliebe", zu wahrhaft bestialischem Feindeshaß entflammen! O wehe den frevlen Händen, welche dieses wilde Feuer sündlicher Leidenschaften angezündet haben! Sie wissen, daß sie lügen — aber pereat mundus, dummodo imperem! Jetzt werden wir unsers Lebens nicht mehr froh werden ... jetzt sind wir nicht allein ein erobertes — und malgré tout wieder deutsch gewordenes, sondern vielleicht auf Generationen hinaus ein unglückliches, ruinirtes Volk! — Die Lüge, die Verblendung, die Unbußfertigkeit, das Mißtrauen, die Verläumdung, der Haß, die Rachsucht — mit einem Wort der Fanatismus in seiner wüstesten, verheerendsten Gestalt hat alle unsere Verhältnisse — unsere politischen, bürgerlichen, religiösen, ja Freundes- und Familienverhältnisse getrübt, vergiftet, zerfressen —! — Ja, noch einmal, wehe über die unsaubern Geister, die im düstern Hintergrunde lauern und mit dämonischer Schadenfreude Brand um Brand in diese Flammenglut werfen! Sie wissen, was sie thun, und die

Geschichte wird ihnen einst das Kainszeichen auf die Stirne drücken — aber sie fürchten sich auch nicht vor der Geschichte, denn sie haben kein Gewissen.

Jetzt gibt es im Elsaß drei verschiedene Classen von Menschen: Erstens die Ruhigen. Sie beugen sich unter die allmächtige Hand Gottes. — Sie erkennen in den großartigen Umwälzungen die Vorsehung Dessen, der Krieg und Frieden schafft und sein Reich durch Gericht und Gnade auf Erden baut. Viele unter ihnen trennen sich mit Wehmuth, mit aufrichtigem Schmerz vom alten Adoptiv-Vaterland. Sie haben Frankreichs Volk und Sprache, Sitten und Eigenschaften kennen und lieben gelernt — und fürwahr! es ist dort noch mehr Schönes, Edles und Gutes, als man früher glaubte —. Sie sind auch durch sociale Bande oder Familienverhältnisse mit Frankreich verbunden. Es wird ihnen schwer, auf allen Lebensgebieten plötzlich von Westen nach Osten zu schauen. Aber sie sind doch ruhig und stille und bewahren, mitten im Gewühl entfesselter Leidenschaften, Vernunft und Menschenliebe. — Etliche unter ihnen begrüßen mit Freuden und Begeisterung die neue Ordnung der Dinge. Sie sind durch Abstammung, Studien, Berufs-, Familien- und Lebensverhältnisse nahe mit Deutschland verwandt; überschätzen wohl auch in jugendlicher oder poetischer, oder religiöser Begeisterung die Vorzüge Deutschlands im Vergleich mit Frankreich. Einzelne Unklugheiten und allzuhochfliegende Zukunftsträume werden schon gebührend gestraft und vielleicht bald vereitelt werden. Aber sie meinen es ehrlich, und im Grunde, was geht mich die politische Denkweise meines Nächsten an?

Die Betrogenen. Das sind, auf allen socialen Stufen, die gebildeten, ehrsamen, menschlich guten, auch religiös überzeugten Durchschnitts-Leute. Sie hängen mit fester Liebe und aufrichtiger Vaterlandstreue an Frankreich: an Frankreichs Landkarte, an Frankreichs Hauptstadt; an Frankreichs

Ruhm; an Frankreichs Gesittung, Politik und Journalistik; an Frankreichs Mode, an Frankreichs Küche 2c. 2c. — nicht weil das alles schöner und besser sei als in Deutschland, sondern einzig und allein, weil's französisch ist — noch einmal: weil's französisch ist. Wie gesagt — brave Leute. Was ihnen aber durchweg abgeht, ist jedes geschichtliche Sensorium. Sie haben keinen Blick in die großen allgemeinen Gedanken und Führungen Gottes; kein Gemerk über diesen ganzen Krieg, weder warum er eigentlich begonnen hat, noch wie er ausgehen möchte, noch was eigentlich hinter den Coulissen geplant war. — Sie sind die Betrogenen; sie glauben in ihrem philiströsen Chauvinismus die unmöglichsten Gerüchte, die unsinnigsten Faseleien: Frankreich wird siegen, muß siegen, „wir bleiben französisch." — Aber die Thatsachen? — „Was Thatsachen? — Wir bleiben französisch." — Naive Träumer! Die Zukunft wirds lehren, wenn die Pickelhaube auf eurem Schädel sitzt .... Aber mit diesen Leuten kann man doch noch reden. Wenn auch ihr Gedankenhorizont von allerlei Phantasiegebilden umwoben ist — das Herz ist ihnen doch nicht im Leibe zusammengeschrumpft; der Fanatismus hat sie doch nicht zu Unmenschen herabgewürdigt.

Die Hirnwüthigen. Du erschrickst, lieber Leser? Ja, ich sage dir, bei uns gibts jetzt eine Classe von Menschen, man kann sie nicht anders nennen als die Hirnwüthigen. Das sind, in allen gesellschaftlichen Schichten, die rohen, unwissenden, ungebildeten, halbgebildeten, verbildeten, politisch und religiös herabgekommenen Elemente unseres Volkes. Soll ich dir ein solches Exemplar abconterfeien? Schau, da geht einer. Welche Lebensrolle er bis jetzt gespielt hat, weiß ich nicht. — Dem Ansehen nach kann er ein Beamter, Zeitungsschreiber, Commis voyageur, Wissenschaftsheld, Geldmann oder gewöhnlicher Culturkämpfer sein — gilt auch gleich — Nimm mal den Mann aufs Korn. Siehst, wie der so ma=

jestätisch düster einherschreitet? Ist's nicht Cato's Schatten aus der Unterwelt? Ja! — Jetzt horch aber auch, was der Mann redet, wie der große Armeen aus der Erde stampft; Kanonen und Mitrailleusen hervorzaubert, Allianzen in ganz Europa schmiedet, geniale Schlachtenpläne entwirft; Vernichtungssiege bei Metz, Paris, Orleans, Belfort erficht und dann mit dem Ruf: vengeance! vengeance! über den Rhein bricht und Freiburg, Rastatt, Mainz, Coblenz, Berlin in Schutt und Asche verwandelt. Du lächelst, lieber Leser, über solche kindische Bramarbasirereien? Gib Acht! der Mann ist seiner Sache ganz gewiß — so gewiß als der Münsterknopf noch auf dem Thurme sitzt, — und sein Preußenhaß hat keine Grenzen . . . Horch! wie er schilt, schimpft, flucht, lästert, haut, sticht, schießt, sengt, brennt, tödtet, ausrottet ohne Pardon noch Erbarmen! Es graut dir, lieber Leser, vor solcher Gemeinheit, vor solcher Verwilderung? Gelt, du bedauerst den Mann und möchtest ihm ein Körnlein Vernunft in sein zerrüttetes Gehirn und ein Fünklein Menschenliebe in sein verödetes Herz hineinhauchen? — Laß bleiben und geh ihm aus dem Wege . . . Foenum habet in cornu, er ist hirnwüthig und wenn er erst merkt, daß du ein Ruhiger bist, so gehts dir nicht gut! Ich warn' dich, es geht dir nicht gut! — Später wird er vielleicht wieder einmal zur Genesung kommen. — Du frägst: Gibts denn aber auch Hirnwüthige unterm Landvolk? „O du blöder Kalendermann, kennst das Landvolk nicht! — Ja gerade unterm Landvolk gibts die meisten und Hirnwüthigsten von allen!“ Der Städter hat in solchen Zeiten meistens keine tieferen Motive als den politischen Haß . . . . Was der vermag, hast du vernommen. Wenn aber beim Bauern zum politischen Haß, den er mit dem Städter gemein hat, auch noch ein anderer Haß, der tiefste, grimmigste, unversöhnlichste, der in Menschenherzen schlummert, hinzutritt und täglich, geflissentlich aufgestachelt, unab-

lässig geschürt wird — o dann hört alles auf! Dann möchte man unter Heulen und Wehklagen sein Angesicht verhüllen. . . . Doch es ist genug . . . Gott wird sich über unser Volk auch wieder erbarmen — die Zeit wird vieles ändern. — Es wird auch wieder Vernunft und Frieden und Liebe in unser Land, in alle Herzen einkehren, wir hoffen es, und unsere Hoffnung wird nicht zu Schanden werden.

Die Bausteine zur Gedächtnisskirche.

Lassen wir uns unterdessen durch solche trübselige Zustände nicht entmuthigen; sie sind die unausbleiblichen Folgen des Krieges in jedem eroberten Lande — und wenden wir unsere Blicke auf ein stilles Friedenswerk, welches unter mühevoller Arbeit langsam zu schöner Vollendung gedeiht.

Unser kirchliches Leben geht zwar seit dem 13. August 1870 seinen geregelten und gesegneten Gang. Wie schmerzlich aber eine Gemeinde von 700 Seelen den Mangel eines Gotteshauses empfindet, das weiß nur der, welcher solche Nothstände selbst erfahren hat. Wird auch der leiblichen Trübsal durch mildthätige Handreichung der Brüder täglich Abhilfe geschafft, so bleibt doch unsere geistliche Vereinsamung ein schwerer Kummerstein, der je länger, je drückender auf Hirt und Heerde lastet. Wie aber diesen Kummerstein los werden? Wo Hilfe suchen? Der Krieg wüthet mit ununterbrochener Heftigkeit fort und steigert sich allmählich zum Vernichtungskampf: wer wird den Sieg davontragen? Das weiß Gott . . . wie aber auch die Würfel schließlich fallen: von staatlicher Unterstützung ist jedenfalls vor der Hand nichts zu hoffen; die Gemeinde

liegt zerbrochen am Boden, und unsere Pfarrei hat keinen Heller Vermögen . . . In solch einer trostlosen Lage ist guter Rath theuer, und jeder nur halbwegs wohlwollende Mensch kann sich vorstellen, wie sehnlich allenthalben der Wunsch sich regte: „Ach! wenn wir doch wieder ein Kirchlein hätten!"

Nur getrost, das Kirchlein wird kommen . . . Es handelt sich ja nicht um eine politische Angelegenheit, sondern um Gottes Reichssache, und es gibt in allen Landen noch Herzen, welche für das Evangelium schlagen, und Hände, die sich für heimgesuchte Brüder aufthun. Den ersten Baustein (ein 20 Frcs.-Stück) zum Wiederaufbau der eingeäscherten Kirche spendet ein durchreisender Schweizer; der zweite, ein Preußischer Thaler, kommt durch die Feldpost aus der Umgegend von Nancy von einem Unteroffizier und seinen Mannschaften. „Wir haben, sagen sie, die alte Kirche zerstören helfen und senden ein Scherflein zum Aufbau der neuen." — Diese zwei Liebesgaben bilden den ersten Grundstock zu unserm künftigen Baukapital; sie bestärken uns in der Zuversicht: es wird uns geholfen werden, aber der einzig mögliche Weg ist die Sammlung freiwilliger Beiträge unter unsern Glaubensgenossen.

Einige Tage später, am 14. August, sitze ich einmal so recht traurig und sorgenvoll auf den Ruinen der Kirche, Goßners Neues Testament in der Hand, und neben mir steht, den zerschossenen Arm in der Schlinge, der alte Eiserhenner — Gott hab ihn selig! . . . Da tritt ein junger, unbekannter Mann auf mich zu, reicht mir freundlich die Hand und fängt an mich zu trösten: „Ich solle doch nicht verzagen, das evangelische Deutschland werde gewiß das zerstörte Gotteshaus wieder aufrichten, und er wolle auch nach Kräften mithelfen rc." Ich höre zu und weiß nicht, was ich antworten soll. Der fremde Wandersmann zieht seine Straße weiter . . . „Wer ist's? — Wird er auch Wort halten?"

Es ist Pastor S. Nielsen aus Potsdam, und wie er

sein gegebenes Versprechen einlöst, darüber bringen schon die nächsten Tage thatsächliche Beweise. -- Sein Wirkungskreis ist Norddeutschland; seine erste Mitarbeit ein Hilferuf „von Brüdern zu Brüdern", worin die materielle Noth, besonders aber die kirchliche Bedrängniß der Gemeinde Fröschweiler zu opferwilliger Handreichung auffordern. Dieser Hilferuf wird von befreundeten Redaktionen verbreitet; wohin er gelangt, erwacht die regste Theilnahme; die Gaben fließen in größern und kleinern Summen, sowohl zur Unterstützung der Bedürftigen, als zum Wiederaufbau der Kirche.

Mit Aufrufen allein aber ist die Sache nicht gethan. Es gilt, namentlich in großen Städten, das Interesse zu wecken, einflußreiche Persönlichkeiten zur Mitwirkung zu gewinnen. Unser norddeutscher Freund ist unermüdlich. Zu seiner ungeheuren Correspondenzlast übernimmt er auch die Mühe weiter und beschwerlicher Reisen. Er geht nach Leipzig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Hannover, an den Rhein ꝛc. und gründet überall unter schwierigen Verhältnissen, im Kreise hochgestellter Persönlichkeiten Sammelcomités, welche unsere Angelegenheit in die Hand nehmen, befürworten, die Beiträge centralisiren und direkt nach Fröschweiler senden. Unser Kummerstein wird leichter; der erste Baufond ist bereits auf Tausende angewachsen.

Gleichzeitig und ohne in die Thätigkeit unsers norddeutschen Vertreters störend einzugreifen, ergeht durch den Erzähler im Namen des Presbyteriums ein Hilferuf an die Superintendenten, Decane, Pfarrer, Gustav-Adolf-Vereine. Unsere „dringende Bitte" findet ebenfalls große Verbreitung und freundliche Aufnahme. Aus allen Ländern und Provinzen rinnen die Liebesbächlein freudig herüber. Der Centralverein der Gustav-Adolf-Stiftung tritt freigebig in die Schranken, die Haupt- und Zweigvereine bewilligen bedeutende Beiträge; eine große Anzahl von Gemeinden legt auf Anregung der

Geistlichen ihre Opfer zusammen. Die Kirchencollecte in Bayern erzielt allein gegen 20000 Franken; das Stuttgarter Sonntagsblatt nimmt einige „Kriegs- und Friedensbilder“ auf und sendet wiederholt beträchtliche Sammlungen. Viele einzelne Geber aus allen Ständen schicken ihre Gaben direkt nach Fröschweiler. Bald ist's die Goldmünze des Reichen, bald das Scherflein der Wittwe, bald der Kreuzer des Handwerkers, bald der Sparpfennig des Kindes. Was soll ich viel sagen? Wir werden getröstet über Bitten und Verstehen! Was aber mehr noch als alle diese großen und kleinen Gaben unsere Herzen erfreut, das sind die Zeugnisse herzlicher Bruderliebe, welche fast immer dieselben begleiten. Ja! da erfährt man es so recht lebendig: es gibt noch eine Gemeinschaft der Gläubigen, und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder! Jetzt sind wir der schwersten Sorgen enthoben. Unser Capital ist auf die Summe von 70,000 Franken gestiegen und genügt zum Aufbau der einfachen Dorfkirche, welche wir in unsern Verhältnissen brauchen. Aber unsere bescheidenen Hoffnungen sollen nicht in Erfüllung gehen. Viele Wohlthäter, deren Söhne, Brüder, Anverwandte auf unsern Gefilden begraben liegen, haben ihre Liebesgaben mit dem bestimmten Wunsche dargebracht, es möchte zur Erinnerung an die theuern Gefallenen eine würdige Gedächtnißkirche erbaut werden. Eine große Anzahl von Gönnern, deren Begeisterung für das neu erstandene deutsche Reich und die wiedergewonnenen Bruderstämme in hohen Wogen geht, äußern in nachdrücklicher Weise denselben Gedanken; es müsse auf dem Schlachtfelde bei Wörth ein schönes, monumentales Gotteshaus erstehen! Wiederum andere, welche mehr den Standpunkt des Reiches Gottes vertreten: es zieme sich nach solchen wunderbaren Erfolgen, Freund und Feind gegenüber, ein edles Friedensdenkmal zu errichten. So steht jetzt die Sache; so kommt die Kirchenbauangelegenheit in neuer Gestalt von außen an uns heran. Wir können nicht

mehr mit den anvertrauten Gaben nach eigenem Gutdünken schalten. — Andrerseits begrüßen wir (warum es nicht ehrlich gestehen?) die Aussicht auf eine schöne Kirche mit inniger Freude.

Wie aber dieses Vorhaben zur Ausführung bringen? Wo die noch fehlenden Geldmittel hernehmen? Darüber noch folgende Mittheilungen.

Der Friede ist endlich geschlossen. Elsaß und Lothringen bleiben deutsche Provinzen. Die Regierung will aber die geschlagenen Wunden nach Kräften heilen: alle Zerstörungsschäden, alle Kriegsopfer in Stadt und Land sollen vollständig vergütet werden. Auch für unsere niedergebrannte Kirche wird der Gemeinde ein Schadenersatz von 68,600 Fr. bewilligt. Die Möglichkeit, den Gedanken einer gothischen Kirche zu verwirklichen, rückt näher. — Aber noch mangeln bedeutende Summen. Da tritt die Regierung uns helfend zur Seite und gibt aus der Landeskasse einen Zuschuß von 10,000 Fr. Endlich fördert Seine Majestät der Kaiser die Entscheidung und gewährt huldvollst ein Gnadengeschenk von 30,000 Franken.

Nun hat alles Sorgen und Zögern ein Ende. Auf der Fröschweiler Höhe, mitten im Centrum des Schlachtfeldes, wird aus vereinten Kräften des deutschen Volkes eine monumentale Gedächtnißkirche erbaut. Die nöthigen Mittel zum Rohbau sind vorhanden und werden einstweilen nutzbringend angelegt. — Geht's auch diesmal wieder nach dem alten Sprüchwort: Gut Ding will Weile haben, so gehts doch vorwärts — dem schönen Ziele entgegen.

Der Auf- und Ausbau der Gedächtnisskirche.

Bevor jedoch der Bau in Angriff genommen werden kann, sind noch gar manche Fragen ins Reine zu bringen. Zunächst gilt es, eine friedliche Auseinandersetzung mit den Katholiken zu bewerkstelligen. Die Kirche war bis jetzt simultan, und obschon das Einvernehmen zwischen beiden Confessionen stets ein freundliches gewesen, so wird doch allseitig der Gedanke ausgesprochen: das beste sei, wir giengen friedlich und schiedlich auseinander, und jede Glaubensgemeinschaft sorge für ein eigenes Gotteshaus. Das geschieht denn auch ohne jegliche Schwierigkeit; die Katholiken erhalten die Hälfte des noch vorhandenen Materials und von der Entschädigungssumme den Betrag von 25,000 Franken.

Weiter handelt es sich darum, einen geeigneten Bauplatz zu gewinnen. Der beste und schönste ist ohne Zweifel der, worauf die alte Kirche gestanden. Aber einmal beanspruchen die Katholiken das Miteigenthumsrecht, und andrerseits müßte noch ein Stück Landes angekauft werden. — Es entstehen kleine Mißhelligkeiten. Sobald aber geschichtlich nachgewiesen wird, daß die alte Kirche nebst Grund und Boden seit der Reformation als ein grundherrliches Geschenk den Protestanten gehört, ist der Handel geschlichtet. Die Katholiken erhalten zum Ankauf eines beliebigen Bauplatzes die Summe von 3000 Fr., und die Protestanten behalten den bisherigen Kirchenplatz; zur nöthigen Vergrößerung desselben wird des Nachbars Garten um den Preis von 3000 Fr. erworben. Soweit nimmt alles den erwünschten Fortgang.

Jetzt aber, wo sind die Pläne? An Pläne-Mangel hat die Welt noch selten gelitten, wohl aber an Pläne-Ueber-

fluß, und so ist's denn nicht zu verwundern, wenn wir hier zu Lande an Pläne-Beschwerden eine gute Zeit lang laboriren.

Ein erstes Projekt in byzantinischem Styl mit Kuppel und Ruhmeshallen wird nach vorgenommener Prüfung als unpassend für unsere Oertlichkeit und Bedürfnisse allseitig abgelehnt.

Eine zweite Skizze, in gothischem Styl, mit Querschiff und Seitenportal, findet ebenfalls keinen Anklang. Ein dritter Plan, wiederum gothisch, ist eine zu deutliche Copie einer bekannten neueren Kirche, müßte auch die vorhandenen Mittel weit überschreiten; auch er wird nach langer Prüfungs- und Wartezeit schließlich aufgegeben.

Ein vierter Plan, wiederum gothisch, mit auffallend hohem Chor, macht uns lange und erschrecklich zu schaffen — es ist des Berathens, Zeichnens, Critisirens fast kein Ende — zuletzt nach langen peinlichen Verhandlungen stellt sichs heraus, der Gedanke sei undurchführbar. So vergeht die Zeit; wir stehen noch auf demselben Fleck, und unsere kirchlichen Nothstände werden immer drückender — so verplanen wir aber auch hübsche Sümmchen, denn alle diese Operationen, Grundsteinlegungen kosten Geld . . . Endlich wird uns ein Plan vorgelegt, dem alle Sachverständigen Anerkennung zollen und der auch von der Gemeindebehörde und von der Regierung genehmigt wird. Der Entwurf ist von Architekt Winkler in Straßburg, in gothischem Styl, XIII. Jahrhundert, nicht stolz, nicht großartig, sondern einfach, edel und schön, so ganz unsern Bedürfnissen, der Lage des Dorfes und der nunmehr historischen Bedeutung seiner Umgebung entsprechend.

Jetzt ist unser Schifflein im richtigen Fahrwasser. Nun darf aber auch mit der Inangriffnahme des Werkes nicht länger mehr gezögert werden. Am 16. April 1873 werden die Arbeiten für den Rohbau vergeben; am 2. Mai wird der erste Spatenstich zu den Fundamenten gethan. Bald sind die

4 Meter tiefen Grundmauern aus der Erde gehoben — langsam steigen die Portale, die Strebepfeiler, die Seitenwände empor; 's ist eine Lust, nach langen schweren Kämpfen, dem Wachsthum des Baues zuzuschauen. — Aber der Winter kommt, unsere Arbeiter sind weggegangen, wir müssen warten. — Die Frühlingssonne scheint wieder, ein fröhliches Leben beginnt in unserer Mitte. — Die Wochen kommen und schwinden — das äußere Mauerwerk an Schiff und Chor ist fertig, das Dachwerk vollendet; der Thurm erhebt sich allmählich höher und höher, die Säulen ragen kühn hinauf zum Gewölbe . . . Wir hoffen, die Kirche könne dies Jahr noch eingeweiht werden. — Wir müssen Geduld haben, es läßt sich nichts überstürzen. Noch einmal breitet der Winter seine kalten Fittige über das unvollendete Gotteshaus — aber zum letzten Mal. Sobald das Frühjahr gekommen, gehts wieder lustig vorwärts; die Sculptur- und Gypsarbeiten sind bald bewältigt, das Plattenwerk ist gelegt, die Sacristei hergestellt, die Orgelvorbühne angebracht, die Thurmesspitze erreicht, noch eine kleine Zeit — der Juni wird kaum vorüberfließen, und die Gedächtnißkirche schaut majestätisch ins Thal hinab, ins Land hinein, das würdigste aller Denkmale auf der blutgedrängten Walstatt, die schönste im Kranze ihrer elsässischen Schwestern seit den Tagen der Reformation! Wie stehts nun aber mit der innern Einrichtung und Ausschmückung der Gedächtnißkirche in Fröschweiler? Soll alles wohl gelingen, so muß der innere Ausbau mit dem Rohbau in harmonischem Einklang stehen. Nur ruhig, auch dafür wird in erfreulichster Weise gesorgt werden. — In Norddeutschland hat Pastor Nielsen seine Bemühungen fortgesetzt, die Theilnahme für das begonnene Werk erhalten, neue Sympathien wachgerufen. — In Süddeutschland haben wir einen Mitarbeiter gefunden, welcher seit Jahren seine Kraft und Zeit im Dienste der Friedenskirche verzehrt. Wer kennt nicht den begeisterten, uner-

müdlichen, unerbittlichen, unwiderstehlichen Assessor Schönniger in Nürnberg? Wer weiß nicht, mit welch rastlosem Eifer derselbe die Ausschmückung unserer Kirche betreibt? Was der Mann arbeitet, schreibt, schafft, zu Wege bringt, 's ist wahrhaft unglaublich! Im Verein mit solchen Gehilfen darf uns nicht mehr bange werden. Wir appelliren nochmals an die opferfreudige Liebe unserer Glaubensgenossen im deutschen Reiche, an die Gustav-Adolf-Vereine, besonders an die Frauenvereine; sie haben das Werk ins Leben gerufen, sie werden es auch seiner Vollendung entgegenführen. Und wir täuschen uns nicht. — Vom Throne der Fürsten bis zur Hütte des gemeinen Mannes herab wird uns die freigebigste Handreichung zu Theil. Wir fassen alles in Kürze zusammen: Der Kaiser schenkt der Gemeinde das nöthige Kanonenerz zu drei Glocken und übernimmt die Stiftung des mittleren Chorfensters; der Kronprinz übernimmt das Ehrenprotektorat über die Gedächtnißkirche und die Stiftung des 4. Chorfensters; Bayern spendet das 2., Württemberg das 5., Baden das 1. Chorfenster, die ganze Reihe mit Darstellungen aus dem Neuen Testamente; 16 deutsche Fürsten treten für die Stiftung sämmtlicher kleineren Schifffenster, mit alttest. Figuren, ein. Ferner werden uns dargebracht aus Norddeutschland: die heiligen Gefäße, das Crucifix, Altar, Altarbild, eine Altarbibel, eine Altardecke, alles nach den Zeichnungen von Professor Wanderer; vom Gustav-Adolf-Verein: die erforderlichen Gelder zum Glockenguß; aus Süddeutschland, durch das Nürnberger Comité, empfangen wir: das vollständige Plattenwerk, die Orgel, den Kronleuchter, die Altarleuchter, eine Altardecke, den Taufsteinengel, die Kanzel, ein silbernes Taufgefäß, eine Hostienkapsel, 8 große Schifffenster mit Damastglas, die nöthigen Möbel in die Sacristei. — Die Gemeinde Fröschweiler beschafft die Thurmuhr. Ist's nicht allenthalben ein heiliger Wetteifer, das neuerstandene Heiligthum würdig und lieblich zu

schmücken? — Ja, sie haben es eingelöst, unsere deutschen Brüder und Schwestern, das Wort jenes Generals, welcher am Abend der Schlacht, angesichts der brennenden Kirche, zu uns sprach: Laßt sie in Gottes Namen brennen, wir bauen sie wieder auf! — Sie haben sie wieder aufgebaut, sie haben sie prächtig ausgestattet. Wir aber vergessen nicht unsere Schuldigkeit: Allen, die mitgeholfen haben, gelte unser tiefgefühltester Dank und unser herzlichstes Vergelt's Gott!

Die Einweihung der Friedenskirche.

Der 30. Juli ist gekommen. Wie eine Braut im Ehrenkleide, so prangt die Friedenskirche im Festgewande. Wir feiern heute ihren Auferstehungstag! Das ganze Dorf ist frühe schon in Bewegung; alle Kirchweihrüstungen sind gemacht; siehe, da kommen unsere Einwohner: die Männer im langen Hanauer Bauernrock, den „Dreimaster" fest auf der Stirn; die Weiber, das Gesangbuch in der Hand, in der hübschen dunkeln Sonntagstracht; die Kinder, freudestrahlend, mit Kränzen und Blumen. Sie wallen zum neuen Eben-Ezer, das uns der Herr auf den Ruinen des alten errichtet. — Drunten am Schulhaus sammeln sich die Leute und harren in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Jetzt treffen auch die Spitzen der Civil- und Kirchenbehörden aus Straßburg, Weißenburg ein; die Festgäste aus Potsdam, Nürnberg, Speier, Darmstadt 2c., die Geistlichen und Laien des Consistoriums Wörth, sowie eine große Menge Volks aus allen Gauen des Unterlandes. Endlich schlägt die Weihestunde. Nach einigen kurzen Abschiedsworten im Schul-

haus bewegt sich der Festzug unter dem Geläute des Gemeindeglöckleins nach der stattlichen Friedenskirche. Dort, unter dem Portal, wendet sich der Herr Oberpräsident von Elsaß-Lothringen zu der versammelten Festgemeinde und spricht mit bewegter Stimme: „Der Frieden hat allenthalben die Wunden des Krieges, auch die schwerste und letzte Wunde dieser Gemeinde, geheilt; als ein Denkmal vereinter Bruderliebe und deutscher Zusammengehörigkeit ist diese Kirche aus ihren Trümmern erstanden; möge der Eingang in dieselbe ein gesegneter sein." Nun schreiten die Behörden und Ehrengäste voran, und in einem Augenblick ist die ganze Kirche so gedrängt voll Menschen, daß weder mit guten Worten, noch mit Gewalt mehr ein Plätzchen zu erhaschen ist. Die allermeisten müssen stehen in den Gängen, unter dem Porticus, auf der Straße, zu Hunderten. Wir können's nicht ändern. — Nach und nach wird's stiller. Ein prachtvoller Chorgesang: „Der Herr ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns betroffen haben", ausgeführt von den Seminarzöglingen aus Straßburg — eröffnet den Festgottesdienst, und nun tritt Herr Inspektor B. aus Weissenburg vor den Altar, spricht ein kurzes Gebet und beginnt die Weiherede. Er redet von der schweren Arbeit und dem schönen Gelingen des Werkes; vom heiligen Beruf der Kirche, Trost und Frieden in Herz, Haus, Gemeinde und Vaterland zu bringen und in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, auch unter Kampf und Anfechtung, zu verkündigen und übergibt das neue Gotteshaus seinem heiligen Gebrauche. Jetzt erst ertönen die Glocken. Majestätisch dröhnt der Dreiklang vom Thurme: alle Gemüther sind mächtig ergriffen; dann folgt die Orgel, leise steigend, in zarten Tönen, bis zum vollen, brausenden Lobgesang; herzergreifend rauschen die Feierklänge durch die Gewölbe; dann fallen mit der Orgel die Posaunen ein, und von tausend Lippen erschallt unser altes Siegeslied: „Ein feste Burg ist unser Gott". O, wer

das alles miterlebt hat! Vor 6 Jahren: „Aus tiefster Noth schrei ich zu dir“ und heute: „Er hilft uns frei aus aller Noth!“ Wie wundersam wechseln die Zeiten Gottes!

Nach einem vollständigen Altargottesdienst und einem zweiten Chorgesang: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“, besteigt der Ortspfarrer die Kanzel und hält die Weihepredigt über den Ostergruß des Auferstandenen, Joh. 20, 21 „Friede sei mit euch!“

Er antwortet I. auf die Frage: „Was ist's für ein Frieden, den wir heute herniederflehen?

Es ist nicht ein blos äußerlicher Land- und Bürgerfrieden, der wohl unsere zeitliche Wohlfahrt schirmt, aber das tiefste Sehnen des Menschenherzens nicht stillen kann. Es ist der Frieden Gottes! Der Frieden, den der hl. Gott mit der empörten Menschheit wieder geschlossen hat; der Frieden, wodurch die geheimnißvolle Macht der Sünde, des Satans und des Todes gebrochen, überwunden zu unsern Füssen liegt.

II. Worauf ruht dieser Gottesfrieden?

Wie das ganze Christenthum, auf den Rettungsthaten Gottes in Christo Jesu, dessen Kommen, Leiden und Siegen die Erlösung schafft, wonach alle Geschlechter der Erde seufzen. Wo diese Rettungs- und Friedensthaten geleugnet, erschüttert werden, da graben sich Völker und einzelne Seelen ihr eigenes tiefes Grab, denn es bleibt wahr: „Die Geschichte ist der Menschheit Gewissen und das Christenthum ist einst der Menschheit Gericht.“

III. Wie gelangen wir zu diesem Frieden?

Durch den Missionsdienst der heiligen Kirche, welche den Beruf hat, durch treues Haushalten über Gottes Geheimnisse die Friedensthaten Gottes hinauszutragen zu aller Creatur. — Wo ihr Zeugniß Eingang findet; wo die Sünderherzen zu gründlichem Selbstgericht und zu lebendigem Glauben an Christum erwachen, da werden auch in den dunkelsten Tiefen

sittlicher Verkommenheit Friedenskinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe. Das soll und wird auch hier geschehen, wenn von heute an bis auf die spätesten Geschlechter die großen Rettungsthaten Gottes rein und lauter verkündigt werden." Nach dieser Predigt wird abermals ein Chor gesungen: „Wie lieblich ist deine Wohnung, o Herr!" und nun folgen noch zwei kürzere Ansprachen von Pastor S. Nielsen aus Potsdam, der die reichgeschmückte Kirche im Namen der deutschen Wohlthäter als ein Angeld herzlicher Bruderliebe der Gemeinde Fröschweiler übergibt; von Dr. Eichenbrodt aus Darmstadt, der gar ernste und herzliche Worte des Trostes und der Ermahnung an die Versammlung richtet; dann singt die Fröschweiler Schuljugend noch den Lobgesang: „Das ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster", und Schlußgebet und Segen beendigen die erhebende Festfeier. Die Friedenskirche ist eingeweiht; aber jetzt geht's erst recht an's Beschauen des herrlichen Gotteshauses; jeder will alle die prächtigen Kunstschätze sehen und bewundern; den ganzen Tag wogt eine ungeheure Menschenmenge aus und ein, und bis in die späte Nacht verkündigt der Glockenklang die Freude, welche uns nach langer Trübsal widerfahren ist.

Jetzt ist Fröschweiler nicht mehr das unbekannte Bauerndörflein auf der sonnigen Hochebene bei Wörth a/S., sondern der vielbesuchte Wallfahrtsort aller derer, die das Schlachtfeld vom 6. August 1870 und dessen erhabenstes Denkmal zu sehen wünschen. Wahr ist es auch: Elsaß hat in Stadt und Land manch schönes Gotteshaus, aber unter allen gebührt unstreitig die Palme der hiesigen F r i e d e n s k i r c h e.

Kaiser Wilhelm in Fröschweiler.

Es vergehen einige Wochen. Neue Festlichkeiten stehen bevor. Am Abend des 26. September 1876 sind in Fröschweiler alle Vorbereitungen zum Empfang Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm getroffen. Die Einwohner haben in freudigem Wetteifer ihre Häuser mit Blumen, Laubwerk und Bändern geziert; und kann auch nicht jeder bei oft bescheidenen Verhältnissen eine Fahne aushängen, so sind nichtsdestoweniger alle freudig bereit, den „Herrn Kaiser" auf's herzlichste zu bewillkommnen.

Leider hat es die ganze Nacht hindurch geregnet, und noch um 7 Uhr Morgens schauen unsere Leute bange fragend nach Westen, von woher die dunkeln Wolken die Festfreude zu beeinträchtigen drohen. Plötzlich heitert sich der Himmel auf, und bald kommen ganze Schaaren von nah und fern, zu Fuß und zu Wagen, herangezogen, um mit uns den ländlichen Kaisertag zu begehen. — Am südlichen Eingang des Dorfes, wo die bescheidene Ehrenpforte aufgerichtet ist mit den Inschriften: „Willkommen! Der Herr mit Dir, Du streitbarer Held!" haben sich unsere Einwohner, Graf Dürckheim und der Gemeinderath an der Spitze, in Reih und Glied aufgestellt, und unter dem Portal der Friedenskirche harrt der Ortsgeistliche, umgeben von mehreren Pfarrern des Consistoriums, der Ankunft des Monarchen entgegen. — Mittlerweile sind aus dem Bezirk Hagenau Deputationen von Gemeinderäthen, Lehrern, Beamten und zahlreiches Landvolk eingetroffen und bilden Spalier von der Ehrenpforte aus zur evangelischen und abwärts bis zur katholischen Kirche. Der Kaiser soll von Wörth,

am großen deutschen Monument vorbei, über Elsaßhausen kommen.

Kräftige Böllerschüsse und majestätisches Glockengeläute verkündigen um halb 10 Uhr das Herannahen des Herrschers und seines glänzenden Gefolges. Eine unbeschreibliche Begeisterung bemächtigt sich plötzlich aller Gemüther . . . und siehe! da naht, hehr und ruhig, die hohe ungebrochene Heldengestalt. Ein donnerndes Hoch! ertönt von allen Lippen, und Aller Augen sind auf den Landesherrn gerichtet, der zum ersten Mal seine wiedergewonnenen Unterthanen besucht und von seinem stattlichen Reitpferde hernieder nach allen Seiten hin mildfreundlichst die Grüße erwiedert. Da erhebt Graf Dürckheim, tief bewegt, die Stimme und begrüßt den Kaiser im Namen der Gemeinde Fröschweiler. — Der Kaiser erwiedert einige huldvolle Worte, und wiederum braust ein mächtiges „Hoch!" durch die Lüfte. Der Zug bewegt sich langsam vorwärts nach der Friedenskirche, wo eine unabsehbare Volksmenge versammelt ist. Rüstig, wie ein Jüngling, steigt der greise Held vom Pferde, begleitet von seinem Sohne, dem Liebling des deutschen Volkes, und einer glänzenden Suite von Fürsten und Feldherrn und weilt einige Augenblicke unter der singenden Schuljugend, nimmt herzlich dankend ihre Blumensträußchen entgegen, die er mit dem Kronprinzen theilt, und tritt nun unter die Vorhalle der Kirche, wo ihn der Ortspfarrer Klein mit folgenden Worten begrüßt:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser, allergnädigster Herr!

Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Freude heißen wir Ew. Majestät willkommen am Eingang dieser Kirche, die sich als ein Denkmal der Liebe des deutschen Reiches und seiner erhabenen Fürsten, insbesondere Ew. Kais. Majestät und Sr. Kais. Hoheit des Kronprinzen zu unserm Lande auf diesem schlachtgeweihten Boden erhebt.

Begeistert sind von allen Seiten unsere Landbewohner herbeigeeilt, um in Ew. Majestät den Fürsten zu begrüßen, in dem sie als Christen, im Gehorsam unter Gottes wunderbare Fügungen, ihr rechtmäßiges Oberhaupt erkennen; den Fürsten, der stark im Krieg und mild im Sieg, das Wohl aller seiner Unterthanen auf väterlichem Herzen trägt; den Fürsten, der unbeirrt durch die widerchristlichen Strömungen dieser Zeit, ungeblendet von der Macht und Ehre dieser Welt, es sich nicht nehmen läßt, mit jenem heiligen Kriegshelden alter Zeit, stolz und demüthig zugleich, zu bekennen: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen."

Ew. Majestät wolle huldvollst den Dank dieser Gemeinde entgegennehmen für die eifrige Fürsorge, mit welcher Sie hier und an allen Orten bemüht gewesen sind, die Wunden des Krieges zu heilen, und Ihr schirmendes Scepter auch ferner hoch halten, nicht blos über diesem Gotteshaus, sondern über unserer ganzen evangelischen Landeskirche, die immer noch auf dem Grunde ihres guten Bekenntnisses steht, und die in Ew. Majestät ihren obersten Schutzherrn auf Erden hat, daß diese Kirche ungestört bleibe in dem Erbe der Väter, im lautern evangelischen Christenglauben, und also im Stande sei, die Bevölkerungen, die sie umschließt, zu wahrer Gottes- und Menschenliebe und zu todesmuthiger Treue gegen Fürst und Vaterland zu erziehen.

Der Herr, der bisher geholfen, segne Ew. Majestät und deren ganzes Haus; Er behüte Sie; der Herr lasse leuchten sein Angesicht über Sie und sei Ihnen gnädig; der Herr erhebe Sein Angesicht auf Sie und gebe Ihnen Seinen Frieden — Amen!"

Und „Amen!" wiederholen mit lauter Stimme nicht nur die anwesenden Geistlichen, sondern auch der Kronprinz und alle unter dem Portal versammelten hohen Gäste.

Der Kaiser hat sichtlich bewegt die Worte des Pfarrers

aufgenommen, und seine Erwiederung sowie der warme Händedruck, mit dem er dem Pfarrer dankt, lassen dies deutlich erkennen. Er spricht: „Diese Kirche hat als Friedenskirche auf historischem Boden den Beruf, die Wunden des Krieges auch ferner noch zu heilen, und es ist Sache der Geistlichen, ihre Wirksamkeit nicht blos am Ganzen, sondern auch am Einzelnen zu bethätigen. Sie haben den Standpunkt berührt, auf dem auch ich stehe, und wer auf demselben mit mir steht, mit dem ist Gott! —“ Hierauf schreitet der hohe Herr, erhobenen Hauptes, von Pfarrer Klein und dem hohen Gefolge begleitet, zur Kirche hinein, dem Altar entgegen. Augenscheinlich erstaunt, drückt er mehrmals über die Schönheit und künstlerische Ausstattung derselben seine hohe Befriedigung aus. Ebenso der Kronprinz und die sämmtlichen anwesenden Herrschaften.

In der Sacristei, in der das wohlgetroffene Bild des Ehrenprotectors angebracht ist, weilt Seine Majestät längere Zeit. Besonderes Wohlgefallen hat er an dem von Freiherrn v. Löffelholz aus Ansbach sinnig und kunstvoll angelegten, mit einer Kriegschronik von Pfarrer Klein verbundenen „Helden- und Todtenbuch“, worin die Bildnisse des Kaisers, des Kronprinzen und der bei Wörth betheiligten Corpscommandeurs, die Namen aller am 6. August 1870 gefallenen deutschen Krieger, sowie die Leidensgeschichte des Ortes Fröschweiler vor, während und nach der Schlacht niedergelegt sind. Dem gerade anwesenden Künstler wird ebenfalls von Sr. Majestät ein freundliches Wort der Anerkennung zu Theil.

Auf die Bitte des Ortspfarrers Klein geruhten der hohe Herr und mit Ihm der Kronprinz und das ganze Gefolge ihre Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Nun fährt der Kaiser durchs Dorf nach der katholischen Kirche, wird dort vom Clerus empfangen und kehrt, von Graf

Dürckheim begleitet, zu Fuß durch die freudig erregte Menge zurück. Es ist ein allen Herzen wohlthuendes Schauspiel, das wir manchem nicht Anwesenden gerne zu betrachten und zu beherzigen geben möchten, wie der siegreiche Herrscher so frei, so liebreich und herzgewinnend da mit den Leuten verkehrt, bald dem, bald jenem ein freundliches Wort zuspricht, als wäre er schon längst ihr bekannter und huldvoller Landesvater, und wie andererseits das Volk diesen Beweisen vertrauensvoller Güte das richtige Verständniß durch seine ganze Haltung entgegenbringt, so daß jedem, der den Fürsten und die Bevölkerung kennt, die große Tragweite dieses ersten Besuches in die Augen springt. Nach einem halbstündigen Aufenthalt im Schloß, wo er die vom Grafen Dürckheim und seiner Gemahlin den höchsten Herrschaften dargebotene Erfrischung mit freundlichem Danke entgegennimmt, besteigt er mit dem Kronprinzen den Wagen und fährt, begleitet von lebhaften Zurufen, von Fröschweiler ab.

Es ist ein schöner Tag, und gewiß sprechen Kaiser und Volk beim Scheiden in ihrem Herzen:

„Auf Wiedersehn!“

Schlusswort.

Hiemit lebe wohl, lieber Leser; unsere Kriegs= und Friedensbilder sind zu Ende. Welchen Eindruck sie dir gemacht haben, und welches Urtheil du über sie fällen magst, das stellen wir Gott und deinem Herzen anheim.

Wir wollten dir durch diese Schilderungen zeigen, welche Drangsale der Krieg in seinem Gefolge hat. Denke daran und hilf abwenden die schweren Gerichte Gottes, denn jeder Einzelne hat die Verantwortung für seines Volkes Wohlergehen und seines Vaterlandes Schicksal.

Der Erzähler hätte noch gar Vieles zu sagen über Land und Leute; wie es seit 6 Jahren im Elsaß gegangen, wie es geht und gehen muß; wie es in Städten und Dörfern, in Kirche und Schule, im Familien= und Volksleben aussieht; welche Fort= und Rückschritte, Verbesserungen und Verböserungen allenthalben geschehen sind. Ach! eine ganze Menge von Fragen und Antworten liegen einem auf der Seele! Aber der Winter ist vor der Thür — es wird kalt und kälter. — Kommt Zeit, kommt Rath. — Wenn die Tage wieder länger und die Eiszapfen kürzer werden, wollen wir vielleicht einmal wieder einen Rundgang machen und sehen, wie viel Uhr es in den Reichslanden geschlagen hat.

Schlusswort.

Hiemit lebe wohl, lieber Leser; unsere Kriegs- und Friedensbilder sind zu Ende. Welchen Eindruck sie dir gemacht haben, und welches Urtheil du über sie fällen magst, das stellen wir Gott und deinem Herzen anheim.

Wir wollten dir durch diese Schilderungen zeigen, welche Schrecken der Krieg in seinem Gefolge hat. Betet darum und helft abzuwenden die schweren Gerichte Gottes, denn jeder Einzelne hat die Verantwortung für seines Volkes Wohlergehen und seines Vaterlandes Schicksal.

Der Erzähler hätte noch gar vieles zu sagen über Land und Leute, wie es seit 6 Jahren im Elsaß gegangen; wie es geht und gehen muß; wie es in Städten und Dörfern, in Kirche und Schule, im Familien- und Volksleben aussieht; welche Fort- und Rückschritte, Verbesserungen und Verschlechterungen allenthalben geschehen sind. Wohl eine ganze Menge von Fragen und Antworten liegen einem auf der Seele! Aber der Winter ist vor der Thür — es wird kalt und kälter. — Kommt Zeit, kommt Rath. — Wenn die Tage wieder länger und die Gesundheit besser werden, wollen wir vielleicht einmal wieder einen Rundgang machen und sehen, wie viel Uhr es in den Reichslanden geschlagen hat.

Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

Der deutsche Krieg

1870—71

als

Heldengedicht

aus dem Nachlaß

des seligen

Philipp Ulrich Schartenmayer

herausgegeben

von

einem Freunde des Verewigten.

4. illustrierte Auflage.

[illegible]

[illegible]

Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

Der deutsche Krieg

1870—71

ein

Heldengedicht

aus dem Nachlaß

des seligen

Philipp Ulrich Schartenmayer

herausgegeben

von

einem Freunde des Verewigten.

4. illustrirte Auflage.

broch. 2 ℳ 80 ₰. Elegant gebunden 3 ℳ 20 ₰.

☞ Ein komisches Epos, das aber unter den poetischen Erzeugnissen, welche der große Krieg hervorrief, wohl als das überhaupt bedeutsamste bezeichnet werden darf. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein in der deutschen Wissenschaft hochangesehener Name. „Schartenmayer", von Schwaben ausgegangen, wird bereits jetzt in Südwestdeutschland in keinem Hause mehr vergebens gesucht, und hat längst seine Rundreise durch das Gesammtvaterland, ja über den Ocean angetreten. Ein namhafter Kritiker sagt über die Bedeutung dieses humoristischen Heldengesangs: „Keine andere Nation ist wohl im Stande, ein Heldenepos aufzuweisen, welches eine ungeheure Katastrophe mit solchem Humor, solcher Selbstironie und Bescheidenheit gepaart mit höchstem Ernste und Freimuth besingt."

Boser

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Carl,

Fröschweiler Chronik Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870

Nördlingen 1877

Eur. 694 d-534
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11356587-8